


Otto Griesbach gehörig.
V



Das Karlsruher Unterhaltungsblatt.

Ein für alle Stände, Jung und Alt, interessantes und belehrendes

Bilderwerk

Zweiter Jahrgang.

Tab. I – LII.

KARLSRUHE
in der C.F. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1829.

KARLSRUHER Unterhaltungs-Blatt.

Zweyter Jahrgang 1829, enthält 52 Nummern Text und 52 Abbildungen.

Inhalt.

I. Abtheilung:

Naturhistorische und Kunst-Gegenstände, mit Abbildungen.

In alphabetischer Ordnung.

II. Abtheilung:

Erzählungen, Anekdoten, Aphorismen ꝛc.

In chronologischer Folge.

Alphabetisches Verzeichniß

der zum zweyten Jahrgang 1829 gehörigen Abbildungen.

Die bei den Postbehörden zu machenden Bestellungen betreffend.

In der Regel wird bei den Postbehörden in ihrem Geschäftsgange angenommen:

daß wer beim Schlusse des Jahrs sein bisher bezogenes Zeitungs- oder Unterhaltungsblatt nicht wieder neu bestellt, er dasselbe fortan nicht mehr zu erhalten wünsche.

Damit nun hierdurch den geneigten Lesern unseres Blattes in der Zusendung keine unangenehme Unterbrechung veranlaßt wird, und Sie dasselbe gleich von Neujahr an wieder regelmäßig erhalten, so bitten wir um die Gefälligkeit, die Bestellungen hierauf noch vor dem Jahresschluß bey derjenigen Postbehörde geneigtest machen zu wollen, von welcher bisher dieses Blatt besorgt und abgeliefert wurde.

Das Abonnement geschieht per Jahr und beträgt fl. 5. 12 kr., sächsisch 3 thlr. —

Der Ladenpreiß ist . . . . fl. 7. 48 kr., sächsisch 4 thlr. — 12 gr.

Saussure besteigt den Montblanc.

No. 1. Zweiter Jahrgang 1829. (1)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement halbjährlich für fl. 2. 36 kr. rh., Thlr. 1. 12 ggr. sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an als auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt.

Das Besteigen der Schweizer-Gletscher.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. I.

Mit Entzücken und Bewunderung sprechen alle Reisenden von den herrlichen Gebirgsgegenden des berühmten Schweizerlandes und der angrenzenden Gegenden, zumal des ehemaligen Herzogthums Savoyen. Die dortige Gebirgsgegend ist die größte Erhöhung in ganz Europa, und hier erhebt auch der Montblanc sein von Eis erstarrtes Haupt, 15,700 Fuß über der Meeresfläche, schwindelnd in die Höhe. Nur in Amerika wird er von dem ungeheuren Chimborasso und, nach neuern Nachrichten, in Hochasien von dem Himalaya-Gebirge übertroffen.

Den Namen Montblanc, d. h. weißer Berg, führt er, weil sein Gipfel bis auf eine ungeheure Strecke herab mit ewigem Schnee bedeckt ist. — Wer sich keine deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit eines solchen Berges machen kann, und wer die hohen Alpen, was Form und Oberfläche betrifft, nach den Bergen des mittlern Deutschlands mißt, der wird es nicht begreifen, daß so viele Jahrhunderte verstrichen, bevor — wenigstens so viel man allgemein weiß — je der Fuß eines Menschen den Gipfel des Montblanc betrat. Keiner von den kühnen Bewohnern der am Fuße dieses Riesen gelegenen Thäler, kein abgehärteter, des Klimmens, der Kälte und Strapatzen gewohnter Savojarde hatte es gewagt, sich vom Fuße des Berges bis auf seine erhabene Kuppel zu erheben, die täglich ihm in seiner ganzen Pracht vor Augen lag. Saussure, dieser unermüdete Forscher, der so oft die Alpen von Savoyen bereiste, mit Sir William Hamilton den Vesuv bestieg und die Höhe des Aetna maß, hielt den Montblanc für unbesteigbar. Auf seinen ersten Reisen nach Chamouni, in den Jahren 1760 und 1761 ließ er in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen, daß er demjenigen eine beträchtliche Belohnung verspreche, der zuerst einen gangbaren Weg nach dem Gipfel des Berges entdecken würde; selbst die, welche fruchtlose Versuche anstellen würden, wollte er für die angewendete Mühe belohnen. Peter Simon, sein gewöhnlicher Führer, versuchte es zweimal, den Berg von verschiedenen Seiten zu ersteigen, kam aber hoffnungslos zurück.

Erst 15 Jahre nachher, 1775 machten vier Führer aus Chamouni den Versuch, den Gipfel des Montblanc über den Berg La Côte hinauf zu erklimmen. Die ersten Hindernisse wurden besiegt; die Pilger setzten ihren Weg über ein weites Schneethal fort, welches sie gerade auf den Gipfel zu führen schien. Alles gieng gut; es zeigten sich weder Spalten, noch sonst unübersteigliche Hindernisse, und die Wanderer hatten die beste Hoffnung, ihren Zweck zu erreichen, als namenlose Mattigkeit zu ihrem Herzeleid sie zwang, zurückzukehren. Alle fielen nachher in eine stärkere oder schwächere Krankheit, unstreitig, weil sie sich zu sehr angestrengt hatten.

Dieser Erfolg schreckte die Einwohner von Chamouni nicht ab; indeß verstrichen mehrere Jahre, ehe man neue Versuche machte. Im Jahr 1783 unternahmen drei Führer die Reise auf dem nämlichen Pfade. Sie brachten auf dem Berge La

Côte die Nacht zu, giengen dann über den Gletscher und folgten dem Schneethale nach. Schon waren sie ziemlich hoch gekommen, als einer von ihnen, von Mattigkeit und Schlafsucht überfallen, die übrigen bat, ihn auf dem Schnee zu lassen, und den Weg fortzusetzen.

Sie wollten indeß ihren Freund nicht verlassen, und dieß bewog sie, von ihrem Vorhaben abzustehen und zurückzukehren. Alle, auch die vorigen, empfanden — welches unbegreiflich scheint — eine unausstehliche Hitze auf solcher Höhe und einen Ekel gegen alle Speise und Trank.

Nachher versuchte es ein Naturforscher, Herr Bourrit, den Gipfel des Berges zu ersteigen; er übernachtete auch auf dem La Côte, wurde aber schon von da durch ein unerwartetes Ungewitter zurückgetrieben. Nun glaubte er, sich nach einer andern Seite des Berges wenden zu müssen, und zog zu dem Ende von allen Orten her Nachrichten ein. Endlich vernahm er, daß zwey Jäger auf der Gemsenjagd über Felsenkämme bis auf eine sehr beträchtliche Höhe hinangestiegen wären, so daß sie bis zum Gipfel nur noch 4 bis 500 Klafter über wenig steile Schneeabhänge zurück zu legen gehabt hätten. Voll Freude über diese Nachricht, suchte Bourrit die Jäger auf, und trat mit ihnen die Reise an; allein Müdigkeit und Kälte zwangen ihn, zurück zu bleiben. Seine Führer setzten ihren Weg fort, und kamen, ihrer Aussage nach, bis an den Fuß des letzten Gipfels des Montblanc.

Hier senderte sich abgestürztes Eis ab, in welches sie jedoch leicht würden Tritte haben einhauen können, wenn sie mehr Zeit und Hülfe gehabt hätten.

Diese Versuche überzeugten nun auch Saussure von der Möglichkeit, daß der Montblanc könne erstiegen werden, und sobald, als die Jahreszeit es erlaubte, gieng er von Genf aus nach Chamouni, um die Reise zu beginnen. Unglücklicher Weise mußte um der Witterung willen das Vorhaben bis zur Mitte des Septembers verschoben werden. Dann aber trat Saussure in Begleitung Bourrits, dessen Sohn und mehrerer Führer den Weg an. Zwey Tage vorher schickte Bourrit drey Männer voraus, um unter den Felsen, nahe am Fuße der Aiguille du Goute, aus Steinen eine Hütte zu bauen. Andere mußten Holz zum Brennen, Stroh, Pelze, Victualien und physikalische Instrumente hinaufschaffen.

Die ganze Karavane bestand aus 16 bis 17 Personen und machte sich Früh um 8 Uhr auf den Weg. Saussüre konnte sich kaum eine Stunde lang des Maulthiers bedienen, und mußte, wie die übrigen, zu Fuß gehen.

Zuerst gieng der Weg über einen sanften Abhang längs einer tiefen Schlucht hin; hierauf führte ein jeher Abhang auf eine kleine, unten am Gletscher liegende Ebene, über welche die Gesellschaft gieng, dann eine Zeitlang ununterbrochen neben dem Gletscher ihren Weg fortsetzte, endlich sich von demselben entfernte und gegen Nordosten zu wandte. Hier mußten sie einen ziemlich steilen, doch nicht gefährlichen Abhang besteigen. Um halb zwey Uhr Nachmittags kamen die kühnen Pilger bey der Hütte an, welche 741 Klafter höher war, als das Dorf im Thale, von welchem sie ausgiengen.

Die Lage der Hütte war so glücklich gewählt, als es in einer so öden und wilden Gegend nur möglich ist. Sie stand in dem Winkel eines Felsen, gegen Nordost- und Nordwestwind gedeckt, und 15 bis 20 Schritte über einem kleinen mit Schnee bedeckten Gletscher, aus welchem ein helles und frisches Wasser rann. Ihr gegenüber zeigte sich die Aiguille du Goute, über welche man nach dem Montblanc steigen mußte. Zwei von den Führern wandten die noch übrige Tageszeit an, den leichtesten Weg über den vorliegenden Felsenkamm auszuforschen und die Tritte in dem harten Schnee zu bezeichnen. Hinter der Hütte befand sich eine kleine, 40 Fuß hohe Felsenkette, von welcher man eine der herrlichsten Aussichten genoß. Diese Felsen sind 1229 Klafter über dem Genfersee und 1422 über dem mittelländischen Meer erhaben. Man entdeckt von hier aus das südliche Ende des Thals von Chamouni, beinahe 900 Klafter

tief unter den Füßen, und eine unermeßliche Menge von Bergen in der Nähe und Ferne. Der Anblick ist so überraschend, daß Saussure ihn gar nicht zu beschreiben wagte. Die Schönheit des Abends und der Untergang der Sonne erhöhte die Majestät dieser Ansicht unendlich. Die Dünste des Abends verminderten, gleich einer dünnen Gaze, den Glanz der Sonne, und verhüllten zum Theil die unermeßliche Ausdehnung; sie bildeten eine Art von Gürtel, der mit dem schönsten Purpur gemalt, den ganzen westlichen Theil des Horizonts umgab, indeß die durch dieses Licht gemalten Schneelasten an den unteren Höhen des Montblanc das größte und wunderbarste Schauspiel darboten. So wie die Dünste sich nach und nach verdichteten, und in die Tiefe fielen, ward der Gürtel stets schmäler, erhielt aber lebhaftere Farben, und ward zuletzt blutroth. Zu gleicher Zeit stiegen kleine Wolken über dieses Land herauf, und verbreiteten ein so lebhaftes Feuer, daß sie Sterne oder feurige Meteore zu seyn schienen. Als es gänzlich Nacht ward, stellte der Himmel eine andere herrliche Scene dar. Er war rein, und nur unten über den Thälern schwebten die Wolken; die Sterne glänzten und verbreiteten ein schwaches und blasses Licht über die Gipfel der Berge, welches jedoch hinreichte, um die großen Massen und ihre Entfernungen zu unterscheiden. Die Ruhe und tiefe Stille, welche diese große Ausdehnung beherrschten, flößten Schauer ein.

Die Luft war auf diesen isolirten Felsen scharf, und das Thermometer fiel nach Sonnenuntergang bis auf 2½ Grad über dem Gefrierpunkt. Eine Stunde nachher stieg es einen Grad höher, und in der Nacht noch einen. Bei dieser Temperatur leistete angezündetes Feuer vortreffliche Dienste.

Die Hütte war 8 Fuß breit, 7 Fuß lang, und 4 Fuß hoch. Sie bestand aus Steinen ohne Mörtel über einander gelegt, und Steine, von Tannenstangen unterstützt, machten auch das Dach. In diesem Gebäude brachten Saussure, Bourrit und sein Sohn die Nacht auf Strohsäcken zu. Ersterer schlief leicht und sanft; die letztern beiden hatten ihr Mittagsessen schlecht verdauet, aßen zu Abend gar nicht, und befanden sich überhaupt in der dünnen Luft sehr übel. Der Aufgang des Mondes stellte eine neue reizende oder vielmehr majestätische Scene dar.

Bey Tagesanbruch erstieg Saussure die isolirte Höhe, um den Aufgang der Sonne zu erwarten; er war wunderschön, doch stand er an Pracht und Majestät dem Untergange nach. Um 6¼ Uhr des Morgens setzte die Gesellschaft endlich die Reise nach dem Gipfel mit der besten Hoffnung fort. Es blieben ungefähr noch 1000 Klafter zu ersteigen übrig. Anfänglich gieng es über einen schiefliegenden Gletscher, der die Reisenden von dem Fuße der Aiguille absonderte; nach 20 Minuten gelangten sie an den ersten Felsen des Kammes oder der Ribbe, über welche sie hinaufsteigen mußten. Ein beschwerlicher Weg! Dennoch war er nach etwas mehr, als einer Stunde zurückgelegt. Die Temperatur der Luft stand 3 bis 4 Grad über dem Gefrierpunkt, und war also gerade so, daß man sich beym Steigen nicht erhitzte. Nachdem die obersten Theile dieses Felsenkammes erklimmt waren, mußten unsere kühnen Wanderer einen etwas steilen Schneeabhang hinan, um auf den Gletscher zu kommen, der die Plattform am Fuße der Aiguille ausmacht. Hier mußten die Naturforscher sich zum erstenmale der Hände ihrer Führer bedienen, um durch deren Hülfe weiter zu gelangen. Um 7½ Uhr befanden sie sich auf der Plattform. Der Fuß der Aiguille war beynahe erreicht, als zum Erstaunen der Gesellschaft auf einmal ein Mann erschien, welcher von einer andern Seite her vor ihnen den Berg bestieg. Es war derselbe, der im vorigen Jahre den Herrn Bourrit begleitet hatte. Als die jetzige Reisegesellschaft bey ihrem Weggehen unten im Thale nach ihm fragte, war er nicht zu Hause; bey ihrer Ankunft hatte er sich noch den nämlichen Abend auf den Weg gemacht, war die Nacht hindurch auf einem kürzern Wege den Berg hinangestiegen, und schloß sich nun mit Freuden an die Gesellschaft an.

Jetzt traf der Pfad auf eine mit Schnee bedeckte Rinne zwischen steilen Felsenwänden. Zwei

Führer hatten den Abend vorher, da der Schnee von der Sonne erweicht war, Fußtapfen darein eingetreten, und so ging es denn mit Unterstützung der Führer noch gut durch diese Rinne; nun aber stand eine beschwerliche Arbeit bevor. Es mußte eine Felsenwand erstiegen werden, die sehr steil war, und aus lockerem Gesteine bestand, welches unter den Füßen sowohl, als in der Hand abbrach, sobald man sich daran halten wollte. Frisch gefallener Schnee machte die Arbeit noch beschwerlicher; denn er bedeckte die Zwischenräume des Felsens, und füllte die Vertiefungen aus, woran man sich halten mußte. Gegen den Gipfel der Aiguille nahm die Beschwerlichkeit zu, und nachdem man 3 Stunden an dieser gefährlichen Wand hinangeklimmt war, sahe endlich ein Führer, Peter Balmat, daß der Abhang nicht nur mit jedem Schritte steiler ward, sondern daß sich auch immer mehr Schnee zeigte. Er bat die Gesellschaft auszuruhen, ging voran, um zu untersuchen, und kam mit der niederschlagenden Anzeige zurück, daß der Gipfel nicht ohne große Gefahr und Ermüdung zu erreichen sey, und daß man genöthiget seyn würde, oben zu bleiben, wenn man ihn ja erstiege, weil der obere Theil des Berges mit mehr, als anderthalb Fuß tiefen, weichem Schnee bedeckt sey, der das Fortkommen gänzlich hinderte. Seine über die Knie hinauf mit Schnee bedeckten Strümpfe bezeugten die Wahrheit seiner Aussage.

So mußten sich unsere Helden entschließen, zurückzukehren, nachdem sie, obgleich noch nicht einmal die Aiguille du Goute, vielweniger den Gipfel des Montblanc, jedoch die größte Höhe erstiegen hatten, auf welche vor ihnen noch kein Beobachter in Europa gelangt war. Die Höhe des Orts betrug, nach dem Barometerstande berechnet, 1907 Klafter über der Meeresfläche. — Die Ausdehnung des Schauplatzes, der auf diesem hohen Standpunkte vor den Augen der Reisenden lag, war unermeßlich. Gegen Südwest sahen sie weit über Chambery die Isere fließen und gegen Nordost bis an die Gemmi hin.

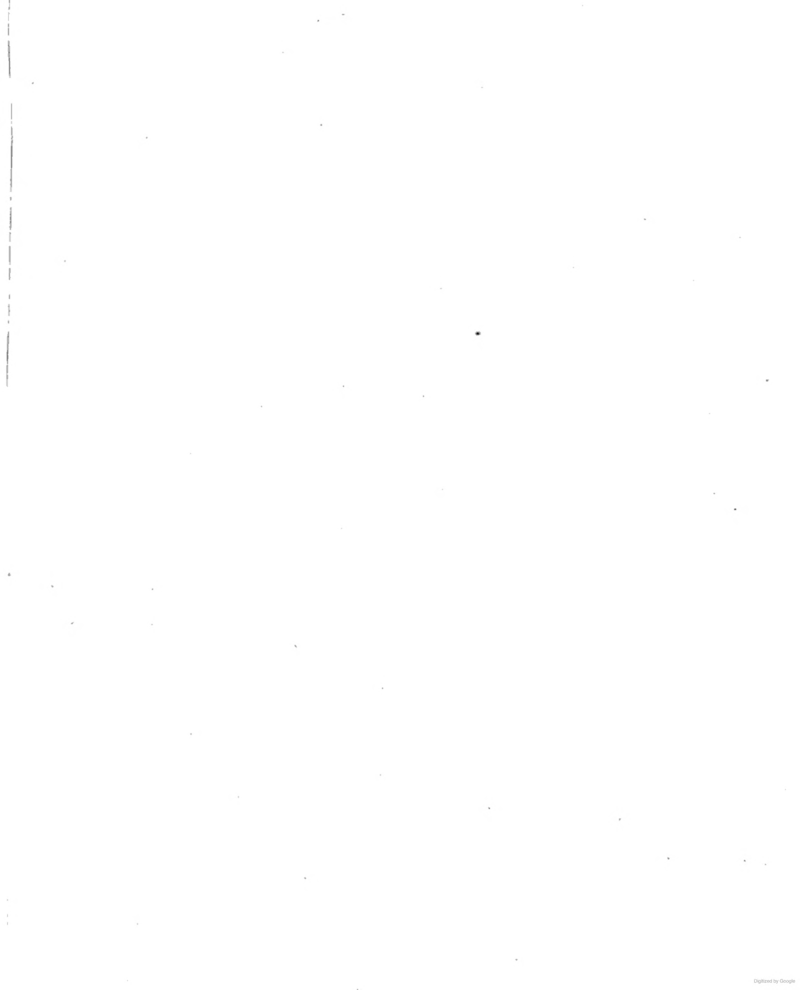
In diesem Halbzirkel, dessen Durchmesser wohl 50 Stunden enthält, blickten sie über die höchsten Berge hinaus, und sahen den Genfersee und alle großen benachbarten Gegenstände. Der Rückweg ward leichter, als man hätte denken sollen. Manche schöne Beobachtungen lohnten schon von hier aus die aufgewandten Kosten und Mühe, und der Wunsch, den Montblanc, die höchste Spitze in Europa, zu erklimmen, wurde nun um so feuriger.

(Die Fortsetzung und in derselben die Erklärung der beigelegten Tafel, folgt.)

Der flinke Landschaftsmahler.

Vor 50 Jahren lebte zu London ein holländischer Landschaftsmahler, Namens Vanderstraaten, der vielleicht der geschwindeste Mahler war, den es je gegeben hat. Man sagte von ihm, er habe 30 Landschaften in einem Tage gemahlt, von der Größe eines gewöhnlichen Bogens Papier. Auch erzählt man von ihm Folgendes: Er hatte mehrere Töpfe mit Farben neben sich stehen, einen für die Wolken, einen andern für das Grüne, einen andern für die Schatten u. s. w. Fing er nun an zu mahlen, so rief er im holländischen Accente: „He, Junge, eine Wolke her," tauchte einen dicken Pinsel in den Farbentopf, und fuhr nun horizontalweise über die Leinwand fort. Dann rief er: „Da sind die Wolken! Nun die Schatten her"! und so ging es fort, bis die 30 Landschaften fertig waren. Ferner sagt man, er habe ganze Leinwandstücke von einem Ende zum andern bemahlt, und zwar auf die ebengesagte Weise, indem er nämlich erst das Grüne, oder die Wolken, durch das ganze Stück hindurch mahlte, und dann einen andern Theil fertig machte. War nun aus dem Ganzen eine Landschaft geworden, so wurde sie nach den Aufträgen der Käufer in Stücke zerschnitten. Man konnte bey ihm 1, 2, 3 oder 4 Fuß Landschaften kaufen, nach der Größe des Kamins, den man damit zieren wollte. Einmal rief ihn seine Frau zum Essen ab. „Nun komme ich," antwortete Vanderstraaten; „mit dem Heilande bin ich fertig, ich brauche nur noch die zwölf Apostel hinzusetzen!"

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Die Baumwollenpflanze.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. *Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten.* Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Baumwollenpflanze.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. II.

Unter all den vielen Pflanzen, die in den heißen Ländern wachsen, liefert die Baumwollenpflanze unstreitig eines der nützlichsten Producte. Ihr Vaterland ist Arabien und Persien; sie gedeihet jedoch in allen Welttheilen im wärmern Klima, und wir finden sie in unserm Europa, in Griechenland, Sicilien, Süd-Italien und Süd-Spanien.

Es gibt verschiedene Gattungen derselben: **Bäume**, die 15 bis 20 Fuß hoch werden, **Gesträuche** und eine **krautartige** Pflanze. Blätter und Blüthe sind bey allen drey Gattungen ziemlich gleich; die Bäume und Gesträuche dauern Sommer und Winter hindurch, die krautartige Pflanze aber ist ein Sommergewächs, die in demselben Jahre, in dem sie gesäet wird, auch ihre Früchte bringt und dann abstirbt. Sie ist die bekannteste und geschätzteste unter den Baumwollenpflanzen, und von dieser enthält unsere Tafel eine getreue Abbildung. Die Anpflanzung der Baumwollenstaude erfordert in den südlichen Ländern nicht viel Mühe. Sie verlangt keinen fetten, sondern einen trockenen und leichten, aber doch nicht sandigen Boden, und gedeiht in den trockenen Jahren am besten; Nässe ist ihr nicht zuträglich. Das Land, in dem man sie anpflanzt, wird vorher einigemal gepflügt, alsdann streut man bey trockener Witterung den Samen hinein, und pflügt ihn einen halben Fuß tief in die Erde. Sind die Pflänzchen aufgegangen, so werden sie von Zeit zu Zeit vom Unkraute gereiniget, und wenn sie eine Höhe von 7 bis 8 Zoll erlangt haben, benimmt man ihnen die untersten Zweige, und läßt von denselben, oben an der Pflanze, nur drey stehen.

Die Pflanze erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß; ihr Stengel ist von braunröthlicher Farbe, holzartig und theilt sich in etliche kurze Zweige. Die Blätter stehen einzeln auf fast zolllangen Stielen; sie sind rauh, behaart, in fünf Lappen getheilt und gleichen an Größe den Blättern des Pappelbaumes. Die Blüthen haben eine schöne gelbe mit roth gemischte Farbe, und die Pflanze bringt solche einzeln auf den Stielen in großer Menge hervor. Mitten in der Blumenkrone stehen zusammengewachsen viele Staubfäden mit ihren Staubbeuteln, und diese, so wie überhaupt die ganze Blüthe, hat viele Aehnlichkeit mit der Malve, die wir zur Zierde in unsern Gärten pflanzen.

Nach der Blüthe bildet sich eine länglich runde Frucht, die drei- bis vierfächerig ist, worin die Saamenkörner, in Wolle eingehüllt, liegen. Diese Frucht oder Kapsel erhält, wenn sie völlig reif ist, die Größe einer Baumnuß und zerspringt dann in drei oder vier Theile. Sobald dieß geschehen, läuft die Wolle an der Luft und Wärme so schnell auf, daß der ganze Saamenbüschel so groß wird, als ein mittelmäßiger Apfel. In jeder Kapsel finden sich mehrentheils sieben Saamenkörner, die eine schwarz-

graue Farbe haben, länglich rund und so groß wie kleine Erbsen sind; sie enthalten einen öligten Kern, der angenehm, fast wie ein Nußkern, schmeckt.

Fig. a auf unserer Abbildung zeigt die Blüthe in ihrem höchsten Flor; bei Fig. b ist sie schon halb verblüht; in Fig. c, c und d sehen wir die aufgesprungenen, eckigten Saamenkapseln, mit dichter, zarter, weißer Wolle angefüllt, und Fig. e stellt ein Saamenkorn dar, das mit Hülfe seiner Wolle fortfliegt.

Das Einsammeln der Baumwolle geschieht gewöhnlich im Monat September; in dieser Zeit fangen die Kapseln an aufzubersten und jeden Morgen werden dann die Baumwollenfelder besucht und die aufgeplatzten Kapseln abgenommen. Oft dauert dieses Einsammeln einen Monat; man muß jedoch mit demselben sehr eilen, denn thut sich die Kapsel vollends auf, so fällt die Wolle auf die Erde, und geht, vom Winde verweht, verloren. Die an den ersten Tagen gesammelten Kapseln geben die beste Baumwolle; die ganz zuletzt gewonnenen taugen fast gar nicht. So wie die Kapseln nach Hause kommen, werden die Saamenkörner, und zwar sehr bald, von der Wolle abgesondert, weil sonst dieselben antrocknen und schwer zu trennen sind. Das Absondern der Wolle von den Saamenkörnern ist eine sehr mühsame und langweilige Arbeit, und man hat schon auf mancherley Mittel gesonnen, sie zu erleichtern. Gewöhnlich geschieht das Absondern durch die Hände, was bey einer Baumwolle, zu sehr feinen Geweben bestimmt, durchaus erforderlich ist; doch hat man auch eine ziemlich einfache Maschine, bestehend aus zwei übereinander liegenden Walzen, die leicht in Bewegung gesetzt werden kann und gute Dienste leistet.

Die gereinigte Baumwolle wird in Ballen, mehrere Zentner schwer, gepackt und verschickt. Man nimmt zum Einpacken gewöhnlich grobe Wachsleinwand oder Haardecken, woraus man einen Sack macht. Bei feuchter Witterung läßt sich die Baumwolle am besten einpacken und am dichtesten stopfen. Damit jedoch mehr Wolle in den Sack gestopft werden kann, hängt man ihn zwischen einigen in die Erde gerammten Pfählen auf, und läßt einen Mann in den Sack steigen, der die Wolle mit den Füßen feststampft. Auch bedient man sich gewisser Maschinen zum Zusammenpressen.

Nicht alle Baumwolle ist von gleicher Güte. Es kommt viel darauf an, ob sie recht reif geworden ist, und ob man den gehörigen Fleiß auf das Sortiren beim Einsammeln verwandt hat. Die ostindische außerordentlich feine Zeuge gibt, weil die Wolle nicht mit Maschinen, sondern mit den Fingern von den Saamen abgenommen wird. Die Baumwolle kann aber auch beim Transportiren, besonders zur See, Schaden leiden, und von ihrer Güte verlieren.

Der Handel, welcher mit Baumwolle fast in alle Gegenden des Erdbodens getrieben wird, ist sehr beträchtlich. Deutschland erhält sie besonders aus der Levante*), worunter denn auch die aus Griechenland mit begriffen ist. Sie kommt über Triest, oder Venedig und Genua, oder auch durch Ungarn über Wien rc.

Der Saame der Baumwolle dient nicht allein zur Aussaat, sondern man füttert auch Rindvieh, Pferde und andere Thiere damit, nachdem man die Körner vorher einige Tage im Wasser aufgeweicht hat; auch bereiten die Engländer aus demselben auf ihren Inseln in Amerika ein gutes Oel.

---

*) Levante (französisch le levant, der Osten oder Morgen) bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Ostküste des Mittelländischen Meeres, von Kleinasien bis nach Alexandrien in Aegypten.

Das Besteigen der Schweizer-Gletscher.

(Fortsetzung von Seite 4.)

Im Jahr 1786 den letzten Junius unternahmen 6 Thalbewohner von neuem die Reise nach dem Montblanc, sahen sich aber durch Unpäßlichkeit genöthigt, auf Erreichung des Gipfels Verzicht zu thun. Einer von ihnen, Jakob Balmot, verirrte sich auf der Höhe, ward von der Nacht überrascht, und brachte dieselbe auf einer beträchtlicheren Höhe, als die des Dôme du Goute ist, zu. Als er am folgenden Morgen um sich schaute, stellte sich ihm der Gipfel des Montblanc in einer geringen Entfernung dar; er untersuchte, und glücklicher Weise fand er eine Gegend, die ihm zugänglicher schien, als alle übrigen. Er kehrte zurück, erzählte dieses und unternahm nun die Reise in Gesellschaft des Dr. Paccards, Arztes zu Chamouni. Sie giengen den 7. August aus dem Thale weg, schliefen oben auf dem Gipfel La Côte, setzten den 8. früh um 4 Uhr ihren Weg weiter fort, und kamen über lauter Schneefelder. Noch gegen 3 Uhr Nachmittags wußten sie nicht, was aus ihnen werden sollte. Es stand noch eine Anhöhe vor ihren Augen; sie zweifelten, ob es die letzte seyn möchte, doch entschlossen sie sich, weiter zu steigen, und siehe da! — sie erreichten das erwünschte Ziel, den höchsten Gipfel des Montblanc. Ganz Chamouni sahe sie hier, und zwey Edelleute aus der Oberlausitz, die Herrn von Gersdorf und von Meyer, die sich eben im Thale befanden, waren Zeugen ihres Sieges. Die überhandnehmende Kälte und die Nähe der Nacht zwangen die glücklichen Pilger, nachdem sie nur eine halbe Stunde den unter ihren Füßen ausgebreiteten majestätischen Schauplatz betrachtet hatten, herabzusteigen. Die Rückkehr gieng schnell von statten, noch vor Anbruch der Nacht waren die steilsten Stellen zurückgelegt, und dann begünstigte der Mond die Fortsetzung der Reise. Es war Mitternacht, als sie auf La Côte anlangten. Hier ruheten sie 2 Stunden aus, und gegen 8 Uhr des Morgens kamen sie fast erblindet und mit aufgeschwollenen Lippen im Thale an. Zwanzig Stunden lang waren sie auf dem Eise und Schnee geblieben.

Saussure hatte kaum die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen vernommen, als er sogleich beschloß, den Berg ebenfalls zu ersteigen, allein die Witterung hielt ihn davon ab. Im folgenden Jahre erstieg Balmot mit fünf andern Thalbewohnern nochmals den Gipfel, und den 1. August 1787 trat auch Saussure die Reise mit den besten Führern und seinem Bedienten an; diese waren mit physikalischen Instrumenten, einem Zelte, um auf dem Schnee zu lagern, einem Bette von ganz eigener Erfindung, mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen beladen. Die Reise war sehr beschwerlich; unsere Tafel zeigt eine der vielen gefahrvollen Stellen, welche die Reisenden zu passiren hatten; es ist dieß eine schauerliche Eisschlucht in dem unter dem Gipfel des Montblanc liegenden Gletschers La Côte, die nur vermittelst einer Leiter überstiegen werden konnte. Sämmtliche Führer und, in der Mitte auf der Leiter, Herr Saussure, sind durch starke Seile miteinander verbunden, so daß, wenn auch einer das Unglück haben sollte, zu fallen, die andern ihn wieder halten und retten können. Den ersten Abend kamen sie auf der Spitze des La Côte an, wo sie ihr Zelt aufschlugen. Von dieser Höhe bis zum Gipfel des Montblanc gieng der Weg über lauter Schnee und Eis und war äusserst gefährlich. Den zweiten Tag, Nachmittags um 4 Uhr, lagerte sich die Gesellschaft in einer Höhe von 1455 Klaftern über dem Thale, also 90 Klafter höher, als der Pic von Teneriffa.

Hier empfanden die sonst abgehärteten Führer, von der Dünne der Luft angegriffen, große Mattigkeit und Einige sogar Beklemmung. Saussure selbst war ganz erschöpft, und ein brennender Durst quälte die ganze Gesellschaft. Beym Anbruche des dritten Ta-

ges stand das Thermometer auf 3 Grad unter dem Gefrierpunkte. Die Gesellschaft schmolz in ihren mitgenommenen Pfannen erst Schnee, um den Durst zu löschen, frühstückte und setzte dann den äußerst beschwerlichen Weg über steile Abhänge fort. Bey jedem Tritte mußten Fußtapfen in den harten Schnee eingehauen werden. Die Luft ward immer dünner, und die Kräfte schwanden immer mehr. Nahe am Gipfel vermochte Saussure nicht mehr 15 bis 16 Schritte zu thun, ohne frischen Athem zu schöpfen, ja von Zeit zu Zeit mußte er sich ganz niedersetzen und es kostete ihn die größte Anstrengung, sich wieder emporzurichten. Endlich, um 11 Uhr Mittags, gelangte er mit der ganzen Gesellschaft auf der höchsten Spitze des Montblanc an. In dem Augenblick, wo man sie von Chamouni aus gewahr wurde, rührte man in dem Flecken die Trommel, und läutete mit allen Glocken. Frau von Saussure, mit ihren Söhnen und Schwestern, war zugegen und empfing von Allen die herzlichsten Glückswünsche.

Für Herrn Saussure, diesen wißbegierigen Naturforscher, war die unsägliche Mühe im höchsten Grade belohnend. Von dieser Höhe herab sahe er nun die Alpen, wie einen Teppich vor sich ausgebreitet; er überschaute das majestätische Ganze mit allen seinen Theilen, in ihrem Zusammenhange und gegenseitigen Verhältnisse. Jahre lange Arbeiten und Studien hatten das nicht gewährt, was ein einziger Blick hier that — Ungeachtet der großen Dünne der Luft, die das Athmen höchst beschwerlich machte, blieb er dennoch bis um 3 Uhr Nachmittags auf dem Gipfel, und stellte mit unglaublicher Anstrengung wichtige Beobachtungen mit den mitgenommenen Instrumenten an, deren Resultate er hernach in seinen Werken der Welt vor Augen legte. — Der Rückweg gieng besser, als er gedacht hatte.

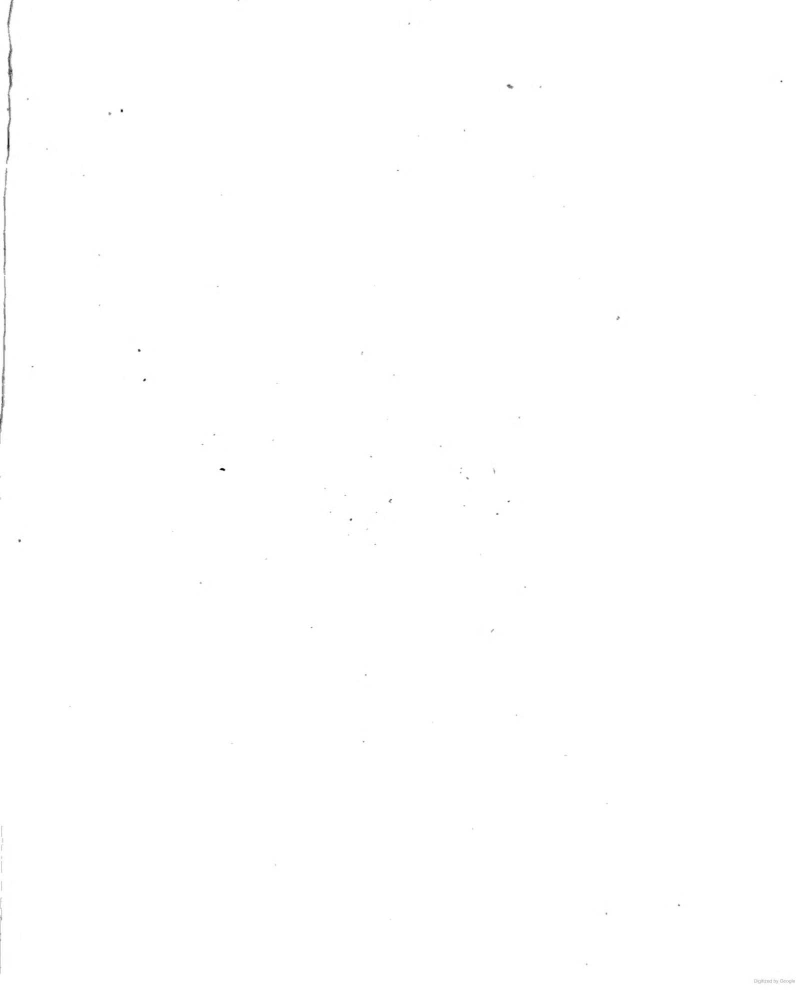
Auf dem Gipfel des Montblanc stand das Barometer nur auf 16 Zoll 1 Linie. Die Luft hatte also nur ein wenig mehr, als die Hälfte der gewöhnlichen Dichte, und es schien, als müßte dieser Abgang durch die häufigere Wiederholung des Athmens ersetzt werden. Der Blutumlauf war dabey so beschleunigt, daß des Jakob Balmots Puls in einer Minute 98, der des Herrn Saussure 100 und der seines Bedienten 112 mal schlug, während in Chamouni der Puls bey Balmot 49, bey Saussure 72, und bey seinem Bedienten 60 mal schlug; hielt man sich ganz still, so empfand man weiter nichts, als ein leichtes Uebelseyn und eine merkliche Anwandlung von Herzweh. Den Führern, die sonst einen so guten Appetit hatten, fehlte alle Eßlust, und sogar Wein und Brannntwein mochten sie nicht; ja, starke Getränke vermehrten sogar das Uebelbefinden, wahrscheinlich weil sie noch mehr den Blutumlauf beschleunigten. Nur frisches Wasser war heilsam und erquickend.

(Der Beschluß folgt.)

Schneehandel.

In Sicilien ist der Handel mit Schnee ein sehr leichter Erwerbszweig, der Tausende von Menschen, Maulthieren und Pferden beschäftiget. Man legt auf den Gipfeln der höchsten Berge Magazine von Schnee an, und bringt ihn von da in die Städte und Dörfer, und selbst nach Malta; denn Niemand kann ihn entbehren, weil man die Erfrischung des Getränkes in diesem heißen Klima der Gesundheit höchst zuträglich erachtet. Man fürchtet daselbst Mangel an Schnee eben so sehr, als Mangel an Korn, Oel und andern Lebensbedürfnissen. Der Schnee wird zur Versendung in große Säcke verpackt, zuvor jedoch ballenweise in frische Baumblätter eingewickelt, die ihn auch während des Transports gegen die Wirkungen der Sonnenhitze schützen.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der Butterbaum.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Butterbaum.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. III.

Durch den Reisenden Munko Park, einen englischen Chirurgus, hat man die Nachricht erhalten, daß im Innern von Afrika, in der Gegend des Nigerflusses, sich eine Pflanze befindet, die noch eine bessere Art Butter liefert, als solche in Europa aus der Milch bereitet werden kann; diese Butter erhält man von einem Baume, der im Innern von Afrika in Menge wild in den Wäldern wächst und ohne die geringste Pflege gedeiht. Die beiliegende Tafel zeigt die Abbildung eines solchen Baumes, der nicht sehr groß wird und dessen Frucht, in Form und Größe, viele Aehnlichkeit mit einer spanischen Olive hat. Ihr Kern liefert die Butter; er liegt unter einer dünnen, grünen Schale, und wird von einem weißen Mark eingeschlossen, wie dieses auf der Tafel, an der ganzen und zerschnittenen Frucht, deutlich zu sehen ist. — Um Butter daraus zu bereiten, trocknet man den Kern an der Sonne, und kocht ihn dann im Wasser aus. Die Butter setzt sich auf der Oberfläche des Wassers an, und kann nach dem Erkalten sehr bequem abgenommen werden.

Diese Butter hat, nach Parks Versicherung, vor der gewöhnlichen Butter aus Kuhmilch große Vorzüge, indem sie nicht nur viel angenehmer schmeckt, und weißer und fester ist, sondern sich auch ein ganzes Jahr lang ohne Salz gut erhält. Die Bereitung dieser Pflanzenbutter ist im Innern von Afrika ein Hauptgegenstand der Industrie und ihr Verkauf einer der wichtigsten Handelsartikel.

An unser Klima möchte dieser Baum, als Produkt eines so heißen Erdstrichs, schwerlich gewöhnt werden können, wenn man ihn aus Afrika hieher verpflanzen wollte; aber vielleicht könnten ihn die Europäer in ihren asiatischen und amerikanischen Besitzungen erziehen, und alsdann kann auch diese wohlschmeckende Pflanzenbutter zu uns nach Europa gebracht werden. —

Das Besteigen der Schweizer-Gletscher.

(Beschluß von Seite 8.)

Im Jahr 1827 unternahmen zwei Engländer, die Herren Hawes und Fellow, eine Reise nach der Spitze des Montblanc; sie verließen, den 24. Juli in der Frühe, Chamouni mit neun Führern und einem jungen Menschen aus dem Thale, und nahmen Lebensmittel auf drei Tage mit. Um Mittag, viertehalb Stunden nach ihrem Abgange, langten sie bey der Aiguille du Midi und einige Schritte vom ersten Gletscher an. Man nahm hier, zwey und zwanzig Personen stark, das Mittagessen ein, weil man den Leuten begegnete, welche das Gepäck der Führer an diesen Ort getragen hatten.

Hierauf setzte man sich in folgender Ordnung in Marsch: zwey Führer, die 15 Fuß von einander entfernt, jedoch vermittelst eines Seils verbunden waren; diesen folgten zwey weitere Führer, jeder allein gehend, mit Stricken und einem Beile; nach ihnen kamen vier Führer, zwischen denen zu Zweyen ein Reisender befestiget war, und den Schluß machte ein allein gehender, mit Stricken beladener Führer. Der Haufe nahm Brennholz, Stroh, eine Kasserolle,

eine wollene Decke und endlich Stöcke mit, wie sie auf solchen Wanderungen gebräuchlich sind, von sieben Fuß Länge und mit einer eisernen Spitze versehen. Jeder war wintermäßig gekleidet, mit Pelzhandschuhen, großen Strohhüten und grünen Brillen oder Schleiern von dieser Farbe versehen.

Das Eis dieser Regionen, welches ganz von dem verschieden ist, welches man in den übrigen Theilen der Welt findet, wechselt beständig seine Eigenthümlichkeit und sein Aussehen. Dieses Jahr war der Bossons-Gletscher weit gefährlicher, obgleich minder beschwerlich zu passiren, als gewöhnlich, weil im vergangenen Winter viel Schnee gefallen war, und dieser die Spalten mit einer dünnen und schwachen Decke belegt hatte. Um fünftehalb Uhr Nachmittags langten die Reisenden am Fuße der großen Maulesel (grands Mulets) an, ein Felsenhorn, das sich ungefähr sechzig Fuß über den Gipfel des Eisberges erhebt; seine Spitze ist beynahe platt, acht Fuß lang und vier Fuß breit. Ganz in der Nähe befindet sich ein ähnlicher Fels, den man die kleinen Maulesel (les petits Mulets) nennt. Die Reisenden brachten die Nacht unter einer wollenen Decke und Tüchern zu, welche mit Stöcken gegen die Felsen gestützt wurden. Einige Führer blieben aufrecht stehen, Andere schliefen, indem sie sich an die Felsen lehnten, und trugen Sorge das Feuer zu unterhalten. Die ganze Nacht hörte man Lawinen fallen.

Am andern Tage, Morgens um drey Uhr, ließ man das Gepäck hier, nahm einige Lebensmittel, etwas Wein und Limonade mit, und setzte die Reise fort. Der Himmel war dunkelblau, die Sterne schienen ohne alle Strahlen und kleiner geworden zu seyn; man hätte sagen können: sie hingen in verschiedenen Entfernungen in der Atmosphäre. Der Gipfel der Gebirge war bey Sonnenaufgang auf das Zarteste geröthet. Nachdem die Reisenden durch mehrere tiefe Schneethäler gewandert waren, langten sie bey der majestätischen Kette eines Eisrandes von zweihundert Fuß Höhe an, der über sie herabzustürzen drohte. Um neuntehalb Uhr befanden sie sich auf einem großen Plateau, am Fuße des Gipfels des Gouté. Der Sturz des Eises hemmte ihren Marsch; vier Führer wurden nach der Aufsuchung einer neuen Passage ausgesandt; die Uebrigen frühstückten Rosinen, die einzige Nahrung in den nächsten vier und zwanzig Stunden, und legten sich auf den Schnee nieder, wo sie einschliefen. Nach verlauf von anderthalb Stunden erwachten die Reisenden wieder, und geriethen über ihre vier Führer in lebhafte Unruhe; aber bald erblickten sie dieselben wieder, wie sie aus einer ungeheuern Schlucht hervortraten. Der Haufe wagte sich mit einer Flasche Limonade in dieselbe hinein. Hier befand man sich 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Man fing schon an, die Wirkungen dieser großen Höhe zu verspüren; das Kopfweh nahm zu, je weiter man kam; die Adern schwollen auf, der Puls war stark und rasch.

Der neue Weg war so steil, daß man bey jedem Schritte in den Schnee und das Eis einhauen mußte. Man kann wohl behaupten, daß er besser sey, als der alte, da er weniger mit Spalten angefüllt, und weit kürzer ist. Als die Reisenden noch 1000 Fuß vom Gipfel entfernt waren, drang ihnen Blut aus der Nase, und fast alle spukten auch Blut. Am meisten litt von diesen Zufällen Herr Fellowes, der sehr zart gebaut war; aber Herr Hawes, der einen gedrungeneren Körper hatte, stark und robust war, hielt sich besser. Zwey, durch die Strapatzen erschöpfte Führer befanden sich unwohl und gaben viel Blut von sich. Bey allen war das Gesicht aufgesprungen. Die Kälte war ungeheuer, die Stricke, an denen man sich festhielt, waren durch den Reif ganz steif gefroren.

Nachdem die Reisenden wiederholt, jedoch immer nur kurze Zeit, ausgeruht hatten, langten sie am 25. um zwey Uhr zwanzig Minuten Nachmittags auf dem Gipfel des Montblanc an, der 15,665 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist. Sie wünschten sich gegenseitig über den Erfolg ihres Unternehmens Glück, und tranken dann auf das Wohl Aller, die sich unter ihnen befanden. Der Tag war schön, die Wolken hingen tief unter ihnen; alles Uebrige war hell und bot den Anblick einer Landcharte dar. Das Thal von Chamouni mit der Kirche und den großen Häusern, der ganze Genfersee, mit Ausnahme von Lausanne, die Kette des Juragebirgs, der Neuchateller See, die Italienischen Alpen mit dem Mont-Rosa, und die Thäler

von Piemont mit ihren silbernen Flüßen stellten sich den bezauberten Blicken der Reisenden dar. Aber die Farben der Gegenstände konnten kaum unterschieden werden.

Beim Herumgehen maß man den Gipfel des Berges und fand, daß er aus einer abhängigen Fläche von ovaler Form besteht, die hundert und fünfzig Fuß lang und fünfzig Fuß breit ist. Der Gipfel ist mit hartem Schnee bedeckt; es zeigt sich nirgends ein Felsen, als 60 bis 70 Klafter tiefer. Die Reisenden versuchten zu singen; aber der Schweizergesang war minder harmonisch als gewöhnlich, was von dem Mangel an Vibration in der Luft herrührte. Die Reisenden erblickten nicht einen einzigen Vogel; aber ein Schmetterling flog rasch über ihre Köpfe hinweg, und beym Herabsteigen erblickten sie noch einen andern.

Um drey Uhr Nachmittags begann das Herabsteigen; die Reisenden wurden an die Führer befestigt. Die untere Luft trug viel zur Erleichterung des Trupps bey; zwey Stunden lang lag man aber in einen Schnee gehüllt, der in großen Flocken fiel und verhinderte, daß man fünf und zwanzig Schritte vor sich sehen konnte. Als man auf dem großen Plateau anlangte, hörte man von vorn hin das schreckliche Donnern einer Lawine. Bey den großen Maulefeln war der Schnee weich und naß, so daß man bis an die Knie in denselben trat. Der seit Kurzem gefallene Schnee hatte die Decke ganz durchnäßt. Gern hätte man die Reise die ganze Nacht hindurch fortgesetzt, aber der Weg war durch die größte Lawine zerstört worden, von der man seit mehrern Jahren Kenntniß erhalten hat. Es war zu spät, einen neuen Pfad aufzusuchen, und man brachte deßhalb die Nacht zum zweitenmal auf dem Felsen zu. Diese ganze Zeit über hörte der Regen nicht auf, das Wasser fror auf den Mützen. In einem Zeitraume von $1\frac{1}{4}$ Stunden fielen sieben Lawinen. Das Gesicht eines Jeden litt sehr von der Kälte.

Mit Tagesanbruch ging man weiter. Jetzt erst gerieth man in die größten Gefahren. Nachdem man zahllosen Fährlichkeiten entgangen war, befand man sich am Fuße eines zweihundert Fuß hohen Eisrandes, einer tiefen Schlucht gegenüber, in welche man hinabstieg, indem man Löcher für die Hände und Füße hineinhieb. Dies war eine gräßliche Lage. Eine ganze Viertelstunde lang war es nicht erlaubt zu sprechen, aus Furcht, daß die Stimme einen Lawinenfall veranlassen möge. Dreymal hörte man ein Krachen, welches dem Getöse eines Pistolenschusses ähnelte. Man redete nur durch Zeichen miteinander. Eine Viertelstunde weiterhin überraschte die Ohren ein Tosen, welches derselbe große Eisrand beym Zusammenstürzen machte. Man gelangte ohne neue Schwierigkeit zu dem Felsen. Zwey Führer, die zuerst hinaufgestiegen, waren durch eine Entzündung ganz erblindet, und wurden in der ersten Hütte gelassen. Am 27. July, Morgens neun Uhr, kehrte der Trupp nach Chamouni zurück. Saussure hat berechnet, daß die Entfernung dieses Dorfes vom Gipfel des Montblanc 8 — 9 (engl.) Meilen beträgt; aber auf dem Wege, den man gehen müsse, lege man 40 — 50 zurück, und diese erforderten wenigstens einen achtzehenstündigen ermüdenden Marsch.

Diesen gefahrvollen Reisen, nach der höchsten Spitze des Montblanc, wollen wir hier noch eine Reise auf den berühmtesten aller Gletscherstöcke in dem Berner Oberlande, die Jungfrau genannt, anreihen; sie wurde im vorigen Jahr ausgeführt, und man hat jetzt von den Männern selbst, die dieses Unternehmen wagten, folgende zuverlässige Nachrichten.

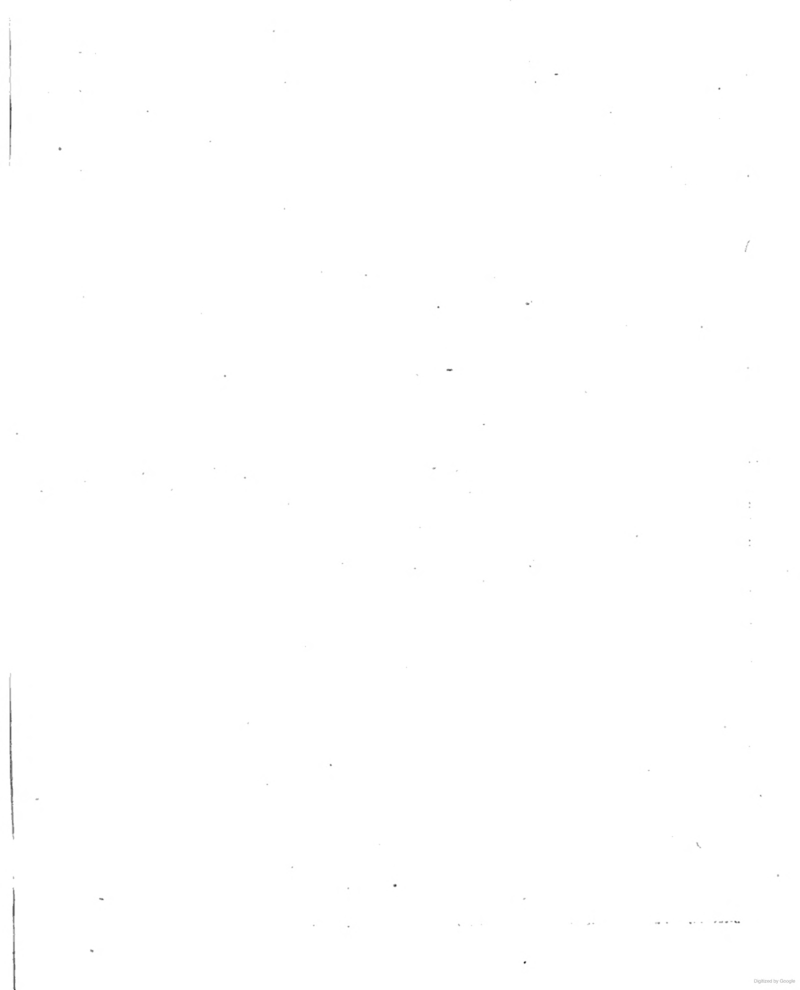
Den 8. Sept. 1828, Mittags um 12 Uhr, nahmen sieben Thalleute aus Grindelwald, von denen mehrere seit Jahren durch Muth und Entschlossenheit als gute Bergsteiger sich auszeichneten, von ihren Freunden Abschied, um das Jungfrauhorn zu ersteigen. Sie hatten Nahrung für mehrere Tage bei sich, und waren mit dem nöthigen Werkzeug versehen. Noch den nämlichen Abend giengen sie neben dem untern Gletscher hinauf, dann über das Eismeer, und von da durch das sogenannte Kalli hinauf hinter den Eiger, wo sie ihr Nachtquartier in einer Höhle aufschlugen, die wohl bei 70 Fuß lang und ungefähr 40 breit war, auch verschiedene Gänge hatte. Wie der Tag anbrach, giengen sie über die Eisfelder hinter den Eiger, überstiegen den Grat zunächst am Mönch (welchen Bergstock sie diesen Sommer zu besteigen gedenken.) Von da wendeten sie sich links hinunter, und übernachteten, wahrschein-

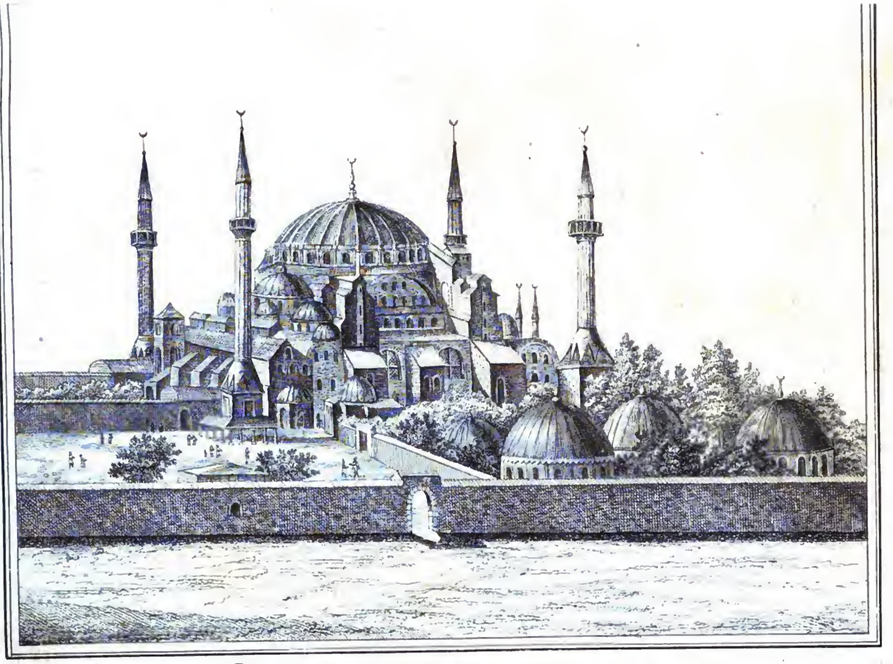
lich bei'm Grünhorn oder bei den Walliser=Bletscherhörnern, weil Wolken am Himmel daherzogen, damit wenn schlechte Witterung eintreten und ihnen den Rückweg in die Heimath abschneiden sollte, sie sich in's Walliserland retten könnten. Den 10. Morgens, da die Witterung wieder günstig war, zogen sie über die Eisfelder der Jungfrau zu. Zwei von ihnen holten die Fahne, die sie bei dem frühern Versuche, zwischen dem Mönch und der Jungfrau, aufgesteckt hatten. Bei diesem Gebirge wurde nun zuerst eine Leiter angesetzt, dann mußten sie bei drei Stunden zubringen, um Tritte zu hacken, über eine beinahe senkrechte Eiswand hinauf, wo jeder Ausglitschende rettungslos verloren gewesen wäre. Peter Baumann, ein wohlgewachsener Jüngling und Bergbesteiger ohne Gleichen, der schon einmal, obwohl unkundig des Weges, die gefahrvolle Reise von Grindelwald nach der Grimsel über die Eismeere gemacht hatte, im Steigen immer der erste, sich nur flüchtig einhackend, stets sichern Trittes, jede Gefahr verachtend, erreichte endlich Nachmittags um 4 Uhr die Spitze des Jungfrauhorns. Dieselbe war wie eine First bei zwölf Fuß lang und nur einige Finger breit. Ihm folgte nach: Ulrich Wittwer, der Gletscherhirt, der nur an einem Auge sehend ist; dann Christian Baumann, ebenfalls einäugig; dann Hildebrand Burgener; dann Peter Roth, ein kraftvoller verwegener Berggänger und Jüngling, der schon einmal in einer Schneelawine eine Luftfahrt über eine furchtbare Felswand hinunter gemacht hat; dieser trug den Bohrer und die beinahe zwanzig Pfund schwere eiserne Fahne hinauf. Der letzte war Peter Moser, der alte und wohlbekannte beste Gemsjäger des Thales. Christian Roth, der Herrenführer, blieb hingegen zurück, weil demselben, bei seinem vorgerückten Alter, das Steigen in solcher Höhe nicht mehr behagen wollte. Indessen war er das Triebrad des Unternehmens gewesen. Nachdem sie nach und nach durch Weghacken des Schnee's und Eises auf dem Gipfel den Platz erweitert, vereinigten sich daselbst die sechs Gefährten, und machten die Fahne fest. In dieser Stunde wurden sie von vielen fremden und einheimischen Personen durch gute Fernröhren gesehen. Nach ihrer Aussage war das Athemholen in dieser Höhe leicht, die Kälte mäßig, die Aussicht in die Gegend von Bern neblich, in die benachbarten Thäler hingegen ziemlich heiter und schön. Nachdem sie ungefähr eine Stunde auf dem Gipfel, der 12,670 Fuß über dem Meere erhaben ist, zugebracht hatten, stiegen sie den gefährlichen Weg rückwärts hinunter, und übernachteten in der sogenannten kalten Herberge, in der Nähe der Jungfrau. Den 11. giengen sie wieder ihrer Heimath zu, wo sie zur Freude aller Bewohner des Thales Nachmittags um 3 Uhr glücklich anlangten. Zu bedauern ist es, daß diese Reise Niemand mitgemacht hat, der im Stande gewesen wäre, wissenschaftliche Beobachtungen zu machen, und daß sie also einzig nur Anreiz und Aufmunterung seyn mag, um künftig ähnliche Wanderungen auf nützlichere und fruchtbarere Weise zu wiederholen. —

Zum Schluße hier noch die zweckmäßigen Vorschriften, die bei einer Reise in die savoyischen Gletscher nicht ausser Acht zu lassen sind:

1) Ein offenes Fuhrwerk, oder Cabriolet, ist für den ersten Tag jedem andern vorzuziehen, und zu St. Martin findet man Bank=Wagen, womit allein man nach Chamouni fahren kann.
2) Da man bis Chamouni im Sommer ziemlich von der Hitze zu leiden hat, so muß man sich nicht zu schwerfällig kleiden.
3) Um auf die Gipfel zu klettern, muß man nicht viel Kleiderwerk an sich haben; in den Momenten des Haltmachens und Ausruhens wirft man einen Mantel oder Ueberrock um sich.
4) Beym Gletschersteigen ist es gut, einen Flor übers Gesicht, und Eissporen an den Füßen zu haben. Spitzen oder Hacken, die man in die Schuhe schraubt, sind die besten Eissporen. Spitzige Schuhe, beym Bergabsteigen, sind gefährlich; man bleibt damit an den Steinen hängen und fällt.
5) Bergauf steige langsam; bergab bediene man sich eines mit Eisen beschlagenen Stocks, und nie sey man vor seinen Führern voraus.
6) Im Gehen, trinke man nie Wasser, es schwächt und spannt ab; aber auf den Gletschern ist das Wasser gut, es stärkt und vertreibt die Mattigkeit.
7) Ein Regenschirm ist von Nutzen.
8) Wo es bergauf geht, sind Maulthiere eine Erholung, aber bergunter bleibe man nicht darauf sitzen; man muß sie nicht zuviel lenken wollen, sondern sich auf ihren Gang verlassen.
9) In der Ebene ist oft ein Marsch von drei Stunden angreifend, aber auf den Bergen erholt man sich schnell.
10) Das Arve=Wasser zu Chamouni ist sehr gesund, und schützt vor Krankheiten; sein weißliches Aussehen, das es vom Quarz=Sand erhält, ist nicht schädlich.
11) Es ist nöthig, sich mit Feuerstein, Stahl, Schwamm und Schwefelhölzchen zu versehen, um sich Feuer anmachen zu können, wenn ein kalter Wind weht.
12) Zu Chamouni trifft man immer im Bergsteigen erfahrene Führer an, die Alles erfüllen, was sich von bewährten Männern ihres Geschäfts erwarten und fordern läßt. Man zahlt einem solchen Führer, ausser der Kost, einen Laubthaler auf den Tag.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Die Sophien-Kirche zu Constantinopel.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J.H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Sophienkirche zu Konstantinopel.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. IV.

Die Sophienkirche zu Konstantinopel, von welcher die beiliegende Tafel eine getreue Abbildung enthält, ist die älteste aller noch vorhandenen christlichen Kirchen; sie wurde im Jahre 532 nach Christi Geburt, von dem Kaiser Justinian auf derselben Stelle erbaut, wo eine, schon von Constantin dem Großen, der heiligen Sophia gewidmete Basilika gestanden hatte.

Im Wesentlichen ist die Form dieser Kirche bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben; sie bildet ziemlich genau die Figur eines griechischen Kreuzes, ist jedoch seit dem fünfzehnten Jahrhundert, wo die Türken Konstantinopel eroberten und dem griechischen Kaiserreiche daselbst ein Ende machten, mit vielen andern Zierden und vier hohen Minarets, die man auf Wendeltreppen besteigt, umgeben worden.

Als christliche Kirche hatte dieses Gebäude früher viele Eingänge, seit aber der halbe Mond auf seiner Kuppel prangt, sind nur noch zwey Haupteingänge vorhanden, wovon der eine für den Sultan und der andere für das Publikum bestimmt ist.

Das Innere der Kirche zeichnet sich durch zahlreiche, 40 Fuß hohe Säulen von Aegyptischem Granitmarmor und Porphir aus. Es befinden sich darin eine Tribüne für den Sultan und ein Katheder für den Mufti. Der Pult des Vorlesers nimmt die eine Seite des Schiffes der Kirche ein; auch haben die Türken mehrere Springbrunnen angebracht, die ihnen zum Waschen dienen, ehe sie in das Innere der Kirche treten.

Das Bewunderungswürdigste an diesem Gebäude ist die Kuppel; sie hat 120 Fuß im Durchmesser, ist von einem ziemlich leichten Steine, durchaus massiv gewölbt, und wird für eine der schönsten in der Welt gehalten.

Der Mann im grauen Rocke.

Georg Eichenberg war als Schiffskapitän mit seinem Schiffe von Bremen aus zur See gegangen, und man hörte nichts mehr von ihm und seinem Schiffe. Dieses und die Nahrungssorgen, die stark seine Gattin drückten, verursachten ihr eine schwere Krankheit, die vollends ihr kleines Eigenthum hinwegraffte; sie starb, und Georgs Bruder, Wilhelm, nahm die vierjährige Tochter, obgleich er selbst eine starke Familie und als Pächter eines herrschaftlichen Gutes keinen Ueberfluß hatte, zu sich und erzog sie, gleich seinen übrigen Kindern, für deren Erziehung er, bei all' seinem kleinen Einkommen, nichts fehlen ließ, und sie zu guten, tugendhaften Menschen bildete. Sie entsprachen auch alle, als sie heranwuchsen, seinem Wunsche, besonders Leopoldine, seines Bruders Tochter. Das Mädchen war in ihrem vierzehnten Jahre hübsch, ja fast eine Schönheit zu nennen, ihr Geist war gebildet,

ohne kunstloses Gepränge zeigte sich dieses bei ihr; gut und edel war ihr Herz. Sie war Eichenbergs Liebling, der zwar vier Söhne, aber keine Tochter hatte.

Moriz, der älteste Sohn, studierte mit vielem Fleiße die Rechte, Bernhard, der zweite, hatte mit Auszeichnung den letzten Feldzug nach Frankreich mitgemacht, und stand jetzt bereits, trotz seiner Jugend, als Offizier bei einem Cavallerie-Regiment. Ludwig erlernte in der Nähe bei einem Förster die Forstwissenschaft, und Georg, der jüngste, war Oekonom und Gehülfe seines Vaters in der Landwirthschaft.

Da die Gattin Eichenbergs gestorben war, so führte Leopoldine, obgleich jetzt erst fünfzehn Jahre alt, die Haushaltung, und dieses zwar mit der größten Ordnung. Vater Eichenberg hatte seither zwar nie im Ueberflusse, doch ohne Nahrungssorgen gelebt; jetzt aber, es war im Jahre 1816, traf ihn Mißwachs und Viehsterben, er verlor ein Kapital an einem Handelshause, welches fallirte, und keine Nachsicht wegen genauer Einlieferung der Pachtgelder konnte er erwarten; dadurch gerieth er in einen wirklichen Mangel, den er deßwegen am meisten fühlte, weil er seinen Söhnen, die noch alle Unterstützung brauchten, dieselbe nun entsagen mußte. —

Kurz vor diesem hatte ein Mann sich in Blumenthal, so nannte sich das Dorf in welchem Vater Eichenberg lebte, niedergelassen, von dem Niemand wußte wer er war, noch wo er herkam. Er schien ein Mann tief in den vierzig Jahren, trug immer einen alten grauen Ueberrock, eine fuchsrothe Perugue und sein Gesicht war häßlich von Pulver verbrannt. Er hatte ein kleines Haus mit einem Garten gekauft, beides reinlich eingerichtet, lebte aber übrigens still für sich mit einem alten Kerl, der fast stumm zu seyn schien, und sparsam, hatte mit Niemand Umgang als mit Eichenberg, den er oft besuchte, und der den Mann, der vieles von fremden Ländern zu erzählen wußte, und höchst gutmüthig schien, wohl leiden mochte, übrigens aber von seinen Schicksalen eben so wenig, wie ein jeder anderer erfuhr. Er nannte sich Gutsmuth, dies war alles, was man von ihm wußte. Auch Leopoldine war sein Liebling, er beschenkte sie oft, bald mit einem nützlichen Buche, bald mit einem Band u. s. w. Sie fühlte zu dem gutherzigen Manne eine Zuneigung wie die Tochter zu dem sie zärtlich liebenden Vater, und that nichts ohne seinen Rath, der allezeit den welterfahrnen Mann anzeigte und ihr nützlich war.

Vater Eichenberg sollte jetzt seine Pachtgelder an seinen jungen Gutsherrn, der alte war kürzlich gestorben, nach der Hauptstadt abschicken, konnte sie aber nicht vollzählig machen, und fand sich deswegen in großer Verlegenheit, besonders da er sonst beständig sehr pünktlich in seiner Zahlung gewesen war; dieses machte ihn mißmuthig, und als ihn darüber Gutsmuth befragte, gestand er ihm das Wahre.

„Ich habe," sagte dieser, „ein kleines Kapital von einem Freunde anvertraut in Händen, dieses soll ich anlegen. Können ihnen diese 600 Thaler zu 3 pCt. jährlich, auf zwei Jahre vorgeschossen, aus ihrer Verlegenheit helfen, so will ich sogleich das Geld holen.

Eichenberg nahm dieses Anerbieten mit Dank an, machte die Pachtgelder vollzählig, und wollte dieses seinem Gutsherrn nach der Hauptstadt überbringen, als dieser selbst auf seinem Gute ankam, dort für immer zu leben. —

Eichenberg gieng gleich am andern Morgen auf das Schloß und zahlte. Freundlich, ohne Stolz empfing ihn der junge, jetzt erst 26 Jahr alte, Baron von Blumenthal und sprach:

„Mein lieber Eichenberg, ich weiß, daß Sie seit zwei Jahren Mißwachs, Viehsterben und anderes Ungemach erlitten, auch daß Sie eine hoffnungsvolle, zahlreiche Familie zu ernähren haben, daß folglich die Zahlung dieses Geldes Ihnen schwer gefallen seyn muß. Gerne hätte ich Ihnen Nachsicht und Nachlaß bewilligt, allein ich gestehe es offen: mein Vater starb und hinterließ mir nur Schulden; diese zu tilgen, die Ehre meines Vaters im Grabe zu retten, ist meine Pflicht. Ich muß daher äusserst sparsam leben, und habe deßwegen die theure Hauptstadt verlassen. Doch hoffe ich im Stande zu seyn, nächstes Jahr einen für Sie billigern Pachtcontrakt schließen zu können."

Gerührt von dem Edelmuth und der freundlichen Aufnahme des jungen Barons, verließ Eichenberg denselben, und von nun an kam oft Blumenthal nach der Wohnung seines Pächters, wo er oft Gutsmuth antraf, mit dem er sich unterhielt, und dessen Kenntnisse und offenen, edlen Charakter er bewunderte. Auch dieser schätzte den jungen, gebildeten, stets von allem lächerlichen Ahnenstolz entfernten Mann, der, bei einem wohlgestalteten Körper, ein edles Herz besaß.

Blumenthal lernte Leopoldine kennen, nicht ihre Schönheit, mehr ihre Tugenden machten sie ihm werth und theuer.

„Hätte ich nur einiges Vermögen," sagte er eines Tages zu Gutsmuth, „dieses Mädchen müßte meine Gattin werden. Wie glücklich könnte ich dann mit ihr hier auf meinem Gute leben, das ich leider, wenn die Zeiten nicht besser werden, bald nicht mehr mein nennen kann."

„Liebt denn das Mädchen Sie?" fragte Gutsmuth.

„Wenn ich nicht irre," sagte Blumenthal, „obgleich es zwischen uns noch zu keiner Erklärung gekommen ist, und auch dazu nie kommen soll, da ich ausser Stand bin, jetzt zu heirathen, und das Glück, welches das gute Mädchen vielleicht mit einem andern Manne machen kann, ihr nicht verhindern will."

„Edel gedacht," sagte Gutsmuth, und brach davon ab. — Von jetzt an machte er öfters kleine Reisen, die ihn oft von seinen Freunden Eichenberg und Blumenthal auf einige Zeit entfernten, welche sich allezeit nach seiner Rückkunft herzlich sehnten.

Moriz Eichenberg hatte seine Studien vollendet, und war in allem Betracht ein geschickter und edler Mensch, allein leider fehlte es ihm jetzt völlig an der Aussicht zu einer Versorgung. Da wurde er eines Tages zu einem Beamten in der Nähe eingeladen, und dieser übertrug ihm die Stelle als Aktuar mit einem zwar mäßigen Gehalte, wovon jedoch der ledige, junge und haushälterische Mann ohne Sorgen leben konnte. Moriz wußte sich gar nicht zu erklären, wer ihn bei dem Beamten empfohlen hatte. „Wenn Sie einmal einen Mann im grauen Ueberrocke in der Mitte der Ihrigen, geliebt und geschätzt von Allen, erblicken, dem danken Sie!" sagte der Amtmann, und dieß war alles, was Moriz erfahren konnte.

Bernhard, der zweite Sohn, vermißte freilich bei seinem geringen Offiziersgehalt die Zulage, die er sonst vom Hause erhielt, doch schränkte er sich ein, vermieth alle kostspielige Gesellschaften seiner Kameraden, und lebte im Stillen; da ließ ihn eines Tages der Oberst des Regiments holen, lobte ihn erst wegen seiner zweckmäßigen Einschränkung, und eröffnete ihm dann, daß er jeden Monat 15 Thaler als Zulage von dem Regimentsquartiermeister abholen könnte. Bernhard, dem die traurige Lage seines Vaters bekannt war, wußte nicht, wem er für diese Wohlthat zu danken habe, und äusserte dieses gegen seinen Obersten: „Wenn Sie einmal einen Mann im grauen Ueberrocke in der Mitte der Ihrigen, geschätzt und geliebt von Allen, erblicken, dem danken Sie," sagte der Oberst, und auch Bernhard erfuhr nichts weiter.

Ludwig, der dritte Bruder, wurde, ohne darum angehalten zu haben, seinem alten Lehrherrn, dem Förster, adjungirt; er wollte diesem dafür danken, weil er glaubte, er sey von diesem empfohlen worden.

„Nicht mir danken Sie," sagte der Förster, „finden Sie aber in kurzem einen Mann im grauen Rocke in der Mitte der Ihrigen, geliebt und geschätzt von Allen, dem bringen Sie Ihren Dank." Auch Ludwig brachte nichts weiter in Erfahrung.

Erstaunt und erfreut war Vater Eichenberg, als er so kurz hintereinander die Anstellung seiner Söhne Moriz und Ludwig erfuhr, und als ihm Bernhard schrieb: er erhalte jetzt eine reichliche Zulage, so wußte er sich gar nicht zu erklären, wo das Glück alles herkäme —

Sechzig Jahre zählte heute Vater Eichenberg, es war ein schöner Herbsttag, da erschien Herr Gutsmuth, bat ihn heute mit Leopoldinen und seinem Sohne Georg in seine kleine Wohnung zu Gast, und sprach:

„Wir wollen im freundschaftlichen Kreise Ihren Geburtstag feiern, auch der Baron Blumenthal wird Theil daran nehmen. Eichenberg sagte zu,

und erschien mit den Seinigen in Gutsmuths Wohnung, der heute in einem ganz neuen Kleide seine Gäste empfing. Blumenthal war bereits zugegen. Da bließ ein Posthorn, eine Chaise hielt vor der Thüre, und heraussprangen Moriz, Bernhard und Ludwig, sie waren alle drei an jenem Tage in Blumenthal eingeladen worden, das nahe Städtchen wurde ihnen bestimmt, sich einander dort zu finden, und von da zusammen in ihrer Heimath anzukommen. Wer sie so dringend eingeladen hatte, und sie bestimmt zu kommen bat, war ihnen unbekannt. — Freudig und herzlich war der Empfang der Angekommenen, und man wollte eben hin und her fragen, als Gutsmuth, der sich vor einigen Augenblicken entfernt hatte, wieder erschien, und zwar in seinem alten, grauen Ueberrock.

„Unser Wohlthäter!" riefen Moriz, Bernhard und Ludwig zugleich.

„Nichts von Wohlthaten, meine Kinder" sagte dieser, „ich trage nur, da ich euch diente, eine große Schuld ab, die ich euerm edlen Vater so lange schulde. Er erzog bieder und tugendhaft mein Kind — meine Leopoldine!

„Gott, mein Vater!" rief diese und lag in seinen Armen.

„Unser Onkel!" die Söhne.

„Bruder, Herzensbruder! daß ich so lange Dich nicht erkannte!" sagte Vater Eichenberg, und drückte den lang Vermißten an seine Brust.

„Das macht mein Mohrengesicht," sprach Onkel Georg, „das ein zersprungene Pulvertonne mir anhing. Meine Geschichte sollt ihr noch heute erfahren. Jetzt lass' mich nur alles erst ins Geleise bringen. Du, Bruder, trittst heute an deinem 60sten Geburtstage, wozu ich Dir noch einmal Glück wünsche, in den Ruhestand, lebst in Zukunft mit mir, und gibst die Pachtung, mit Bewilligung des Herrn Barons hier, an deinen Sohn Georg, meinen Pathen ab, der das Werk, wie ich weiß, versteht. Ihnen, Herr von Blumenthal, den ich als einen edeln Mann kennen lernte, den ich prüfte und bewährt fand, gebe ich meine Tochter, Sie liebten sie längst, und Poldine hat mir, ihrem Vertrauten, auch geoffenbart, daß Sie Ihnen nicht allein verehrt, sondern auch liebt. Zum Heirathsgut nehmen Sie hier diese Papiere, es sind die Quittungen aller ihrer Schulden, an denen Sie nicht Ursache sind, ich habe sie alle in ihrem Namen bezahlt, und dabei liegt noch ein Wechsel von 10,000 Thalern zur nöthigen Einrichtung. Sie brauchen in Zukunft einen Justitiar hier in Blumenthal, nehmen Sie unsern Moriz dazu. Dir Neffe Bernhard, soll es nie an einer guten Zulage fehlen, bleibe brav wie seither. Du Neffe Ludwig trittst völlig an die Stelle Deines Lehrherrn, der sie Dir abtritt, und von mir zeitlebens den Gehalt davon bezahlt bekommt. So wäre Alles in Richtigkeit, und jetzt still von allem weitern Dank, den ich mir ein für allemal verbitte. Kommt nun zum frohen Mahle, das unserer harrt, bei diesem wollen wir beim vollen Glase den Geburtstag meines Bruders und die Verlobung meiner Tochter feiern, sodann sollt ihr meine Geschichte und Abentheuer wissen.

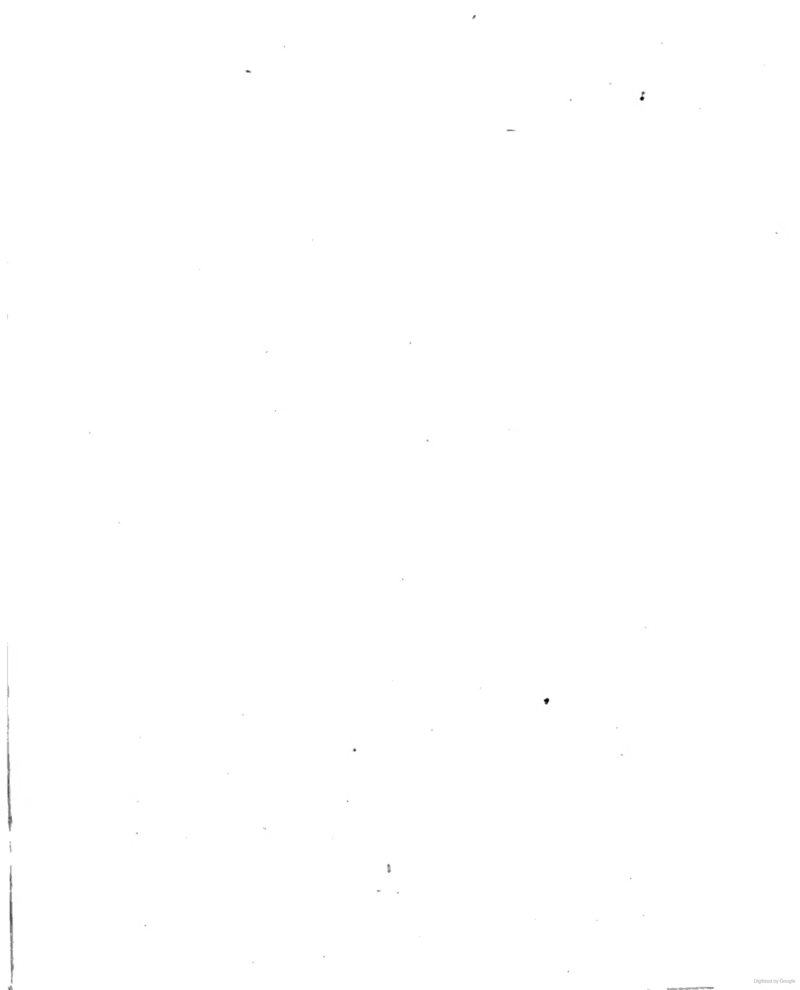
Froh war wirklich das Mahl, obgleich bei den verschiedenen, doch freudenvollen Gefühlen der Anwesenden wenig an Essen und Trinken gedacht wurde. Die Verlobung wurde gleichfalls gefeiert.

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein Ingenieur aus Riga hat den Riesenplan entworfen, Moskau mittelst eines einzigen Leuchtthurms zu erleuchten. Um sich einen entsprechenden Begriff von seinem Plane machen zu können, bedurfte es des Feuers eines ungeheuren Apparats von 600 Gasröhren, gestellt unter einen, aus übersilbertem Kupfer bestehenden Reflektor von 60 Fuß im Umfange. Das Gas wurde in Konduktoren, aus Leinwand mit Gummi überzogen, hinaufgeführt und oben mittelst eines elektrischen, von einem doppelten Metalldrath geleiteten, Funkens angezündet. Die Einwohner von Moskau und der Umgegend von 8 Stunden, durch diese unvergleichliche Lufterscheinung herbeigerufen, haben diesem kolossalen Experiment, welches auf einer Anhöhe 6 Stunden von Moskau gemacht wurde, beigewohnt.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Ansicht der Stadt Algier.

No. 5. Zweiter Jahrgang 1829.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

A l g i e r.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. V.

Auf der beiliegenden Tafel erhalten unsere geneigten Leser die Ansicht der Hauptstadt eines furchtbaren Seeräuberstaates, der schon mehrere Jahrhunderte hindurch den größten Mächten Europas getrotzt, und eine zahllose Menge von Unglücklichen in ein namenloses Elend gestürzt hat. Obschon dieser Staat zu wiederholten malen von den christlichen Seemächten gedemüthiget und zu dem Versprechen vermocht wurde, sein schändliches Gewerbe aufzugeben, so sind doch diese Verpflichtungen von ihm niemals gehalten worden und die Seeräubereien erfolgten bald darauf wieder, nach wie vor unter irgend einem Vorwande.

Jetzt, im Augenblick wo Frankreich eine seiner Flotten vor dieser barbarischen Räuberstätte aufgestellt hat, um dieselbe neuerdings wieder für ihre begangenen Verbrechen zu züchtigen, möchte es von doppeltem Interesse seyn, diesen afrikanischen Räuberstaat näher kennen zu lernen, und wir wollen daher hier eine ausführliche Beschreibung desselben folgen lassen.

Der Raubstaat Algier liegt in Nordafrika, längs dem mittelländischen Meere, gränzt gegen Osten an Tunis, gegen Süden an die Sahara, gegen Westen an Fez, gegen Norden an das mittelländische Meer, hat ungefähr 100 Meilen in der Länge, und 30 in der Breite von Norden gegen Süden, und enthält über 4,000 Quadratmeilen. Das Land ist gebirgig, besonders im Süden, wohin sich mehrere Aeste des Atlas ausbreiten, deren hohe Gipfel mit ewigem Eis bedeckt sind. Das Klima ist sehr verschieden, denn ob es gleich in den südlichen Sandwüsten brennend heiß ist, so wird dasselbe doch in den übrigen Gegenden durch die Seeluft so gemäßigt, daß ein beständiges Grün das Land bedeckt, und das Laub der Bäume weder durch die Sonnenhitze versengt wird, noch durch Winterkälte erfriert. Im Februar fangen die Bäume schon an, von Neuem auszuschlagen, im April sind die Früchte derselben im vollen Wachsthume, und im May sind die meisten schon reif. Reife Trauben kann man schon im Junius haben, und Feigen, Oliven und Nüsse im August. Einige Gegenden sind ganz vorzüglich fruchtbar, und bringen alles Mögliche im Ueberfluß hervor.

Die Stadt Algier liegt auf der abhängigen Seite eines Berges, am mittelländischen Meere, in Form eines Amphitheaters, die Häuser stehen stufenweise über einander, haben größtentheils die Aussicht auf das Meer und insgesammt platte Dächer; man zählt an 15,000 Häuser, und da alle weiß angestrichen sind, so gewährt die Stadt von der Seeseite einen überraschend schönen Anblick. Der Umfang derselben beträgt ungefähr 3 Stunden und die Zahl ihrer Bewohner 80,000, unter denen sich 10,000 Juden befinden.

Die ganze Stadt ist mit einer 12 Fuß dicken,

bei der obern Stadt 30 und bei der niedern gegen die See zu 40 Fuß hohen Mauer umgeben, deren unterer Theil aus Bruchsteinen, der obere aber aus Backsteinen sehr dauerhaft erbaut ist. Auf dieser Mauer sind große eiserne Hacken angebracht, in welche man die Christen oder Mohren, die wegen eines größern Vergehens gestraft werden sollen, wirft, und sie dann langsam sterben läßt.

Die Befestigungswerke nach der Landseite zu, sind zweckwidrig angelegt und von sehr geringer Bedeutung. Auch dienen die um die Stadt herumliegenden kleinen Forts oder Castelle nur sehr wenig, um die Stadt von der Landseite zu beschützen, denn sie können alle von den umherliegenden Bergen und Anhöhen, deren man sich leicht bemeistern könnte, mit Vortheil angegriffen werden. Die Befestigungswerke gegen die Seeseite liegen unmittelbar auf der Küste oder auf Felsenklippen im Meere, und bestehen aus vier Castellen und mehreren offenen Batterien, die insgesammt durch verdeckte Gänge miteinander verbunden sind.

Der Hafen der Stadt ist weder tief noch groß genug, um viele Schiffe zu fassen, und bloß ein Werk der Arbeit und der Kunst; er wird von einem Damm gebildet, der 500 Schritte lang ist, und bis zu einem Felsen geht, auf dem ein wohlverwahrter Leuchtthurm steht; die Tiefe des Hafens beträgt nicht über 15 Fuß, und die großen Schiffe müssen daher am Eingange liegen bleiben, wo auch immer eine, mit 12 bis 20 Türken bemannte Schaluppe stationirt ist, um das Entweichen der Christensclaven zu verhindern.

Die Straßen in der Stadt sind zwar gepflastert, aber schief, abschüssig, winklich und fast durchgängig enge und dunkel. Sehr viele derselben sind so außerordentlich schmal, daß kaum 2 Personen bequem neben einander darin gehen können; beladene Thiere, vorzüglich Cameele können entweder gar nicht hineingehen, oder doch nur mit der größten Schwierigkeit einander darin ausweichen. Nur eine einzige Straße, die als die Hauptstraße angesehen werden kann, ist sehr breit, völlig gerade, und durchschneidet die Stadt in der Breite; an beiden Enden derselben befinden sich eine Menge Buden von Handwerkern, Krämern und Kaufleuten, und das Gewühl von Menschen ist daselbst zu jeder Stunde außerordentlich groß. Aus derselben läuft eine Straße nach dem Palaste des Dey's, die ebenfalls mit Buden an beiden Seiten versehen ist, und durch die Ranken der an allen Häusern gepflanzten Weinstöcke, welche quer über die Straße geleitet sind, einer bedeckten Allee ähnlich sieht.

Unter den Häusern gibt es sehr viele schöne, die mit Marmorsäulen und reichen Vergoldungen verziert sind. Jedes derselben bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich ein großer gepflasterter Hof befindet, in welchem sehr häufig Springbrunnen, die der Beschaffenheit des dasigen Klimas so sehr angemessen sind, angetroffen werden. Um dieses Viereck zieht sich rings um den Hof eine bedeckte Galerie, die von Säulen getragen wird. Die Zimmer sind lang, und mit Laubwerk oder mit Figuren in Gyps verziert. Das Oberste der Häuser ist durchgängig flach, und bildet eine Terrasse, die mit Blumen und mancherlei Gartengewächsen sehr angenehm verziert ist. Auf diesen Terrassen kann man fast über die ganze Stadt hingehen, und an den wenigen Stellen, wo die Häuser eine ungleiche Höhe haben, ist immer eine bequeme Leiter angelegt, um von einer Terrasse auf die andere zu kommen. Es wäre zwar ein Leichtes, von diesen Terrassen in das Innere der Häuser hinabzusteigen, allein dennoch hört man niemals von Diebstählen sprechen, weil, wenn ein Fremder sich in einem Hause sehen läßt, ohne sich vorher gehörig angemeldet zu haben, er selten mit dem Leben davon kömmt. Das Licht fällt nicht von den Straßen in die Häuser, denn in den untern Stockwerken befinden sich gar keine Fenster, und in den obern nur wenige sehr kleine, die noch überdieß mit eisernen Gittern verwahrt sind; diesen Abgang an Helle ersetzt jedoch das von oben in den Hof fallende Licht; das Widrige in dem Anblick der Straße wird aber durch diese Bauart noch beträchtlich vermehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mann im grauen Rocke.

(Beschluß von Seite 16.)

„Es lebe der Mann im grauen Rocke, unser Wohlthäter!" war die letzte Gesundheit, die der Baron mit vollem Glase darbrachte. „Er soll leben!" riefen alle. Georg Eichenberg dankte, und lud alle ein in seinen kleinen geschmackvollen Garten. „Hier, sagte er, wollen wir, Bruder Wilhelm, Du und ich in Zukunft unser Pfeifchen in Ruhe rauchen, und uns unserer Kinder freuen; und hier will ich euch meine Geschichte erzählen." Man nahm in einer schattigen Laube Platz und Georg begann, wie folgt:

„Ich verließ meine Gattin und meine vierjährige Tochter, um mit meinem Schiffe von Bremen aus eine Reise nach Brasilien zu machen, in der sichern Hoffnung, binnen einem Jahre mit ansehnlichem Gewinn zu den Meinigen zurückzukehren; allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ein Sturm hatte uns etwas zu weit nach Süden getrieben, und eben im Begriffe dem rechten Laufe wieder zu folgen, entstand durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen Feuer im Schiffe. Vergebens gaben wir uns alle Mühe dasselbe zu löschen, wir setzten daher die Boote aus, wenigstens unser Leben zu retten, da sprang nahe bei mir eine Pulvertonne und schleuderte mich bewußtlos in die See. Als ich aus meiner Ohnmacht mich erholte, lag ich auf trockenem Lande, und mein alter Tom hier kniete vor mir. Er hatte mir das Leben gerettet, war mir in die See nachgesprungen, und als ein guter Schwimmer glückte es ihm, mich ans Land, das nur eine halbe Seemeile entfernt war, zu bringen; ob die übrige Mannschaft sich gerettet hatte, wußte Tom nicht zu sagen, ich habe nie etwas mehr davon gehört."

„Hier lag ich nun halb durch das Pulver verbrannt, fast nackt und blos auf einer kleinen Insel, bewohnt nur von einigen Fischerfamilien, die uns gastfrei aufnahmen, bis ich völlig genesen, mit Tom, der mich seither nicht mehr verließ, in einem Boote nach dem nahen festen Lande von Amerika kommen konnte. In Buenos-Aires erhielt ich von dem englischen Consul so viel Unterstützung, daß ich mich etwas kleiden, und mit einem Schiffe nach England abgehen konnte. Dort angekommen eilte ich, leider völlig arm nach Bremen, und erfuhr hier den Tod meines Weibes, und daß du Bruder Wilhelm meine Tochter zu dir genommen hättest. Ich war jetzt arm und konnte für mein Kind nichts thun, dieß schmerzte mich, obgleich ich Leopoldinen in guten Händen wußte. Dir Bruder wollte ich nicht zur Last fallen, ich beschloß daher in fremden Ländern entweder mein Glück zu machen, oder den Tod zu finden."

„Ich reiste nach England zurück, verschaffte mir dort einige Empfehlungen nach Ostindien, und trat mit einem Schiffe die Reise dahin an. In Bombay trat ich ans Land, konnte aber bei allen Empfehlungen keine Dienste erhalten, und mußte mit Tom, der mich begleitet hatte, manchen Tag im engsten Verstande hungern, bis ich ein kleines Schiff, bestimmt zum Küstenhandel, von einem Bramanen-Kaufmann anvertraut erhielt. Mein Geschäft glückte, ich brachte meinem Schiffsherrn reichlichen Gewinn, der mich dafür dankbar belohnte, mir ein größeres Fahrzeug übergab, und das kleine meinem Tom anvertraute. Wir segelten allzeit zusammen, als wir einst so glücklich waren, ein reich beladenes französisches Schiff, das nach der Insel Bourbon bestimmt war, zu erobern. Ich und Tom erhielten für unsern Antheil 12000 Pagoden, kauften dafür ein kleines, gutes Schiff, lösten einen Kaperbrief und kreuzten nun auf unsere Rechnung gegen die Franzosen und Holländer in der indischen See. Wir machten viele Beute und unser Vermögen stieg ansehnlich; da regte sich bei mir die Sehnsucht nach meinem Vaterlande, meiner Tochter und Verwandten, und ich beschloß Indien zu verlassen. Tom billigte meinen Entschluß, und wollte, da er keine Blutsfreunde habe, bei mir leben. Wir verkauften unser Schiff und gingen mit einem ansehnlichen Vermögen nach Europa. Ich eilte hierher, Niemand erkannte mich, fand meine Tochter durch Deine Sorgfalt, Bruder, bestens erzogen, gut und tugendhaft, und was ich darauf für Dich und die Deinigen that, waren nur die Zinsen für das Ka-

pital, das Du für die Erziehung meiner Leopoldine anwandtest, und das man auch nicht bezahlen kann. Du bist mir also jetzt nichts schuldig, Bruder, ich aber verbleibe immer Dein Schuldner, da Du mir eine tugendhafte Tochter erzogst. Meine brüderliche Liebe soll Dich stets dafür lohnen."

Er umarmte darauf Vater Eichenberg, umschlossen von dem Kreise glücklicher Kinder, und blickte dankbar gen Himmel. Der alte Tom stand gerührt, seine Mütze in den Händen, in der Ferne, und erflehte den Segen des Himmels über diese Gruppe.

Bruchstücke über die Moldau und Wallachey.

(Aus einer im Jahre 1790 in italienischer Sprache erschienenen Schilderung dieser Länder.)

Im Julius und August pflegt die Hitze übermäßig zu seyn; die Nächte sind indeß immer frisch und fast kalt; im September fangen die Regen wieder an; der October und der halbe November pflegen die schönste Witterung, eine gemäßigte Luft, einen angenehmen und überaus heitern Himmel, mitzubringen; der Winter meldet sich mit einem schrecklich stürmenden Nordwinde, den sie Crivatz nennen, der drey oder neun Tage dauert, und eine große Menge Schnee mitbringt, der bis 4 Schuh hoch zu fallen pflegt; und alsdann frieren die Gewässer. Je näher man den Bergen kömmt, je unausstehlicher wird die Kälte: der Boden wird so hart, daß er einem Steine gleicht und es entstehen Risse darin, wie bey einer großen Hitze. — Sowohl in der Ebene als in Thälern und auf Bergen findet man überall unermeßliche Wälder von großen und nützlichen Bäumen. Die vorzüglichsten sind Eichen, von der schönsten Gattung. Die Straßen von Bucharest und Jassy sind nichts als Brücken aus Balken von Eichen, die, wenn sie gut gemacht und erhalten werden, für den Fußgänger sehr bequem sind; wenn sie aber vernachlässigt und alt werden, sind sie sehr gefährlich, besonders für Pferde; überhaupt aber ist es eine tolle, verschwenderische, und eine unendliche Menge Holz verderbende Gewohnheit, weil die Straße alle fünf oder sechs Jahre muß neu gemacht werden. —

Gemeiniglich sind die Dörfer in der Ebene höchst erbärmlich, und geben jetzt ein Bild der Verwüstung und des Elendes. Die Wohnungen, die man eher Höhlen nennen sollte, sind unter der Erde und heißen Bordeen. Von weitem entdeckt man nichts als den Rauch, der aus den Schornsteinen steigt, und in der Nähe das Dach, das ein wenig aus der Erde hervorsteht und aus Stangen gemacht ist, die mit Erde bedeckt sind, so daß oft Gras darauf wächst. Sie vermeiden immer die Hauptstraßen und suchen, so zu sagen, Gruben oder tiefliegende Stellen, um nicht von Reisenden gesehen zu werden und dem Raube und allen Plackereien ausgesetzt zu seyn. In solch einen erniedrigenden Zustand versetzen den Menschen Unterdrückung und Tyranney. —

Die Dörfer auf den Bergen sind lachender, ihre Wohnungen sind erhöht und ganz bequem, mit Ställen und Scheuern versehen, um den Vorrath aufzuheben. —

Nicht bloß das gemeine Volk, das aller Orten leichtgläubig ist, sondern auch gebildetere Leute geben dem Wahrsagen, der Zauberey und allem, was menschliche Betrügerey ersonnen hat, völligen Glauben; sie sind überzeugt, daß es so böse Leute gibt, die, wenn sie einen Baum steif ansehen, ihn können verdorren machen, oder einen Menschen krank werden lassen; sie hören nicht gerne ihr Kind, ihr Pferd, oder was ihnen sonst sehr werth ist, zu viel loben, und pflegen ihnen Knoblauch anzuhängen, den sie für sehr wirksam gegen böse Augen halten. Lobt einer von ohngefähr etwas mit einigem Enthusiasmus, so bitten sie ihn gleich, die gelobte Sache anzuspucken. Dieser Brauch ist übrigens in der ganzen Levante allgemein.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Zante.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. VI.

Die Insel Zante, von mehreren Reisebeschreibern die Goldinsel, und in Italien die Blume der Levante genannt, liegt in dem jonischen Meere, an der westlichen Küste Griechenlands; sie ist unter den sieben jonischen Inseln eine der vorzüglichsten. Ihre Fruchtbarkeit an Oliven, Wein und Korinthen ist in den Ebenen, die sich aus dem Schooße der Gebirge gegen Osten hin zum Meere ausbreiten, ausserordentlich groß, und von Morea's Küste aus gesehen, gleicht diese Gegend einem wahren Garten.

Man unterscheidet auf Zante an vierzig Gattungen Wein, die daselbst erzeugt werden; einige sind süß wie Muscat, andere übersüß wie Cyperwein, und nur einige sind weniger süß, wie unser Rheinwein; an Stärke übertreffen jedoch die meisten die Weine der übrigen Inseln.

Auch gedeihen daselbst viele Gattungen des Olivenbaums, und das Oel, welches hievon in großer Menge gewonnen wird, ist von vorzüglicher Güte. Von allen Naturerzeugnissen Zante's ist aber die Korinthe der Hauptartikel der Ausfuhr nach den Niederlanden, Schweden, Deutschland, Oberitalien und vorzüglich nach England. Bei uns sind die Korinthen unter dem Namen Rosinen bekannt, die größte Art derselben, welche von Damascus in Syrien, am häufigsten aber von der Insel Cypern zu uns gebracht wird, nennt man Cibeben; die Benennung Cubebe soll aber richtiger seyn, indem dieses Wort im Arabischen Gewürz bedeutet.

Die Pflanze, welche die Rosinen hervorbringt, heißt die korinthische Rebe; sie wird drey bis vier Fuß hoch und hat dicke Stängel und Blätter, doch sind diese letzteren kleiner als am gemeinen Weinstock. Die reife Frucht hat die Größe unserer größten Johannisbeere, eine glühende Purpurfarbe, und hängt in langen schönen Trauben zahlreich an dem Stocke; ihre Süssigkeit wird durch eine geringe säuerliche Beimischung noch angenehmer. Diese Rebe fängt im siebten Jahre an reichlich zu tragen und dauert bey sorgsamer Pflege gegen hundert Jahre. Myrthen-, Orangen- und Lorbeerbäume kommen auf Zante nur vereinzelt vor.

Alles Bauholz beziehen die Einwohner aus Albanien und Morea; die ärmere Klasse benutzt zur Feuerung die Olivenkerne.

Auch das Schlachtvieh und die dort so beliebten Hämmel, welche man nach altherkömmlicher Sitte auf den jonischen Inseln noch ganz an Spieß steckt und bratet, werden aus Morea bezogen.

An der südlichen Küste von Zante verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, die daselbst befindlichen Erdpechquellen; sie liegen in einer Ebene, die auf drei Seiten von Kalkhügeln eingeschlossen ist, welche eine eisenfarbige Erde bedeckt. Gegen das Meer zu ist diese Ebene offen, hat einen schwarzen, äusserst fruchtbaren Boden, auf welchem die köstlichsten Trauben, Granaten, Feigen, Pfirsichen und Quitten wachsen. Den äussersten Saum des niedri-

gen Gestades bedecken Schilf, Rohr und Wasserpflanzen. Die Luft dieser Gegend ist mit den Dünsten der Pechquelle vermischt, sehr ungesund, und verursacht langwierige Fieber. Man sieht dieses schon an den bleichen, olivenfarbenen Gesichtern der Einwohner, denen man in dieser Gegend begegnet.

Die beiden Pechquellen sind ungefähr 200 Schritte von einander entfernt. Sie bilden eine größere und kleinere Lache, erstere im Durchmesser circa 6 und letztere 4 Klafter groß, in denen man immerfort das flüssige Erdpech sieden und wallen sieht. Es hat einen starken Geruch und auf dessen Oberfläche steht ein hellbraunes Wasser, ungefähr einen Fuß hoch. Diese Wasserfläche scheint, ungeachtet der siedenden Bewegung des Erdpechs ruhig zu stehen. Es ist merkwürdig, daß diese Wasserdecke über dem siedenden Erdpech auch bei der größten Hitze ganz frisch ist. Das Kochen des Erdpechs ist übrigens im Sommer stärker, als in den andern Jahrszeiten; am heftigsten soll es aber während den Erdbeben seyn; ein Beweis, daß beider Entstehung in einer Werkstatt zu suchen ist.

Wenn man in der Gegend, wo sich diese Pechquellen befinden, mit dem Fuße gegen die Erde stampft, so fühlt man sie rund umher eine Zeit lang zittern, und die weite Höhlung schallt aus der Tiefe herauf. Oft hört man auch an diesen Quellen ein starkes unterirdisches Tosen und Gebrüll, und dieß dauert bisweilen Tage lang fort. Man irrt wohl nicht, wenn man meint, daß fast diese ganze Ebene hohl ist, und daß diese Quelle sich einst zu einem See ausbreitete, den rund herum Berge umgaben. Dieser See mag in der Folge durch die bei den Erdbeben einstürzenden Berge ausgefüllt und zu seiner jetzigen Gestalt gebracht worden seyn.

Man hat bei allen, auch in der neuesten Zeit von den Engländern angestellten Versuchen nie den Grund dieser Quellen finden können, denn Alles, was man hineinwirft und auf der Oberfläche des Wassers schwimmen kann, zeigt sich immer wieder auf dem freien Meere. Durch solche unterirdische Kanäle scheinen die Erdpechquellen selbst, während des Sommers, einen Theil ihres Ueberflußes in das Meer abzuleiten, und die schwarze pechartige Materie schwimmt auf der Oberfläche desselben in grossen Streifen umher.

Diese Kanäle müssen indeß nicht sehr tief liegen, da man in den Quellen auf 6 Fuß Tiefe unter dem Erdpech wieder Wasser antrifft. Das Wasser der größern Lache ist sehr salzig, und behält einen starken Theergeruch. Das Wasser der kleinen Lache ist aber süß und hat wenig Geruch; auch ist es für die Bewohner der umliegenden Gegend ein wirksames Mittel in den Fiebern, und fremde Schiffer haben sich dessen schon oft mit dem besten Erfolge bey gefährlichen Seekrankheiten bedient.

Gegen den Monat April füllen sich die Quellen so mit Erdpech, daß sie bisweilen überlaufen. In dieser Zeit geschieht auch die Sammlung desselben. Das Erdpech wird mit Eimern aus der Lache heraufgezogen, und in der Nähe der Quelle in dazu bestimmte Gruben gesammelt; diese Gruben sind mit einer Rinne versehen, damit das obenstehende Wasser ins Meer ablaufen kann. Dann wird das Erdpech in Fässer oder Schläuche gebracht und als Theer verkauft. Dieser Theer steht jedoch in keinem hohen Preiße, weil man bemerkt haben will, daß er die Taue zerfrißt.

An der Sonne getrocknet, ist dieses Erdpech ein fast unauflösbares und unzerstörbares Bindemittel. Das sieht man an den Steinen, womit die Einwohner ihre Sammelgruben umgeben haben. Das Erdpech ist beim Sammeln zwischen sie geflossen, und hat sie dadurch so fest miteinander verbunden, daß sie eher zerbrochen als losgerissen werden können.

In den Felsen, welche die Küsten der Insel auf so vielen Punkten umlagern, finden sich tiefe Höhlen, die mit unterirdischen Wegen und Gängen in Verbindung stehen sollen, aber noch nie untersucht worden sind.

Alles weis't auf den großen, immer thätigen Herd hin, der sich im tiefsten Schooße der Insel

befindet, ihren Bewohnern oft genug seine Macht in Zerstörung und Trümmer kund thut, und ihr selbst einst den Untergang bereiten dürfte.

Kein Punkt der Erde wird so oft von vulkanischen Erderschütterungen beunruhigt, als Zante.

Alle Erdbeben, die in neuerer Zeit Statt hatten, besonders die von Lisabon und Calabrien, wurden in derselben Zeit auf allen jonischen Inseln, vorzüglich aber zu Zante gefühlt. Ebenso die großen Ausbrüche des Vesuv und Aetna.

Die Erdbeben, die aus dem Schooß der Insel selbst hervorgehen, sind die gefährlichsten. Sie kehren fast regelmäßig nach Verlauf von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren wieder, und von ihnen sieht man überall noch die Spuren furchtbarer Zerstörung.

Die Stadt Zante liegt am flachen Ufer, theils auf Anhöhen, halbmondförmig um eine Bucht gebaut. Nach Korfu ist sie die größte und bevölkertste, bey weitem aber die regelmäßigste Stadt im jonischen Meere. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf nahe an 20,000, meist griechischer Abstammung, mit etwa 2,000 Juden untermischt; die Juden müssen daselbst sehr gedrückt und dürftig leben, sie sind auf ein eigenes Stadtviertel beschränkt, und werden, so wie in einigen Städten des Kaiserthums Marokko, zu gewissen Stunden eingeschlossen. Die Bauart von niedrigen, wegen der Erdbeben nirgends über das zweyte Stockwerk erhabenen Häusern mit Giebeldächern, gibt der Stadt Zante, für den ersten Blick, das Ansehen eines deutschen Ortes, und selbst der Anstrich der Häuser und die Fensterform, entsprechen diesem Charakter. Eine lange Straße durchschneidet den untern Theil der Stadt, der übrige Theil dehnt sich abhängig am Fuße des Berges hin, auf welchem die jetzige Citadelle, gleich einer Mauerkrone steht. Unter den 51 griechischen und 5 katholischen Kirchen, die sich in Zante befinden, trifft man kein einziges ausgezeichnetes Gebäude an.

Die Rhede hat guten Ankergrund, ist geräumig, aber von drey Seiten offen, und daher für die Schiffe nicht sicher.

Der Berg auf dem die Citadelle liegt, ist nur von einer Seite zugänglich, nemlich von der gegen die Stadt zu, und zwar mittelst eines sehr schmalen Pfades, den man gewöhnlich auf Mauleseln oder Pferden reitend zurücklegt. Man hat drey Zugbrücken zu passiren, um in das Innere der Festung zu gelangen, wo der Fremde dann hauptsächlich durch die schöne Aussicht über die ganze Insel, den Kanal und einen großen Theil des Peloponnes überrascht wird.

Die Lieblingsfarbe in der Tracht der Zantioten ist weiß. Man trifft dieselbe vorzugsweise selbst in der Kleidung der Weiber auf dem flachen Lande; sogar den Kopf hüllen sie in ein großes weißes Tuch ein, dessen eines Ende rückwärts, weit über den Rücken herabhängt und im Winde flattert. Bey den Städterinen scheint der Fächer ein nothwendiger Theil des Schmucks zu seyn. Sie schminken sich durchgängig und haben die besondere Mode, ihr Gesicht zu pudern.

Die Männer der Mittelklasse tragen eine Jacke und eine Weste, gewöhnlich von braunem oder blauem Tuche. Letztere ist vorn und hinten geschlossen, knapp am Halse zusammengezogen und zuweilen von schwarzen Sammet. Die Beinkleider sind kurz und um die Knie zusammengeknöpft, meistens von weißem oder blau gestreiftem Wollenzeug. Die Schuhe werden mit ungeheuer großen silbernen Schnallen befestigt, die beiderseits weit über die Form des Fußes hinausreichen. Bey schlechtem Wetter tragen die Zantioten einen Ueberrock von grobem braunem Tuche, und wenn es regnet, so hüllen sie auch ihren beinahe ganz geschorenen und nur mit einem leichten Käppchen bedeckten Kopf in die Capuze dieses Ueberrocks ein, die sie bey schönem Wetter rückwärts hinabhängen lassen.

Um die Weste wird ein Gürtel, oder gewöhnlicher ein rother Shawl gewunden. Das Gesicht ziert ein starker, langer Schnauzbart.

Algier.

(Fortsetzung von Seite 18.)

Jedes Haus in Algier hat eine Cisterne, um Regenwasser zu sammeln, die jedoch bei anhaltenden Dürren häufig austrocknen. Zwei Wasserleitungen bringen von den nahe gelegenen Bergen so viel Wasser herbei, daß davon in den Straßen der Stadt hundert Springbrunnen, in gehöriger Entfernung von einander, reichlich versehen werden können. Aus diesen Wasserleitungen werden durch Röhren und Kanäle auch die in der Nähe der Stadt liegenden Landsitze und die daran stoßenden Obst- und Küchengärten mit Wasser versehen. An allen Brunnen in der Stadt sind zur Bequemlichkeit der Vorübergehenden, die sich mit einem Trunk Wasser laben wollen, irdene oder metallene Gefäße befestiget, damit sie sich Wasser schöpfen können. Wer aber dieses thun will, muß sich hüten, sich vor andern hinzudrängen zu wollen, sondern geduldig abwarten, bis die Reihe an ihn kommt. Türken machen hievon eine Ausnahme, dann diese gehen allen Uebrigen vor; ein Jude hingegen, darf sich des Gefäßes zum Wasserschöpfen nicht bedienen, so lange noch ein einziger Maure oder auch nur ein Sclave anwesend ist.

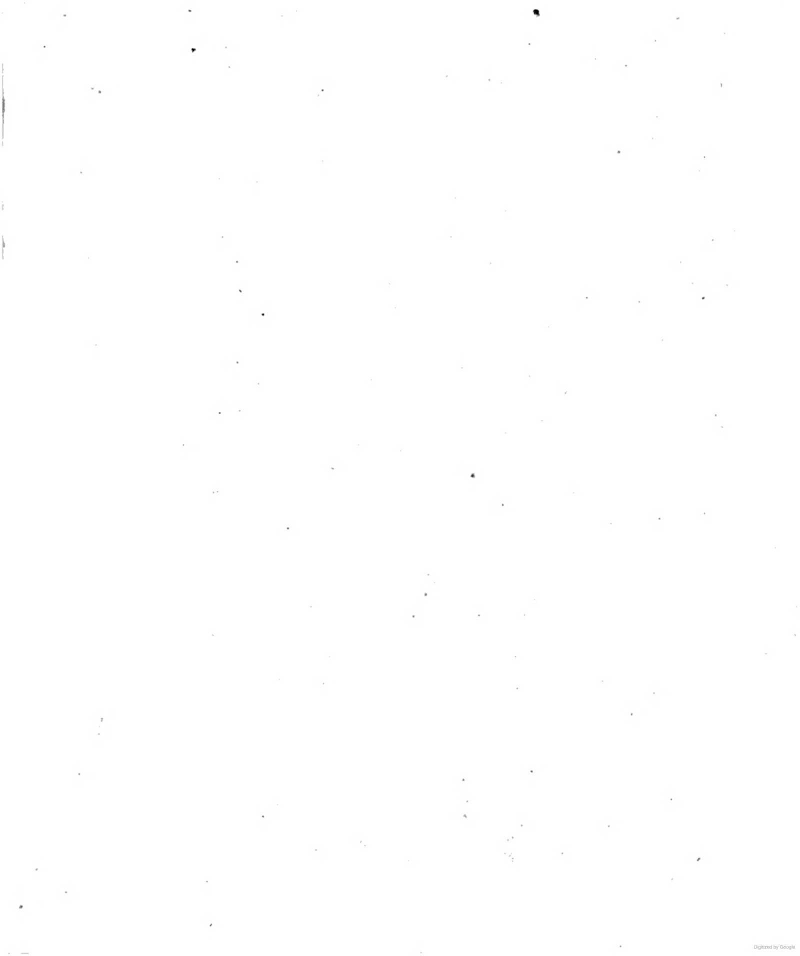
Die Einwohner von Algier, sowohl Türken als Mauren, führen ein sehr zurückgezogenes Leben; das Schach- und Damenspiel sind ihre angenehmsten Vergnügungen. Sie stehen des Morgens gewöhnlich sehr früh auf, essen zwischen 10 und 11 Uhr zu Mittag, und mit einbrechendem Abend zu Nacht; in der Zwischenzeit nehmen sie drei religiöse Abwaschungen vor, und selbst in der Nacht zwei weitere, wobei sie jedesmal die vorgeschriebenen Gebete verrichten. Gegen Sonnen-Untergang begibt sich Jedermann in sein Haus, und man sieht späterhin Niemand mehr auf der Straße. Die Mobilien, auch in den Häusern der Vornehmen, sind nicht sehr zahlreich, sondern bestehen nur in einem Sopha, und einigen schönen Decken; dabei sind aber die Wände stets rein und sorgfältig geweißet. Die Thüren und Fenster sind mit leinenen Vorhängen versehen, und ihre Betten bestehen aus dünnen Matratzen, mit einem Kisse und einer Decke, die des Abends auf eine Matte ausgebreitet und des Morgens wieder weggeschafft werden. Irdene Töpfe und einige kupferne Schüsseln sind ihre Küchengeräthschaften. Den Gebrauch von Gabeln kennen sie gar nicht, und ihre Löffel sind bloß von Holz; silberne Geschirre trifft man nur äusserst selten bei ihnen an. Vornehme Personen essen auf niedern Tischen, die mit einem, rings am Rande herum mit getriebener Arbeit verzierten, Kupferbleche bedeckt sind; alle übrigen Einwohner essen bloß auf geflochtenen Matten, die auf dem Boden ausgebreitet und nach der Mahlzeit wieder weggeräumt werden. Von Tischtüchern und Servietten, wissen sie nichts, wohl aber wird auf die Kniee der sämmtlichen Gäste rings umher ein langer Streifen von Leinwand gebreitet, an welchem sie sich die Finger abwischen.

Die Frauenspersonen malen sich das Gesicht weiß und roth, und die Fingerspitzen blau; auch auf die Arme und die Schenkel machen sie Zeichen mit der nemlichen Farbe, und die Haare und Augenbrauuen färben sie sich schwarz, ob sie gleich schon von Natur eine sehr braune Gesichtsfarbe haben. Uebrigens werden die Frauenspersonen in der tiefsten Unwissenheit erzogen, und es wird ihnen nicht einmal ein Begriff von ihrer Religion beigebracht.

Die Söhne der Mauren und Türken werden, sobald sie das sechste Jahr zurückgelegt haben, in eine Schule geschickt, worin sie lesen und schreiben lernen. Hierzu bedienen sie sich keines Papiers, sondern jedes Kind hat ein dünnes, viereckigtes Bretchen, das leicht übertüncht ist, und von dem man also mit geringer Mühe alles Geschriebene wieder wegwischen kann. Ausser diesen Schulen, deren es viele gibt, bestehen auch bei einigen Moscheen noch große Nebengebäude, in denen die erwachsene Jugend in der Theologie unterrichtet wird. In allen Arten von Wissenschaften sind die Einwohner noch sehr zurück, und auch sogar die Chemie, bekanntlich einst die Lieblings-Wissenschaft dieses Volkes, schränkt sich heutzutage bloß auf die Kunst ein, Rosen-Oel zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der Sprung des Uraguai.

No.ro 7. Zweiter Jahrgang 1829. (25)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Sprung des Uraguai.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. VII.

Der geneigte Leser erhält hier aus dem interessanten Werke, welches der Professor Dr. Vollmer, über seine Reise in Süd-Amerika und um die Welt, im vorigen Jahre bey dem thätigen Buchhändler Michaelis in München herausgegeben hat *), eine getreue Abbildung von der Quelle des Flusses Uraguai, die sich in dem Gebirge, das sich parallel mit der Küste von Buenos Aires bis Pernambuco hin erstreckt, in den dichtesten Waldungen befindet.

Hr. Dr. Vollmer erzählt uns die Reise nach der Quelle des Uraguai, folgendermaßen:

„Auf diese nie betretenen Pfade bringt man die Saumthiere nur mit Zwang, oft mußten wir absteigen und uns durch Klettern selbst weiter helfen, oft mußten wir mit breiten Messern uns erst einen kümmerlichen Pfad hauen, bis wir auf die Höhe kamen, und nun ging die Noth erst an, das Herabsteigen war noch viel gefährlicher, ein langer Hohlweg war bei weitem noch das beste des gefährlichen Pfades, und hier mußten die armen Thiere, von Stein zu Stein springen, oder sie zogen alle vier Füße zusammen, ließen sich auf die Hinterbeine nieder und glitten auf lange Strecken von 20 bis 30 Fuß, über die geraden Lagen des Schiefergesteins, wobei ich, dieser Art Schlitten zu fahren nicht gewohnt, oft genug herab fiel.

„Hier hatte ich denn Gelegenheit, die Ueberlegung — die Vernunft der Thiere zu bewundern. Bei einem jeden solchen Fall, streckte mein Maulthier den einen Vorderhuf aus, um sich aufzuhalten, und setzte sich sogleich ganz nieder, selbst mitten auf seinem gefährlichen Wege; dann wartete es, bis ich mich aufgerafft, und wieder in den Sattel gesetzt hatte, hierauf erst erhob es sich, um seine Reise weiter fort zu setzen. Mehrere male mußten wir uns einer schwankenden unsicheren Lianenranke anvertrauen, während die Thiere auf einem Steg gingen, der mir noch jetzt die Haut schaudern macht.

„Endlich waren wir am Fuß des Gebirges. Ich hatte es so weit südlich durchschnitten, daß ich sicher war, die Quelle jetzt nördlich zu haben, und in diesem Sinne setzten wir den fünften und sechsten Tag unsere Reise fort. Am Mittag desselben, vernahmen wir durch die schauerliche Stille des Urwaldes, ein fernes dumpfes Brausen, dem wir uns jetzt zu nähern suchten; immer lauter und lauter ward dasselbe, bis es wie das volle Tönen des tiefsten Orgeltremulanten anschwoll; endlich gegen Abend erreichten wir ein herrliches, eng umschlossenes Thal, in dessen heiliger Ruhe nur das Tosen des Wasserfalles eine ewige Stille unterbrach, hier unter dem prächtigsten, reichsten Pflanzenwuchs, unter Dattelpalmen, deren Blätter 6 — 8 Fuß Länge hatten, hier, umkränzt von der stolzesten Pflanzenform, welche die Natur hervorzubringen vermocht hat, von der prachtvollen Urania — hier entspringt der Uraguai

*) Der Titel dieses gehaltreichen Werkes ist: Natur und Sittengemälde der Tropen-Länder. Skizzen einer Reise durch Süd-Amerika und um die Welt, in 14 Vorlesungen. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einer Karte und acht Abbildungen. Preiß 4 fl. 30 kr.

aus dem Felsen unmittelbar in einer Stärke, die zum Bewundern hinreißt. Die Oeffnung des Felsen ist viereckig, als wäre sie zu diesem Zweck gemeisselt, aus derselben setzt die Wassermasse in einer Breite von fünfzehn, und einer Dicke von acht Fuß hervor, den prächtigsten Springbrunnen bildend, den die Erde vielleicht trägt; sechzig Schritte (120 Fuß) ist die Sehne des Bogens, den er bildet, lang, über fünfzig Fuß hoch, und mit solcher Kraft sprüht das Wasser hervor, daß man unbenetzt unter dem mächtigen Bogen hindurchgehen kann. Mit donnerndem Fall stürzt die Wassermasse auf niedriger liegende Felsen, löst sich in weißen, dampfenden Schaum auf, und springt so in den schönsten Cascaden weiter.

„Was sind alle Fontainen, welche die Gartenkunst durch Hülfe hydraulischer Maschinen oder durch Wasserdruck hervorgebracht hat, was ist die oft und viel bewunderte Fontaine der Wilhelmshöhe zu Cassel — und Saint-Cloud und Versailles gegen diese einfache Majestät. Mich hat nie ein Anblick mehr in Erstaunen gesetzt, mehr zur Bewunderung der großen allgewaltigen Natur hingerissen, als dieser. In der anliegenden Zeichnung habe ich versucht eine Anschauung davon zu geben, allein nie vermag jemals, selbst die vollendeteste Kunst, nur die entfernteste Aehnlichkeit, von diesem ausserordentlich lebendigen Bild zu geben.

„Wahrscheinlich ist im Innern dieser Berge eine Höhle, welche die Tagewasser aufnimmt, und der Bergsee hat sich dann diesen Ausweg gesucht. Ein Luftdruck ist nicht wohl anzunehmen, er würde eher die Decke spalten, als daß er mit solcher Elasticität wirken sollte, wie sie für diesen Sprung erfordert würde.

„Der Anblick belohnte reich die Mühe des Weges, und mehrere Tage hielt ich mich in der Nähe desselben auf, um sein Bild recht fest mir einzuprägen, endlich verließ ich ihn — und ferner tönten seine Donner, dumpfer ward sein Brausen, bis es mir ganz entschwand. — — Da fand ich nach dieser Scene alles todt, und ohne Reiz um mich, bis das mächtige Gefühl sich ein wenig schwächte, und die Natur ihre alten Rechte auf mich ausübte."

A l g i e r.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 24.)

Der Palast des Dey's in Algier unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden in der Stadt, durch seinen großen Umfang, durch eine hohe, oben mit einem vergoldeten Knopfe versehene Flaggenstange und durch eine große, über dem Eingang befindliche Laterne. Vor dem Palaste ist ein kleiner freier Platz, mit einem Springbrunnen in der Mitte, und bey dem Eingange ist beständig eine zahlreiche Wache. Die Christen dürfen nur mit entblößtem Kopfe, die Juden aber nicht anders als baarfuß hineingehen. Im Eingange stehen außer den Gewehren auch Stöcke und andere Werkzeuge zur Züchtigung der Verbrecher, woraus man schon beym Eintritt ein ungünstiges Vorurtheil für die Regierung und die Unterthanen fassen muß. Der innere Vorhof, ein geräumiges Viereck, ist mit weißen Steinen gepflastert, und mit einem verdeckten Säulengange umgeben. An eine von den Seiten des Vorhofs stößt ein offener Saal, worin ein Springbrunnen mit einem marmornen Bassin ist, in welchem Saale sich der erste Minister gewöhnlich aufzuhalten pflegt, so lange der Dey auf dem Throne sitzt. Dieser Thron ist nichts weiter, als ein von Steinen erbauter Lehnstuhl, der in einer Ecke eines großen Saales steht und mit einem Teppiche und über diesem, mit einer Löwenhaut bedeckt ist. Die Möbeln in diesem Saale bestehen bloß aus Uhren und Spiegeln, großen und kleinen, die an den Wänden herum, in seltsamem Gemische, mit einander abwechseln, und einem Europäer einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Auch um das zweyte und dritte Stockwerk zieht sich ein, nach dem Vorhofe offener, Säulengang herum. In dem dritten Stockwerk sind die eigentlichen Wohnzimmer des Dey's mit seinen Bedienten, und hier werden auch bisweilen Fremde und Christen, mit Weglassung des gewöhnlichen Ceremoniels, zur Audienz gelassen.

Ausser an gewissen Ceremonien-Tagen, verläßt der Dey selten seinen Palast. Nach dem ersten

Morgengebet, bei Anbruch des Tages, setzt er sich sogleich auf seinen Thron, und bleibt bis zum zweiten Gebet, gegen Mittag sitzen. Hierauf speiset er, bloß in Gesellschaft einiger seiner Vertrauten, und bevor er sich schlafen legt, kehrt er nochmals, bey einbrechender Nacht, auf seinen Posten zurück, um ein drittes Gebet zu verrichten. Auf dem Throne werden nicht nur alle Staasgeschäfte verhandelt, sondern der Dey muß auch alle Klagen seiner Unterthanen anhören und ihnen Recht sprechen; sein Urtheil wird jedesmal auf der Stelle vollzogen. Vier Schreiber sitzen dabei beständig an einem Tische und tragen die Entscheidungen des Dey's in ein Register ein. In einem andern Saale halten sich die ganze Zeit über alle Staatsbeamten, und vornehmsten Offiziers auf, um die Befehle des Dey's zu erwarten, und ohne Verzug zu vollziehen. Die ganze Staatsgewalt liegt bloß in den Händen des Dey's; er beschließt Krieg und Frieden, und entscheidet in allen Angelegenheiten, ausgenommen in Religionssachen, die dem Mufti vorbehalten sind.

Die Wahl des Dey's geschieht durchs Militär; wer am meisten Stimmen erhält, wird mit dem Kaftan bekleidet und auf den Thron gesetzt; der Mufti liest ihm alsdann das Verzeichniß, der mit seiner neuen Würde verbundenen Pflichten vor; hierauf werden einige Kanonen abgefeuert, die Anwesenden küssen dem Dey die Hand, und die ganze Ceremonie hat ein Ende.

Die Justiz wird zu Algier, ohne alle Kosten, ohne Aufschub und ohne alle schriftliche Ausfertigung, aber freilich auf eine höchst despotische Art verwaltet. Der Ausspruch des Deys oder auch des Richters, wird ohne weitere Appellation sogleich vollzogen. Die Türken werden für begangene Verbrechen niemals öffentlich bestraft, bei den Mauren und Juden ist dieses aber nicht der Fall, und wenn letztere auch nur das geringste Wort gegen den Dey oder die Regierung überhaupt ausstoßen, so bekommen sie auf der Stelle und ohne Barmherzigkeit, die Bastonade, d. h. Schläge mit einem dünnen Stock auf die Fußsohlen, und die Anzahl dieser Schläge ist niemals geringer als 50, beläuft sich aber oft bis auf 1200.

Das wichtigste Staatsinteresse der Regierung von Algier besteht darin, daß sie beständig mit irgend einer christlichen Macht in Krieg verwickelt ist, denn ohne die von den Feinden erbeuteten Schiffe, könnte ihre Seemacht nicht bestehen.

Die Mauren sind die ursprünglichen Einwohner des nördlichen Afrikas. Ihre Gesichtsfarbe ist gelbbraun; diejenigen von ihnen, welche auf dem Lande leben, ziehen beständig herum, von einem Orte zum andern; Zelte sind ihre Wohnungen, und Matten von Palmblättern ihre Betten; zwischen zwei Steinen mahlen sie das Getraide, um daraus zum Brodbacken Mehl zu erhalten. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück weißen, wollenen Zeug, das bis auf die Waden herabreicht. Wenn es regnet, so ziehen sie diese Art von Mantel aus, anstatt sich desto dichter darein zu hüllen, legen ihn sorgfältig zusammen und setzen sich nackend darauf, damit er durchaus nicht naß werde; wenn der Regen vorüber ist, so ziehen sie ihn wieder an.

Einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung von Algier machen die Juden aus, von denen man daselbst, aus fast allen Ländern der Welt welche antrifft. Um sie sogleich von den Türken unterscheiden zu können, müssen sie insgesammt schwarze Kleider und schwarze Mützen tragen, und ihre Weiber und Töchter dürfen, wenn sie über die Straße gehen, keinen Schleier vor dem Gesichte haben, damit man sie ebenfalls sogleich von den Türkinen, die stets verschleyert sind, unterscheiden kann.

Eine Menge, zur Sclaverei erniedrigter Christen befinden sich stets zu Algier. Das Schicksal dieser Unglücklichen hängt lediglich von den Launen ihres Gebieters ab. Sobald ein Seeräuber mit einer Prise in den Hafen eingelaufen ist, so muß er sogleich alle mitgebrachten Sclaven in den Palast des Dey's bringen, welcher den achten Theil derselben für sich bekommt, und wobei er natürlicherweise, da ihm die Auswahl frei steht, die stärksten und schönsten behält; die übrigen Sclaven werden auf

den öffentlichen Markt getrieben, durch besondere Mäkler, mit Anführung ihrer Eigenschaften und Talente laut zum Verkaufe ausgerufen, und wenn sich Käufer finden, dem Meistbietenden zugeschlagen. Diejenigen Christen-Sclaven, die dem Dey zufallen, werden zu allen öffentlichen Arbeiten, die durchgängig hart und zum Theil mit der äussersten Anstrengung aller körperlichen Kräfte verbunden sind, gebraucht, und des Nachts in fünf Gebäude, oder sogenannte Bagnos eingeschlossen. In jedem dieser Gebäude können ungefähr 600 Christen-Sclaven Raum finden, allein ausser daß diese Gebäude über allen Begriff schmutzig sind, fehlt es darin auch an allen Arten von Bequemlichkeit, und nimmt man nun noch hiezu die schlechte, äusserst spärliche Nahrung, und die harte, barbarische Behandlung von Seiten der Wächter und sonstigen Beamten, so kann man sich zum Theil einen Begriff, von dem höchst traurigen Loose dieser ihrer Freiheit beraubten unglücklichen Menschen machen.

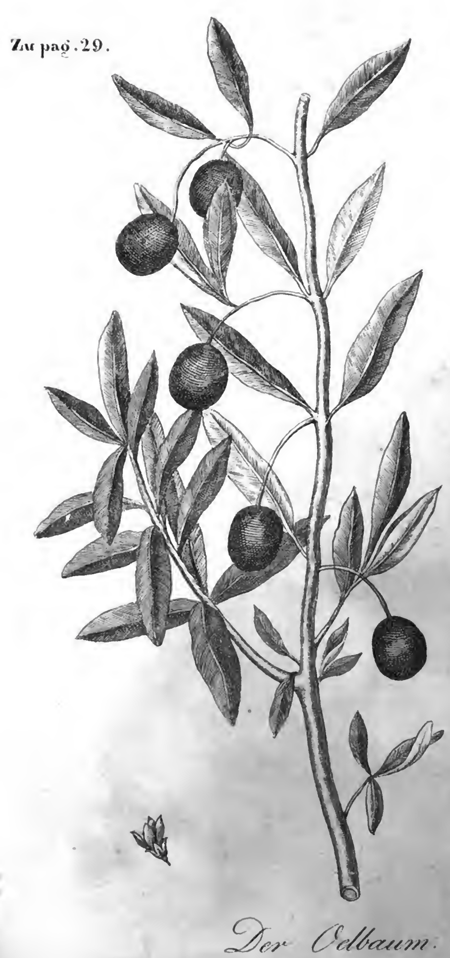
Algier ist unter den Raubstaaten an der nordafrikanischen Küste der mächtigste; dessen ungeachtet befindet sich seine Seemacht gewöhnlich in einem höchst kläglichen Zustande. Außer ihren Ruderschiffen und Brigantinen, womit sie auf den Raub auslaufen, besitzen sie nur wenige Schiffe von 36 bis 50 Kanonen. Ihr Land liefert durchaus nichts, was zum Schiffsbau erforderlich ist; sie suchen daher aus den gebirgigten Gegenden im innern Afrika so viel Schiffsbauholz zu bekommen, als zum Boden des Schiffes nöthig ist; alles Uebrige verfertigen sie dann aus den Trümmern der gemachten Prisen, und verstehen die Kunst, aus alten Schiffen, neue und gute Segler zu machen. Ihre sogenannte Marine ist eine Reihe von Gebäuden und Batterien, die sich auf der, vor der Stadt im Meere liegenden steinigten Insel befinden. Die Batterien decken den Hafen und vertheidigen die Stadt an der Seeseite. In den daselbst befindlichen, zum Theil sehr großen Gebäuden haben der See-Minister, der Admiral, und die vornehmsten, beym Seewesen angestellten Beamten ihre Wohnung, und führen die Aufsicht über die dasigen Schiffswerften, das Arsenal, die Magazine und dergleichen.

Die Umgegend von Algier ist ungemein angenehm und fruchtbar, und die Hügel und Thäler sind mit Gärten und Landsitzen bedeckt, in welche sich während des Sommers die reichen Einwohner begeben. Diese Landhäuser sind insgesammt glänzend weiß, und machen daher mit der Menge der verschiedenartigen Fruchtbäume und andern Pflanzen, womit sie beschattet und umringt sind, einen auffallenden Contrast. Auch befinden sich in allen mancherley Springbrunnen, die in einem so heißen Lande einen hohen Genuß gewähren, und zur Erhaltung der Gewächse unentbehrlich sind. Von dem Meere aus gesehen, geben diese Landhäuser der amphitheatralischen vorliegenden Stadt und der ganzen Gegend derselben, einen höchst anmuthigen Anblick. Die Zahl der, in einer Entfernung von einigen Meilen um die Stadt herum liegenden Landhäuser und Gärten, beläuft sich über 20,000; sie sind insgesammt nicht mit Mauern, sondern bloß mit Hecken umgeben, die ihnen zu einer ganz besondern Zierde gereichen. Die Bearbeitung dieser Gärten geschieht größtentheils von Christensclaven, und von reicheren Personen wird diesen überhaupt die ganze Aufsicht und Besorgung derselben übertragen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist, im Durchschnitt genommen, in dem ganzen Raubstaat Algier außerordentlich groß, und bey einer fleißigern Bearbeitung desselben und größern Industrie der Einwohner, würde der Ertrag des Landes noch unendlich wichtiger seyn können. Die Tyrannei, unter der Algier seufzt, und der Despotismus, durch den es zu Grunde gerichtet wird, verbreiten aber weithin ihre verderblichen Folgen, und eine günstige Aenderung der Regierungsverfassung daselbst, würde unfehlbar für diesen ganzen Erdtheil die glücklichsten Wirkungen hervorbringen.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Oelbaum.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Oelbaum.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. VIII.

Dieses nützliche Gewächs wurde schon in den ältesten Zeiten gebauet, benutzt und sehr hoch geschätzt. Man findet den Oelbaum oft in der heiligen Schrift erwähnt; denn er wuchs sehr häufig in Palästina, dem gelobten Lande. Auch war der aus der Leidensgeschichte unseres Heilandes so bekannte Oelberg bei Jerusalem ebenfalls eine Pflanzung von Oelbäumen. Oelzweige galten bei vielen Nationen des Alterthums als Sinnbilder des Friedens, weil die Kultur dieses Baumes im Frieden desto mehr gedeihet.

Der gemeine Oelbaum — es gibt mehrere Abarten — hat in vielen Stücken Aehnlichkeit mit dem Kornelkirschbaum oder Strauch. Eigentlich kann man ihn aber so wenig einen förmlichen Baum nennen, als jenen; denn wenn man ihm seinen Willen läßt, so wächst er ebenfalls mehr strauchartig, und nur durch den Schnitt kann er zu einem ordentlichen Baume gezogen werden. Er treibt gewöhnlich 2 bis 3 und mehrere größere Zweige oder Stämme aus einer Wurzel; sie erreichen, nach Beschaffenheit des Bodens, eine Höhe von 8 bis 12 und oft bis 20 Fuß. Die Zweige sind voll von Knoten; die Blätter gleichen einigermaßen den Weidenblättern, aber mehr noch den Blättern des Kornelbaums. Sie sind ungezähnt, ziemlich stark, glatt, und stehen an den Zweigen einander gegenüber. Im Winter fallen sie nicht ab. Der Baum wird ansehnlicher und schöner in gutem und fettem Boden; aber die Frucht besser im magern Lande. Die Blüthe kömmt büschelweise aus den Zweigen neben den Blättern hervor und hat eine weiße Farbe; ihre Krone ist 4 mal eingeschnitten. Nach der Blüthe zeigen sich kleine länglicht ovale Früchte, welche zur Zeit der Reife eine verschiedene Größe haben. Bei einigen Arten sind sie kaum größer, als die Früchte des Kornelbaums; bei andern aber gelangen sie zu der Größe eines Taubeneis. Sie sind unter dem Namen Oliven bekannt. Diese Frucht ist äußerlich fleischig, und meist von schwarzgrüner, doch auch von weißlicher und rothbrauner Farbe. In der Mitte liegt eine Nuß oder ein Stein, der sehr hart ist, und zwei Saamen einschließt. Das Fleisch hat einen unangenehmen bittern Geschmack, und kann daher frisch oder roh nicht genossen werden, ausgenommen mit Gewürzen. Gewöhnlich aber werden die Oliven eingemacht. Zu dem Ende nimmt man sie ab, wenn sie noch unreif sind, wirft sie in frisches Wasser, und weicht sie darauf in einer Lauge von Kalk oder Asche eine Zeitlang ein; alsdann legt man sie in steinerne Krüge, oder auch in Fäßchen, begießt sie mit einer Lake von Salzwasser, und thut Zimmet, Nägelein, Fenchel, Coriander und dergl. hinzu. Die Italienischen sind zwar die kleinsten, haben aber unter den Europäischen den besten Geschmack.

Der Oelbaum wächst im südlichen Europa, in Asien und Afrika. Sein Hauptnutzen besteht in dem vortrefflichen Oel, welches aus seinen Früchten gepreßt wird. Man wählt zum Auspressen diejenigen Oliven, welche auf einem dürren steinigten Boden stehen. Sobald als man sie abgenommen hat, werden sie in einer Mühle zerrieben, und dann unter die Oelpresse gebracht.

Beim erstenmale erhalten sie nur einen ganz gelinden Druck, und das Oel, welches dabei ausfließt, ist das beste und theuerste. Es ist weiß, und hat einen süßen Geschmack, man kennt es unter dem Namen Jungfernöl. Dasjenige, was bei dem zweitenmale ausgepreßt wird, ist auch gut. Giebt der Teig durchs Pressen kein Oel mehr, so gießt man kochendes Wasser hinzu, rührt ihn auf, und preßt ihn von neuem. Nun kommt ein mit Wasser vermischtes Oel heraus, welches nach einiger Zeit, wenn es sich vom Wasser abgesondert und sich auf die Oberfläche gesetzt hat, abgegossen, und von den kleinen Fasern, welche mit durchgegangen sind, gereinigt wird. Man braucht diese Sorte Baumöl nur zum Brennen und für gewisse Handwerker und Fabrikanten.

Den Geschmack des Baumöls kann man durch eine gewisse Gährung mit mancherlei Früchten verbessern, z. B. mit Reinetäpfeln, Kirschen, Erd- und Himbeeren. Man sondert zu dem Ende das Fleisch von den Kernen, zerquetscht es, und thut es zum Baumöl. Dieses setzt man dann an einen warmen Ort, wo es gähren kann. Ist die Gährung vorüber, so klärt man das Oel ab, und der Geschmack desselben ist viel angenehmer als vorher. Um zu erkennen, ob ein Oel verfälscht sey — dieß geschieht sowohl da wo der Oelbaum wächst, als auch im Auslande, mit Mohn- Buchnuß- und andern Oelen — oder ob man auch mit der Sorte nicht betrogen worden, muß man auf den Geschmack und nicht auf die Farbe sehen, weil man ihm diese nach Belieben geben kann. Bei uns wird das in dem südlichen Frankreich erzeugte Provencer-Oel für das beste gehalten; es hat einen feinen Geschmack und eine gelbliche Farbe; allein man bekommt es, so wie die übrigen Baumöle, selten rein und unvermischt. Andere halten das Genuesische Baumöl, welches weiß ist, für das Beste.

Das Holz des Oelbaumes ist sehr fest und dauerhaft. Man sagt, daß der Wurm ihn gar nicht, und die Fäulniß lange Zeit nicht angreife. Das Holz läßt sich vortrefflich poliren, und da die Wurzelstöcke sehr schön gemasert sind, zu Drechsler- und Tischler-Arbeiten benutzen.

Die Hyacinthe.

Emilie war betrübt, daß der Winter so lange währte. Denn sie liebte die Blumen sehr und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühling und daß der Winter vorübergehen möchte.

Da sprach der Vater: Siehe, Emilie, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht. Du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen.

Wie vermöcht' ich das, mein Vater, antwortete das Mädchen. Es liegt ja Schnee draußen und die Erde ist hart wie ein Stein! — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann, und hatte es niemals gesehen. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde, und Emilie that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob auch der Vater im Ernste geredet. Denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben, und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

Denn die kindliche Einfalt kennet in ihrer Bescheidenheit die Kraft nicht, die in ihr wohnet.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Scherben, und grüne Blättchen trugen sie empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte Emilie, und verkündete Vater und Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens.

Die Mutter aber sprach: Wie wenig bedarf es, das Herz zu erfreuen, so lang es der Natur und Einfalt getreu bleibt.

Darauf benetzte Emilie die Pflanze mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder.

Der Vater sah es an und sprach: So recht mein Kind; dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl des freundlichen Auges giebt der Wohlthat ihren Werth, welche die Hand reicht. — Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Emilie.

Nun kamen die Blätter aus dem Schooß der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün.

Da ward Emiliens Freude noch größer. O, sagte sie aus überströmendem Herzen, ich will auch wohl zufrieden seyn, wenn schon keine Blüthe käme!

Genügsame Seele! — sprach der Vater. Es ist billig, daß dir mehr gegeben werde, als du zu hoffen wagest. Das ist der Lohn der bescheidenen Genügsamkeit. — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

Emiliens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jeglichem Tage, so wie die Blume sich allmählich entfaltete. Mit zarten Händen sprengte sie Wasser darauf und fragte, ob es genug, oder zu viel, und ob es auch wohl zu kalt seyn möchte. — Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, dann trug sie leise wandelnd die Pflanze hinüber in den Sonnenschein, und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

O, des süßen Bundes der zartesten Liebe und Unschuld! sagte die Mutter.

Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief Emilie am Abende ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traum ihre Hyacinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühete und Emilie sich getäuscht sah, war sie deßhalb unbekümmert, und sprach lächelnd: Es kann ja noch werden! — Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume wohl sich kleiden würde. Und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet. —

Süße Phantasie, sagte der Vater, wie gaugelst und spielest du so lieblich um die schuldlose Liebe und die kindliche Hoffnung! —

Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in voller jugendlicher Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederschein der Morgenröthe oder dem zarten Duft auf Emiliens Wangen. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen.

Emilie konnte die Herrlichkeit nicht fassen. Ihre Freude war still und ohne Worte. Sie lag vor der Blume auf ihren Knieen und schauete sie an. —

Da trat der Vater hinein und sah sein geliebtes Kind und die blühende Hyacinthe an, und ward gerührt und sprach: Siehe, was dir deine Hyacinthe ist, das bist du uns, Emilie.

Da sprang das Mädchen auf und umarmte den Vater, und nach langer Umarmung sprach sie mit leiser Stimme: Ach, mein Vater, möcht' auch ich so schön blühen, wie sie!

Die beiden Freunde.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwei Handwerksbursche zusammen, der eine ein Schmidt, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen miteinander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebens-Geschichte erzählt, und endlich Brüderschaft miteinander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich, und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmidt in Polen krank wurde, und in einem Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte: denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dieß wurde nun freilich verkauft, aber das daraus gelöste Geld ward bald verzehrt, und man sah keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidersgeselle recht brüderlich gegen ihn, und verließ ihn nicht in seiner Noth. Hier, in diesem fremden Lande, bin ich ihm ja der Nächste! dachte er bei sich selbst; und das war er auch. —

Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen. Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug verdanken, und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm

seine Sachen nicht wieder ersetzen könne; aber der Schneider tröstete ihn darüber, und sagte: Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sey dem andern einen solchen Liebesdienst wohl schuldig, und besonders in der Fremde müsse Keiner den Andern verlassen! Sie reiseten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmidt Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich also hier trennen.

Als der Schneider wieder auswanderte, gab ihm der Schmidt eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, von einander, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden. Der Schneider wanderte darauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb, und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgend wo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück, und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportirten; da er aber schwächlich, und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nakt und blos kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen, allein da ihn in seinem elenden Aufzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln.

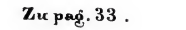
Eines Abends spät sprach er noch in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabende) bei einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an; da dünkte dem Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, die Stimme des Ansprechenden sehr bekannt. Er nahm die Hänge-Lampe in die Hand, schaute dem Bettler ins Gesicht, und — „Je Bruder! bist du's oder bist du's nicht?" riefen Beide fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beiden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten.

Der Schmidt, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden, und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, reich geworden war, war ganz ausser sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider, und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene," — sprach er zu seiner Frau, — „geschwind springe hinauf, und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sich anziehen kann!" Der Schneider wollte allerlei dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu, und sagte: „Schweig, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast es wohl um mich verdient, daß ich mein bischen Hab und Gut mit dir theile." Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen, und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagwerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische, und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sey, und was es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für eine Bewandtniß habe. Da hatten Alle eine herzliche Freude über den Ankömmling, und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte, und oft dem guten Schneiderburschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte.

Der Meister ließ noch am nemlichen Abend zwei fette Gänse schlachten, und auf den folgenden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Juchhey! das soll mir ein Freudentag werden," rief er laut — laut auf, und schwang dabei seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede ging's so fröhlich her, als wenn es Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendet war, erzählte der Schmidt alle seine Begebenheiten, und besonders, was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen, und ihr Schneider werden. Der Schmidt jauchzte darüber laut, und versprach, ihn mit Geld zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort. Der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin, und lebte froh und glücklich.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Zu pag. 33. 2r Jahrgang Tab. IX.

Die Hyäne.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Hyäne.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. IX.

Die Hyäne, auch Abendwolf genannt, weil sie gewöhnlich nur des Nachts auf den Raub ausgeht, ist eines der furchtbarsten Raubthiere.

Unsere Tafel zeigt die getreue Abbildung zweier Hyänen: einer gestreiften und einer gefleckten.

Die gestreifte Hyäne findet sich vom Caucasus an über das ganze wärmere Asien verbreitet, in Persien, Arabien, Syrien und Egypten, in der Barbarey und ganz Nordafrika.

Die gefleckte Hyäne lebt im südlichen Afrika und ist am Cap der guten Hoffnung eines der zahlreichsten Raubthiere; man trifft dieselbe selbst noch in den Schluchten des Tafelberges an, und die Pächtereyen in der Nähe der Capstadt werden öfter von ihr beunruhiget. Es haben sich Fälle ereignet, daß Hyänen sich in die Stadt bis an das Hospital wagten. Tab. XXV. vom vorigen Jahre, enthält die Ansicht des Tafelberges sammt der Capstadt.

Die Hyäne lebt in Höhlen und steinigen Gegenden, scheut aber bewohnte Gegenden gar nicht, und bringt des Nachts in die Dörfer und sogar in die Städte ein. Im Winter hält sie sich gewöhnlich auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfigen Stellen großer Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Civetten und Springhasen auflauert, welche an solchen Stellen ebenfalls Wasser, Kühlung und Nahrung suchen.

Die Hyäne ist ein wildes, starkes, grausames, furchtbares und schwer zu zähmendes Thier; doch hat man ihre Furchtbarkeit und ihr furchterregendes Aeussere sehr übertrieben; jung eingefangen und gehörig behandelt, konnte sie schon so zahm, wie ein Hund gemacht werden, und folgte ihrem Meister aufs Wort. Eine in Paris gehaltene Hyäne war jedoch von sehr entgegengesetztem Charakter, und heftig in allen ihren Leidenschaften, sowohl im Zorn als in der Anhänglichkeit. Gegen alle ihre Wärter war sie sehr anhänglich, und besonders gegen einen von ihnen bezeigte sie sich, wie nur der treuste Hund sich betragen kann. Auf der andern Seite konnte sie gewisse Personen nicht leiden, wenn sie ihr auch nichts zu Leide gethan hatten; sie gerieth durch ihren Anblick so in Wuth, daß sie am ganzen Körper zitterte; aus dem Munde kam eine Menge Schaum, das Haar sträubte sich, und keine Schläge konnten sie sanfter machen. Einmal entwischte sie, und gieng ganz ruhig in eine Bauernhütte hinein, wo sie sich ohne Widerstand fangen ließ. Die alten Hyänen bleiben, wie so viele wilde Thiere, stets unzähmbar.

In ihrer Freiheit fällt die Hyäne den Menschen ungereizt nicht an, sondern geht ihm aus dem Wege, ohne eben zu fliehen. Kinder werden jedoch, wenn sie Gelegenheit hat, öfter von ihr geraubt. Die Hyäne ist am Tage furchtsam, und der Engländer Bruce, welcher sich in Afrika mehrere Jahre lang aufgehalten hat, erzählt von der gestreiften Hyäne, daß er oft gesehen habe, wie die Mauren in Nordafrika dieses Thier bei Tage an den Ohren gefaßt und mit sich fortgeschleppt hätten, ohne daß es großen Widerstand geleistet habe, und daß in Indien die Hyäne oft aus ihrer Höhle lebend hervorgezogen werde, indem ein Mensch hineinkrieche, ihr ein Tuch über den Kopf werfe, sie binde und so unschädlich mache; auch seyen in Abyssinien die Hyänen so häufig, daß sie des Nachts haufenweise in

die bewohnten Orte kommen und das Aas fressen, welches die unreinlichen Bewohner auf die Straße werfen. Oft knurrten sie Bruce an, wenn er spät nach Hause gieng, und drohten ihm, in die Beine zu beißen, ob er schon bewaffnete Leute bei sich hatte, welche alle Nächte einige tödteten oder verwundeten. Einst machte er astronomische Beobachtungen und hatte ein Zelt aufgeschlagen; als er in dasselbe zurückkehren wollte, erblickte er neben seinem Bette große funkelnde Augen. Es war eine Hyäne, welche einen Bündel Talglichter im Munde hatte. Auf das Thier schießen, konnte er nicht, aus Furcht, seine in dem Zelte aufbewahrten Instrumente zu zerbrechen; er durchstieß es daher mit einem Spieß, und da seine Diener ihm zu Hülfe kamen, wurde es erschlagen.

Die gewöhnliche Beute der Hyänen sind Schafe, Ziegen, Esel, Pferde, auch kleinere Thiere; sie greifen den Löwen bisweilen mit Glück an, und haben die Kraft einen Menschen mit ihren Zähnen eine halbe Stunde weit zu tragen, ohne auszuruhen. Dem Aas gehen sie vorzüglich nach, und graben besonders auch menschliche Leichname aus, welche sie begierig fressen. Zuweilen brechen sie in die Ställe ein, wie die Wölfe, und holen das Vieh heraus. Sie folgen den Caravannen, theils um die Cadaver der gestorbenen Menschen und Thiere zu fressen, theils aber auch über alles herzufallen, was sich allenfalls von der Haupttruppe entfernt. Besonders verfolgen sie die Hunde, deren Fleisch sie vorzüglich lieben. Weder die Steine, noch die Dornen, womit die Mahomedaner ihre Grabstätte verwahren, sind hinlänglich, um die Hyäne zu hindern, die Gräber aufzuscharren. Auch solle sie Zwiebeln und fleischige Wurzeln vorzüglich lieben und nach denselben graben. Wenn die Hyäne einmal etwas mit den Zähnen gefaßt hat, läßt sie es oft nur mit dem Tode fahren, daher herrscht bei den Mauren das Sprichwort, wenn sie von einem Menschen sprechen wollen, der nicht leicht von seiner Meinung abzubringen ist: „er hat den Kopf einer Hyäne."

Der Geruch ist bei der Hyäne der stärkste Sinn, dennoch zieht sie stinkendes Fleisch frischem vor; hat sie keinen starken Hunger und man wirft ihr frisches Fleisch vor, so läßt sie es liegen, bis dasselbe anfängt zu riechen. In der Gefangenschaft gewöhnt sie sich auch daran, Brod zu fressen.

Die Hyänen haben die Gewohnheit, alles auf der Stelle zu verzehren und nichts wegzuschleppen. Untersucht man die Stellen, wo todte Thiere gelegen haben, welche von den Hyänen aufgezehrt worden sind, so findet man das Scelet meist beisammen. Selbst die Jungen begleiten die Mutter beim Aufsuchen des Raubes, so daß diese nicht genöthiget ist, ihnen denselben zuzuschleppen.

Die Stimme der Hyäne gleicht dem starken Seufzen eines Menschen, bricht aber oft in ein starkes Geheul aus, welches man des Nachts weit hört.

Nach den angestellten Beobachtungen wirft die Hyäne meist zwei Junge, die von dunkelgrauer Farbe sind und blind zur Welt kommen.

In Afrika fängt man die Hyäne in einer Falle, welche ebenso eingerichtet ist, wie eine Marder- oder Ratten-Falle. Man führt ein kleines Gebäude roh von Steinen auf, etwa sechs bis acht Fuß im Quadrat, mit einer schweren Fallthüre versehen, die von Innen mit der Lockspeise in Verbindung steht, und diese schlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt, zu. In andern Gegenden legt man der Hyäne auch Selbstschüsse, oder man vergiftet sie mit Fleisch, welches mit der Frucht einer noch unbekannten Pflanze gekocht worden, und diesem Thiere sehr schädlich ist.

Die Güterbesitzer in der Nähe der Capstadt stellen fast jährlich große Jagden auf die Hyänen oder auf die Wölfe, wie sie gewöhnlich daselbst genannt werden, an. Sie umzingeln dabei die mit Schilf bewachsenen Niederungen, stecken solche in Brand, und dieser nöthigt dann die Hyänen und andern Thiere aus dem Versteck hervorzukommen. Großen Schaden richten aber die Hyänen in der Nähe der Capstadt nicht an, im Gegentheil, sie verzehren noch manches Aas und vermindern die Zahl der Paviane und Genetkatzen.

Die Hyäne erreicht eine Länge von 4 bis 5 Fuß und eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ Fuß; sie unterscheidet sich von dem Hundegeschlecht, daß sie an allen vier Füßen nur vier Krallen hat, während der Hund deren vorn fünfe zählt. Ihr Rücken zeichnet sich

durch eine lange borstige Mähne aus, die dem Hunde und andern Fuchsarten fehlt, und im Ganzen ist ihr Hintertheil niedriger und schwächer gebaut, als bei diesen, was wohl von ihrer Sucht zu scharren und zu graben herkommen mag, bei welcher die Brust mehr ausgedehnt und entwickelt wird. Die Zunge ist stachelig, und zwischen dem Schwanz und After hat die Hyäne einen Drüsenbeutel, in welchem sich eine schmierige, übelriechende Feuchtigkeit sammelt.

Bei der gestreiften Hyäne ist der Pelz graugelblich, hat schwarzbraune Querstreifen, an den untern Theilen des Körpers ist er grau und an dem Halse und der Gurgel schwarz. Die Wollhaare sind in geringer Menge vorhanden, und von Aussen sind nur die groben, langen, nicht dichtstehenden Borstenhaare sichtbar. An den Gliedern sind sie kürzer und dichter. Schnautze und Aeusseres der Ohren sind nackt und haben eine braunviolette Farbe. Das Haar auf der Mittellinie des Rückens ist viel länger als das übrige, besonders auf dem Kreuze, und bildet eine Art Mähne, welche vom Nacken bis zum Schwanze sich erstreckt. Der Schwanz ist langhaarig und hat, so wie die Mähne, schwarze Flecken.

Die gefleckte Hyäne gleicht in der Gestalt und der Größe einem starken Fleischerhunde, aber der Kopf ist dicker, und weniger verlängert, und die Bewegungen sind plump. Ihr Pelz ist schmutzig gelb und hat braune runde Flecken. Die Mähne ist kleiner als die bei der gestreiften Hyäne. Der hintere Theil des Körpers, die Glieder und der Bauch sind dunkelbraun. Die Flecken sind an allen Theilen des Körpers zerstreut, ausgenommen unter dem Bauch, an der Brust, am Innern der Glieder und am Kopf. Die Spize der Schnautze ist schwarz, das übrige Gesicht weißgrau. Inneres der Ohren und Ohrränder sind weiß. Der Schwanz braun, ohne Flecken. Der Kopf ist bei der gestreiften Hyäne weniger spizig, auch trägt sie ihn niedrig mit gebogenem Nacken, und ihr Blick ist boshaft und scheu. Sonderbar ist es, was auch berühmte Naturforscher bestätiget haben, daß sie bei Nacht größer und heller von Farbe scheint, als sie nicht ist, und es einem vorkommt, sie seye ganz weiß.

Das Fleisch der Hyäne wird selbst von den rohesten Nationen nicht gegessen, auch das Fell wird wenig geachtet, und nur der Schaden, den sie an Vieh verursacht, macht, daß man dieses Thier allenthalben verfolgt.

Der Guhl.

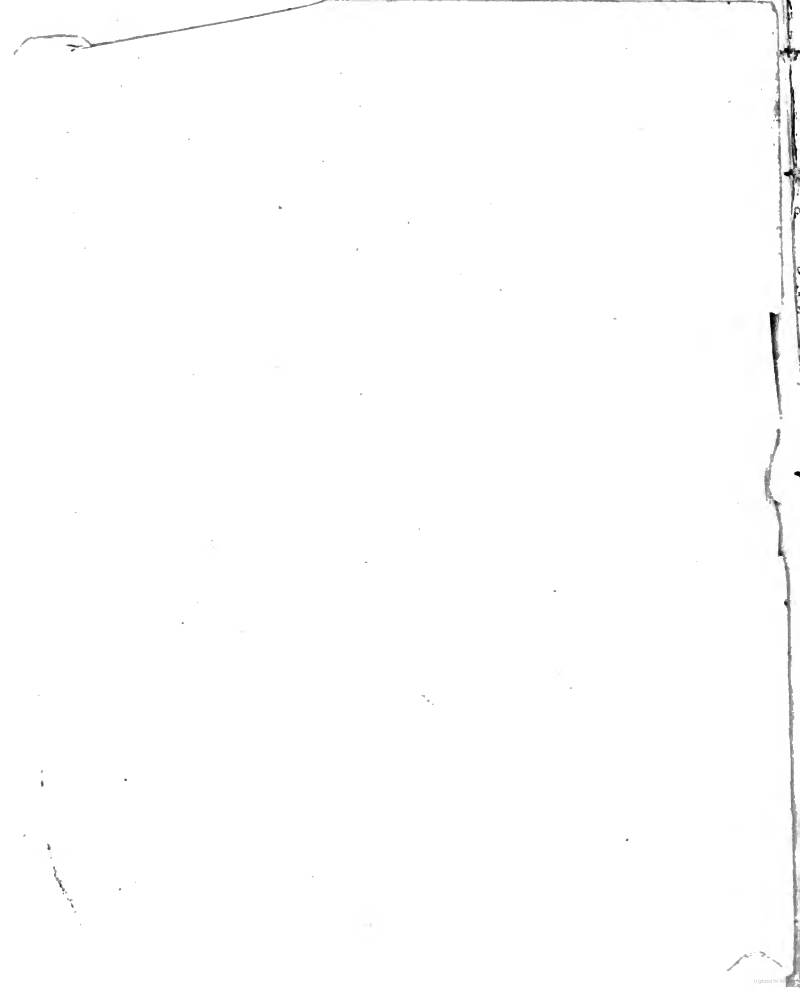
Wie groß der Aberglaube auch noch heut zu Tage bei einigen Völkern ist, und wie übernatürlich derselbe die seltsamsten und wunderbarsten Geschichten zusammenstellt und als wahr annimmt, davon mag folgende Erzählung des Sir John Malcolm in seinem Werke, „über das Leben und die Sitten in Persien,“ einen Beleg liefern.

Nach dem Aberglauben der Perser nährt sich der Guhl von den Leichnamen, wenn der Todesengel das Leben hinweggenommen hat. Er verwandelt sich in allerlei Gestalten, um unvorsichtige Reisende zu locken.

Die Perser, namentlich die Bewohner der Stadt Isfahan sind zwar nicht tapfer, aber doch die listigsten und scharfsinnigsten Menschen auf Erden, und ersetzen oft durch ihre Gewandheit den Mangel an Muth. Ein Mann aus jener Stadt mußte einst zur Nachtzeit allein durch das sogenannte Thal des Todesengels reisen, er hatte viele Geschichten von den Geistern in diesem furchtbaren Thale gehört, und meinte, er könnte wohl einem Guhl begegnen. Amihn Beg, so hieß der Mann, war ein feiner Kopf, ließ sich gern in Abentheuer ein, und wiewohl keineswegs ein Löwe, verließ er sich doch auf seine Schlauheit, die ihn schon aus hundert Bedrängnissen und Gefahren gerettet hatte. Er vergaß nicht, sich darauf vorzubereiten, indem er ein Ei und einen Klumpen Salz zu sich steckte. Kaum war er über die Felsen hinaus, und in dem Thale angelangt, als eine Stimme ihm zurief: „Holla, Amihn Beg aus Isfahan, Du bist auf dem unrechten Wege und wirst Dich verirren. Komm hierher! Ich bin Dein Freund, Kerrim Beg, und kenne Deinen Vater, den alten Kerbela Beg, und die Straße, wo Du geboren bist.“ — Amihn wuß-



Artillerist.



KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Persische Artillerist.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. X.

Auf welch eigene Weise ein Theil der Persischen Artillerie gegen den Feind zu Felde zieht, davon liefert unsre beikommende Tafel eine amüsante Ansicht.

Das Persische Militär besteht im Ganzen in ungefähr 200,000 Mann, darunter sind etwa 60,000 Cavalleristen und 1000 Artilleristen. Unter diesen letztern befindet sich nun eine Abtheilung, die kleinere Kanonen auf den Rücken der Kameele ladet und so gegen den Feind anrückt. Der Artillerist sitzt hinter dem Stück, dirigirt mit einem langen Zügel die Richtung des Thiers, und ladet und feuert so die Kanonen ohne Schwierigkeit ab. Sind es Stücke von etwas schwererem Kaliber, so werden solche auf dem Hintertheile des Sattels befestiget, und der Artillerist läßt nun, um sie abzufeuern, daß Thier sich niederlegen. Diese Feldstücke leisten jedoch nur schwache Dienste. Schon die schlechten Wege sind dem Transporte hinderlich, und haben sie auch wirklich die Beschwerlichkeit des Weges ausgehalten, so sind doch die Laffeten so elend construirt, daß sie meistens nach einigen Schüssen zerbrechen.

Der Guhl.

(Beschluß von Seite 36.)

Hier wohne ich, — sprach der Guhl — und hier wird mein Freund alles finden, was er zur Erquickung und zur Ruhe bedarf.

Mit diesen Worten führte er ihn in verschiedene Gemächer, wo man Getreide aller Art und allerlei Waaren aufgehäuft sah, eine Beute, unglücklichen Reisenden abgenommen, die in diese Höhle waren gelockt worden und deren Schicksal die Gebeine, über welche Amihn zuweilen strauchelte, oder die faulen Dünste einiger halb verzehrten Leichname verriethen.

Dieß wird genug zum Abendbrode seyn! — sprach der Guhl, einen großen Sack mit Reiß aufhebend. — Ein Mann von Deiner Tapferkeit muß leidliche Eßlust haben.

Allerdings! — erwiederte Amihn. — Aber ich habe ein Schaf gegessen und so viel Reiß als Du hier hast, ehe ich meine Reise antrat. Ich bin folglich nicht hungerig, will aber doch etwas zu mir nehmen, um Deine Gastfreundschaft nicht zu beleidigen.

Ich muß es Dir kochen! — sprach der Guhl. — Du verzehrst das Getreide und Fleisch nicht roh, wie wir. Hier ist ein Kessel! — fuhr er fort, und hob ein Gefäß auf, das unter den geplünderten Gütern lag. — Ich gehe und suche Holz zum Feuer. Hole Du indeß Wasser darin! setzte er hinzu, und zeigte auf einen Schlauch, der aus sechs Ochsenhäuten gemacht war.

Amihn wartete bis sein Wirth die Höhle verlassen hatte, um Holz zu holen, und schleppte dann mit großer Mühe den ungeheuern Schlauch an das

Ufer eines dunkeln Baches, der am andern Ende der Höhle aus dem Felsen hervorsprang, und nachdem er eine kurze Strecke weit sichtbar gewesen war, sich unter der Erde verlor.

Wie soll ich es verhüten, daß meine Schwäche entdeckt werde? dachte Amihn. Konnte ich doch diesen Schlauch kaum handhaben, als er leer war, und wenn er voll ist, werden zwanzig starke Männer nöthig seyn, ihn fortzuschaffen. Was soll ich thun? Der menschenfressende Guhl wird mich verzehren. Nur die Meinung von meiner großen Stärke hält ihn jetzt im Zaume.

Nach kurzer Ueberlegung fiel der Mann aus Isfahan auf einen Anschlag, und grub einen kleinen Kanal von dem Bache bis zur Stelle, wo sein Abendessen bereitet ward.

Was machst Du da? — rief der Guhl, als er sich ihm näherte. — Ich schickte Dich weg, ein wenig Wasser zum Kochen des Reißes zu holen, und Du bist schon eine Stunde fort. Kannst Du den Schlauch nicht füllen und fortschaffen?

Allerdings kann ich's! — antwortete Amihn. — Wollte ich mich begnügen, Dir nach so vielen Beweisen Deiner Güte nur durch Proben thierischer Kraft meine Dankbarkeit zu zeigen, so könnte ich Deinen ganzen Bach wegschaffen, wenn Du einen Schlauch hättest, groß genug, ihn zu fassen. Aber hier — fuhr er fort, auf den begonnenen Kanal zeigend, hier ist der Anfang eines Werkes, worin der Geist eines Menschen sich bemüht, die Arbeit seines Leibes zu vermindern. Dieser Kanal, so klein er aussieht, wird einen Bach an das andere Ende der Höhle bringen, wo ich einen Damm anlegen will, den Du nach Belieben öffnen und schließen kannst, um Dir beim Wasserholen unendliche Mühe zu ersparen. — Doch laß mich allein, bis ich fertig bin! setzte Amihn hinzu, und grub wieder.

Unsinn! — sprach der Guhl, nahm den Schlauch und füllte ihn. — Ich will das Wasser selber tragen, und rathe Dir, das Ding liegen zu lassen, das Du Deinen Kanal nennst. Folge mir, iß Dein Abendbrod und lege Dich zur Ruhe. Du kannst dieses schöne Werk morgen früh zu Ende bringen, wenn Du Lust hat.

Amihn war froh, sich so gut aus der Verlegenheit gezogen zu haben, und zögerte nicht, den Rath seines Wirthes zu befolgen. Als er tüchtig gegessen hatte, legte er sich in ein Bett, das aus den kostbarsten Decken und Kissen bestand, welche die Beutevorräthe geliefert hatten. Der Guhl, dessen Bett auch in der Höhle war, hatte sich kaum nieder gelegt, als er in tiefen Schlaf fiel. Amihn's Gemüth war zu unruhig, diesem Beispiele folgen zu können. Er stand leise auf, und als er ein langes Kissen in der Mitte seines Bettes ausgestopft hatte, daß es aussah, als ob er selber noch darin wäre, begab er sich in einen verborgenen Winkel der Höhle, um den Guhl zu beobachten. Kurz vor Anbruche des Tages erwachte der Guhl, stand auf und ging, ohne das mindeste Geräusch, zu Amihn's Bette. Als er nicht die geringste Bewegung bemerkte, war er überzeugt, daß sein Gast noch im tiefen Schlafe lag, nahm einen seiner Wanderstäbe, der einem Baumstamme glich, und versetzte dem vermeinten Kopfe Amihn's einen furchtbaren Schlag. Er lächelte, als er nicht stöhnen hörte, und glaubte, ihm das Leben genommen zu haben, aber um sicher zu gehen, gab er ihm noch sieben Schläge. Alsdann legte er sich wieder zur Ruhe, und wollte eben einschlafen, als Amihn, der wieder in das Bette gekrochen war, seinen Kopf aus der Decke hervorstreckte und rief:

Freund Guhl, was für ein Insekt mag es gewesen seyn, das mich durch sein Pochen gestört hat? Ich habe den Schlag seiner Flügel sieben Mal auf der Decke gezählt. Dieses Ungeziefer ist sehr lästig, und wiewohl es uns nicht beschädigen kann, so stört es doch unsere Ruhe.

Der Guhl war nicht wenig erschrocken, als er Amihn so sprechen hörte, aber sein Schrecken wurde zu wahrer Furcht, als sein Gast sieben Schläge, deren jeder einen Elephanten hätte tödten können, als sieben Schläge eines Insektenflügels beschrieb. In der Nähe eines so wunderbaren Menschen hielt er sich nicht sicher, erhob sich bald nachher von seinem Lager und floh aus der Höhle, die er dem Manne aus Isfahan überließ. Als Amihn sah, daß sein Wirth sich entfernt hatte, errieth er leicht die Ursache, musterte alsdann die Schätze, die ihn umgaben, und sann auf Mittel, sie in seine Heimath zu schaffen. Der Inhalt der Höhle ward un-

tersucht; Amihn bewaffnete sich mit einer Lunten-schloßflinte, die einem Opfer des Guhl's gehört hatte, und ging hinaus, den Weg zu untersuchen. Er war noch nicht weit gegangen, als er den Guhl erblickte, der mit einer großen Keule in der Hand und von einem Fuchse begleitet, zurückkehrte. Amihn gerieth sogleich auf den Argwohn, das Thier, dessen List er kannte, hätte seinen Feind aus dem Irrthume gebracht, aber seine Besonnenheit verließ ihn nicht.

Das ist für Dich! — sprach er, und legte sein Gewehr an, dessen Kugel durch den Kopf des Fuchses ging — weil Du meinen Befehl nicht befolgt hast. Dieses Thier — rief er dem Guhl zu — hat versprochen, mir sieben Deines Gleichen zu bringen, die ich in Ketten nach Isfahan führen will, und es bringt nur Dich, der Du schon mein Sklave bist.

Mit diesen Worten näherte er sich dem Guhl, der aber in diesem Augenblicke die Flucht ergriff, und mit Hülfe seiner Keule so schnell über Felsen und Abgründe sprang, daß er bald aus dem Gesichte war. Amihn merkte sich den Weg von der Höhle bis zur Landstraße und gieng in die nächste Stadt, wo er Kameele und Maulthiere miethete, um die gewonnene Beute fortzuschaffen. Als er allen Ueberlebenden, die ihr Eigenthum beweisen konnten, Ersatz gegeben hatte, machten ihn die, nicht in Anspruch genommenen Güter zu einem reichen Manne, und er verdankte all' dieß jenem Witze und jener List, die immer mehr vermögen, als die Stärke und der Muth, die der Mensch mit dem Thiere theilt.

Peter der Große unterdrückt den Glauben an Wunder.

(Aus den Papieren des Hof-Intendanten Cormidon.)

Die Erbauung von Petersburg an der dazu erwählten Stelle hatte viele Gegner, und besonders erklärte sich auch die Geistlichkeit dagegen, indem es ihr nicht gleichgültig war, daß eine andere Residenz die Czaaren von Moskau entfernte. Bosheit und Unverstand hatten alles angewendet, um das Unternehmen zu hindern; dennoch waren schon im Jahre 1720 die verschiedenen Inseln des Platzes mit mehreren hundert Häusern, Kirchen u. s. w. bebaut, auch die Festungswerke im Entstehen. Eines Tages befand sich Peter der Große bey den Arbeitern am ladogaischen Kanal; da verbreitete sich in der neuen Stadt plötzlich das Gerücht: in der auf der petersburg'schen Seite angelegten Kirche habe das Muttergottesbild geweint. Das Volk kam in Schaaren an und es entstand eine gewaltige Unruhe, indem ihm gesagt wurde: dies deute darauf hin, daß die erhabene Schutzpatronin an diesem Orte nicht wohnen wolle.

Der Großkanzler, Graf Golofkin, in der Nähe der Kirche wohnend, war bald selbst mitten im Tumult, konnte aber in dem Gedränge nicht bis zu dem Bilde dringen, suchte auch vergebens den Auflauf zu stillen. Er sandte deßhalb einen Eilboten an den Czaar, dieser war am nächsten Tage da und begab sich sogleich in die Kirche, wo er von der Geistlichkeit zu dem weinenden Wunderbilde geführt wurde. In seiner Gegenwart vergoß es keine Thränen, aber mehrere glaubhafte Personen versicherten, daß sie es schon öfter, und so auch vor wenigen Tagen hätten weinen sehen. Der Czaar betrachtete das Bild unverwandten Blickes; es kam ihm an den Augen etwas verdächtig vor und er beschloß, eine scharfe Untersuchung. Er befahl demnach einem der anwesenden Popen, ohne übrigens irgend eine Meinung zu äußern, das heilige Bild von seiner Stelle abnehmen und es nach Hofe bringen zu lassen; er selbst ging nicht von der Stelle, bis es geschehen war und auch dann noch begleitete er den Zug. In seiner Wohnung angekommen, untersuchte er, im Beyseyn der höchsten Staatsbeamten und sämmtlicher Popen jener Kirche, das gemalte und stark mit Firniß überzogene Bild. Es entdeckten sich endlich mehrere fast unmerkliche Löcher an den Augenwinkeln, von den dort angebrachten Schatten sehr versteckt. Der Czaar kehrte die Tafel um, riß den Rahmen und die auf der Kehrseite befindliche Ausfüllung ab, und gewahrte nun mit großer Freude die Quelle der Thränen. Es war eine Aushöhlung hinter den Augen in dem Brete, und hier sah man noch etwas Oel, das von der Ausfütterung künstlich

verschlossen worden. — „Da liegt das Wunder!" rief der Czaar triumphirend. Jeder mußte nah' herzu treten und sich überzeugen. Dann bewies der Monarch, wie das eingeschlossene, verdickte Oel, hier an kühlem Orte verwahrt, sich so lange geronnen erhalten habe, bis es durch die Wärme flüssig geworden; die vor dem Bilde brennende Lampe habe also diese Oel-Thränen hervorgelockt.

„Ihr Alle," sagte der Czaar, „wißt nun, wie es mit den vermeinten Thränen des Marienbildes steht. Eilt, erzählt es überall, was Ihr mit Euren Augen gesehen; Ihr werdet dadurch die unvernünftige, wahrscheinlich durch Bosheit veranlaßte Geschichte und deren Deutung lächerlich machen und damit vernichten. Das Kunst- nicht aber Wunder-Bild will ich behalten und in meiner Kunstkammer aufstellen lassen, um bey andern Vorfällen die Erinnerung an diesen Betrug in der Nähe zu haben."

Mit dieser Enthüllung schien der Monarch beruhigt, ließ auch keine weitere Untersuchung vornehmen; insgeheim aber wendete er alle Mittel an, die Urheber des heimtückischen Vorfalls auszuspüren. Es gelang ihm, und die Thäter, nachdem sie ihre Geständnisse abgelegt, sind so bestraft worden, daß ferner keine Wunder sich dem Bau von Petersburg widersetzten.

Der Menschenfreund.

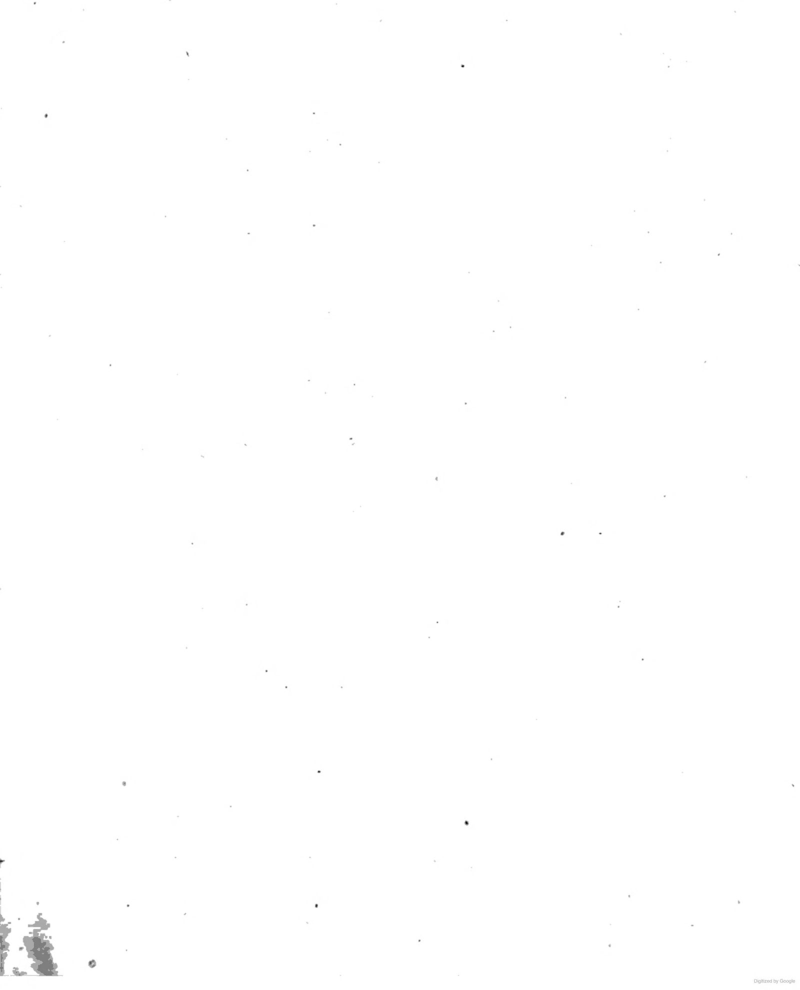
Eine fromme Familie zu Magdeburg war im Jahre 1778 durch Krankheit und andre unverschuldete Unglücksfälle um ihr Vermögen gekommen. Das letzte Brod lag auf dem Tische. Mit bleichen, von der Krankheit abgezehrten Händen theilte es der fromme Hausvater unter seine vier Kinder aus, und seine Augen, worin Thränen zitterten, hoben sich schmachtend zum Himmel. Ein unbarmherziger Hausherr trat in Begleitung von obrigkeitlichen Personen in das Haus, um eines Schuldpostens von 20 Rthlrn. willen ihm auch das Wenige, was er noch hatte, völlig wegzunehmen. Bette, Sessel, Kleider, Handwerks-Zeug, Alles ward weggetragen. „Hinaus!" — rief jetzt derselbe, — „nur für sichere Leute, die bezahlen, habe ich Stuben." Schon faßte die Mutter den Säugling, und der Vater mit der einen Hand ein Kind, mit der andern einen Stab, um in einem Stalle durch große Barmherzigkeit des Eigenthümers sich unter das Vieh zu verkriechen. Ein Menschenfreund hörte von dieser Scene. Mit klopfendem Herzen dachte er auf einen Entwurf, die Elenden zu retten, und denken und auszuführen war Ein's. Hinter ihm kam eine Magd mit Lebensmitteln, und zwei Träger vor die Thüre. Ihm schauderte bei dem Anblicke; kaum konnte er sprechen: „Hier esset und erquicket euch! Die 20 Rthlr. (36 Gulden) sind bezahlt; der Wirth ist befriediget, die Fenster dort gegenüber sind eure neue Wohnung. Kommet, beziehet sie, und ihr, Träger, bringet die Sachen nach!" Staunend sahen die Armen ihm ins Gesicht: denn Engel auf Erden sind ein seltener Anblick. „Es ist wahr, wahrhaftig wahr!" — rief er. — Sie stürzen auf ihre Knie vor Gott, in lautem Gebet, denn sprechen kann Keines: stumm die Hände ringend und faltend; — war wohl je ein Gott angenehmeres Dankgebet zum Himmel gestiegen? Nun gings auf den würdigen Mann zu. Eine Thräne nach der andern entfiel dem matten Vater; die Kinder rissen sich um seine Hände, und die weinende Mutter streckte ihm zitternd ihre Hand entgegen. Er weinte laut mit. „Ich habe" — sprach er — „in vorigen Zeiten prächtige Bälle und Gastmahle gegeben: aber, Gott! diese Wollust empfand ich nie!" —

Aphorismen.

Wer sich gut berathen läßt, hört deßwegen nicht auf, selbstständig zu seyn.

Wer nicht zur rechten Zeit Halt macht, muß oft eben so weit zurück gehen, als er gekommen ist.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Eisbär.

№ro 11. Zweiter Jahrgang 1829. (41)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Eisbär.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XI.

Der Eisbär wird für das furchtbarste Raubthier des Nordens gehalten; man trifft ihn an den Küsten des Eismeers, in Grönland, Spitzbergen und Nova-Zembla sehr häufig an. Im Frühjahr kommen auch einzelne auf den Eisblöcken, die das Nordmeer dem Süden zu treibt, nach Island und Norwegen; sie sind dann gewöhnlich von dieser weiten Reise sehr ausgehungert, und richten da, wo sie an's Land getrieben werden, große Verheerungen an; daher sind auch um diese Zeit die dasigen Küstenbewohner wegen dieses Besuchs sehr auf ihrer Hut. In Island wissen die Leute, welche etwa unvermuthet von diesem Thiere überrascht werden, sich dadurch aus der Gefahr zu ziehen, daß sie ihm, während es sie verfolgt, einen Handschuh oder sonst etwas hinwerfen; der Bär untersucht alles genau, was man ihm hinwirft, und verweilt sich dabei so lange, daß man meistens Zeit gewinnt, zu entfliehen. Die Grönländer tödten den Eisbär mit Lanzen oder Harpunen; wenn er liegt und sein Fell schlaff ist, so achtet er einige Flintenkugeln nicht; schießt man ihn aber stehend, wo die Haut gespannt ist, so empfindet er es, und verfolgt wüthend seinen Feind. Er weiß eine Lanze so geschickt mit seinen Zähnen zu fassen, daß er sie entweder entzwey beißt, oder dem Gegner aus der Hand reißt. Mit Leichtigkeit lauft er mit einem Menschen im Maule davon, und man hat ein Beispiel, daß ein Eisbär einen Matrosen am Rücken packte und so schnell mit ihm davon eilte, daß auf sein Geschrei seine Kameraden ihm nur nachsehen, ihn aber nicht einholen konnten.

Der Eisbär ist ein vortrefflicher Schwimmer; er kann sogar untertauchen und eine Strecke unter dem Wasser fortschwimmen, so daß ein schnelles Boot Mühe hat, sich seiner zu bemeistern. In der Noth greift er auch beherzt die Boote an. Auf dem Boote eines Wallfischfängers schoß die Mannschaft auf einen Bären und verwundete ihn, dieser lief sogleich auf dem Eise gegen das Boot, sprang in's Wasser und suchte in's Boot zu steigen; einer von den Schiffleuten hieb ihm mit einer Axt eine Pfote weg, und das Boot steuerte nach dem Schiff; allein auch dahin verfolgte sie das verwundete Thier, erkletterte das Schiff und wurde auf dem Verdeck getödtet.

Die gewöhnliche Nahrung des Eisbären sind Fische, Seehunde, Rennthiere, Bisamochsen. Er greift auch das starke und mächtige Wallroß manchmal mit Erfolg an, muß aber auch oft, von seinen fürchterlichen Zähnen verwundet, weichen. Auch Seevögel frißt er, wenn er sie erwischen kann. Der Geruchssinn ist bei ihm sehr stark, so daß er schon aus weiter Ferne seine Nahrung wittert. Der Thrangeruch von Wallroßfleisch, welches bei den Schiffen der englischen Nordpolexpedition ausgesetzten wurde, und der Geruch von gebratenem Wallfischfleisch lockte sie von weitem herbey. Er verzehrt auch todte Wallfische und anderes Aas, welche das

Meer ans Ufer wirft, und diese und die Seehunde machen oft seine Hauptnahrung aus. Zuweilen soll man sie am Ufer auf den Hinterfüßen stehen und mit der Nase gegen die See hin schnuppern sehen, um allenfalls einen todten herumtreibenden Wallfisch zu riechen. So bald sie einen solchen irgendwo riechen, springen sie in's Wasser und erreichen ihn schwimmend, wenn sie ihn auch nicht vom Ufer aus sehen konnten, der Geruch leitet sie richtig.

So weit man bis jezt nach Norden durch die Eisschollen vorgedrungen ist, fand man allenthalben die Eisbären nicht selten, oft sogar in großer Anzahl beisammen; sie scheinen selbst im Winter diese fürchterlich öden Gegenden nicht zu verlassen, denn das Weibchen vergräbt sich in dieser Zeit unter Schnee oder Eisschollen, und wirft mehrentheils zwei Junge, welche sie mit der zärtlichsten und mütterlichsten Sorgfalt schüzt und alle Gefahren mit ihnen theilt, wovon man wirklich rührende Beispiele hat. Die englische Fregatte Carcase fror auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol ein. Die Mannschaft legte Wallroßfleisch an's Feuer, um Thran daraus zu ziehen; plözlich kam eine Bärin mit ihren zwei Jungen über das Eis gelaufen, welche leztere fast so groß waren, als sie selbst. Sie nahmen das Fleisch aus dem Feuer und fraßen es begierig. Die Leute warfen große Stücke Wallroßfleisch vom Schiffe herab, welche die alte Bärin sogleich ihren zwei Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als die Mutter das lezte Stück fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an, und erlegte beide, verwundete auch die Mutter, aber nicht tödtlich. Man kann sich keine Verstellung machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; selbst der harte Matrose wurde gerührt. Die stark verwundete Mutter, welche sich kaum fortschleppen konnte, zerriß das Fleisch in Stücke und legte es vor die Jungen hin, wie vorher; und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Pfoten bald auf das eine, und bald auf das andere, und suchte sie aufzurichten, wobei sie klagende Töne von sich gab. Als sie ihre Mühe umsonst sah, schleppte sie sich fort, kehrte aber wieder um, und leckte ihre Wunden. Dies that sie zum drittenmal, und als sie endlich fand, daß sie todt seyen, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiffe in die Höhe und brüllte fürchterlich. Von neuen Schüssen getroffen, stürzte sie zwischen ihre Jungen, welche sie noch sterbend leckte.

Die Länge eines Eisbärs beträgt 6 bis 8 Fuß und dessen Höhe 4 bis 5 Fuß; der ganze Körper ist mit weichen, langen, weißen Haaren bedeckt; sein Kopf hat viele Aehnlichkeit mit dem eines Hundes, der Hals ist lang und die Sohlen der Füße sind sehr groß. Ein ausgewachsener Eisbär wiegt an 1000 Pfund und drüber. Die Grönländer essen sein Fleisch; das Fett wird zu Thran ausgesotten und man trifft im Spätjahr bei einem oft mehr als 100 Pfund an. Dieses Fett ist gleichsam ein Magazin, aus welchem die Eisbären, bei dem Mangel anderer Lebensmittel, Nahrung schöpfen und sich dadurch erhalten; gegen den Sommer hin sind sie sehr mager. Das Fell gibt vortreffliches, warmes Pelzwerk. Wenn der Eisbär in Gefangenschaft geräth, so wird er ziemlich zahm, und kann mit Brod und Fleisch erhalten werden; allein die Wärme des temperirten Climas ist ihm sehr zuwider, und man muß ihn öfters mit kaltem Wasser begießen.

Richard Macwill.

Richard Macwill war der Sohn eines reichen Kaufmannes aus Dublin. Mit einer angenehmen Gestalt verband er einen hellen Kopf, ein edles und zärtliches Herz: zwei Eigenschaften, wodurch die Gaben der Natur und des Glückes erst einen wahren Werth erhalten. Als er sich seines Gewerbes wegen in Algier befand, sah er eines Tages ein Raubschiff einlaufen, worauf er zwei junge Weibspersonen bemerkte, welche bitterlich weinten. Dieser Anblick rührte ihn; er gieng näher

hinzu, um nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen; man antwortete ihm: es seyen ein paar kurz zuvor weggenommene Sclavinnen, die nun verkauft werden sollten. Von Mitleid angetrieben, bietet er sich zum Käufer an, bezahlt den gierigen Corsar, sucht sie mit liebreichen Worten zu trösten, begleitet sie auf sein Schiff, wo er ihnen erklärt, daß sie frey sind, und alle in seiner Macht stehende Gefälligkeiten von ihm erwarten können. Von einer so seltnen Großmuth gerührt, von dem frohesten Erstaunen hingerissen, warfen die beiden Mädchen sich ihm zu Füßen, und ihr Wehklagen verwandelte sich in das beredte Stammeln der innigsten Erkenntlichkeit.

Beide hatten ein edles, ausgezeichnetes Ansehen; besonders war die jüngere mit einer seltnen Schönheit begabt. Ihr Anblick machte auf den gefühlvollen Richard einen tiefen Eindruck. Das Wohlwollen, das den Gutthätigen fast immer zum Gegenstande seiner Menschenliebe hinzieht, die edle Dankbarkeit der jungen Person, die mannichfaltigen Züge des Verdienstes, die ihr jeden Augenblick entstrahlten, ihre Klugheit, ihr Verstand, ihr sanfter Charakter, ihr holdes Wesen; kurz, alle Merkmale eines herrlichen Naturells und der sorgfältigsten Erziehung, nahmen sein Herz so sehr ein, daß es allmählig in die wärmste Liebe für diese Unglückliche übergieng. Das junge Mädchen hingegen, welches die Bande einer zärtlichen Erkenntlichkeit bereits an einen Wohlthäter knüpften, dessen emsige Sorgfalt mit jedem Tage zunahm, und das an ihm je mehr und mehr neben seinen äußern Vorzügen das Verdienst eines gefühlvollen Herzens und eines angebauten Verstandes entdeckte, konnte sich einer ähnlichen Neigung gegen ihn nicht erwehren. Mehrmals bat Richard sie inständig, sie möchte ihm ihren Namen, ihre Familie und ihr Vaterland eröffnen. Sie antwortete: sie hieße Constantia und ihre Gefährtin Isabelle; bat ihn aber zugleich, auf keine weitere Erklärung zu dringen. Begnügen Sie sich, setzte sie hinzu, mit der Versicherung, daß ich Ihrer Wohlthaten nicht unwürdig bin und vielleicht einst im Stande seyn werde, Sie dafür zu belohnen.

Bei seiner Ankunft in Dublin stellte Richard die beiden jungen Personen seinem Vater vor, erzählte ihm die Geschichte, und konnte ihm seine Neigung zu Constantien nicht verhehlen. Der gute Vater lobte die edle That seines Sohnes, wollte aber seinen Wunsch, sich mit einer unbekannten Ausländerin zu verbinden, nicht billigen. Dennoch ließ er sich bald durch ihre trefflichen Eigenschaften überwinden, und konnte dem Verlangen und den wiederholten Bitten seines Sohnes nicht länger widerstehen.

Als Constantia diese Zuneigung aus Richards Munde erfuhr, wovon er ihr schon so viele Beweise gegeben, es jedoch noch nie gewagt hatte, ihr solche zu eröffnen, als er ihr in dem edelsten, zärtlichen Tone seine Hand anbot, blieb sie, ob sie gleich seine Gefühle mit ihm theilte und durch sein Anerbieten lebhaft gerührt war, einige Tage tiefsinnig und unentschlossen. Endlich behielt die Liebe die Oberhand, und beide wurden durch priesterliche Einsegnung ein glückliches Paar.

Nachdem sie so zwei Jahre in häuslicher Ruhe und größter Zufriedenheit verlebt hatten, ward Richard durch seine Handelsgeschäfte genöthigt, eine neue Seereise vorzunehmen, welche noch länger als die erste dauern sollte. Mit vielen Thränen trennte er sich von seiner geliebten Gattin, und empfing beim Abschiede ihr Bildniß von ihr, das sie insgeheim hatte mahlen und in einen Ring fassen lassen. Nachdem er verschiedene Häfen besucht hatte, verweilte er einige Zeit in Palermo.

Als er eines Tages in einem Caffeehause das theuere Bild seiner Constantia mit Aufmerksamkeit betrachtete, erkannte es ein Offizier, der hinter ihm stand, und eilte, den Statthalter davon zu benachrichtigen. Dieser ließ ihn ungesäumt unter einem erdichteten Vorwande rufen, und indem er sich über allerhand Gegenstände mit ihm besprach, faßte er den Ring ins Auge. Anfänglich gerieth er über diesen Anblick in eine heftige Bewegung; er zwang sich aber, setzte die Unterredung fort, und fragte ihn endlich in einem ruhigen Tone: wen dieses Bildniß vorstelle? es ist meine Gattin, antwortete Richard. — Ihre Gattin! . . . . . Und

wo ist sie? — Zu Dublin bei meinem Vater. — Wie heißt sie? — Constantia. — Ist sie zu Dublin geboren? — Sie ist fremd; allein ich kenne ihr Vaterland nicht. Hier erzählte er ihm, wie er sie aus den Händen der Corsaren gerettet, wie er sie nach Dublin gebracht, und sich mit ihr verheirathet habe.

Nachdem der Statthalter alles, ohne ein Wort zu sprechen, aufmerksam angehört hatte, ließ er ihn auf der Stelle in Verhaft nehmen und befahl ihn scharf zu bewachen. Hierauf wirkte er sich durch seine Freunde ein Ministerialschreiben an den englischen Hof aus, wodurch Constantia als eine aus dem väterlichen Hause entlaufene Tochter zurückgefordert wurde. Er ließ ein Fahrzeug ausrüsten, dessen Befehlshaber nach Irrland absegelte, und nach Vorweisung seiner Papiere von dem Vicekönig alle Unterstützung erhielt. Unmöglich ist es, den Schrecken auszudrücken, der die treue Constantia befiel, als sie in Dublin auf Befehl ihres Vaters angehalten wurde. Er läßt sich nur mit dem Kummer des alten Macwill vergleichen, der sich auf einmal seines Sohnes, seiner Schwiegertochter und seines Enkels beraubt sah.

Constantia kam glücklich in Palermo an und wurde vor den Statthalter geführt, dessen finstere Stirne und funkelnde Augen ihr alle Schrecknisse seines Zornes verkündigen. Zitternd fiel sie vor ihm auf die Kniee, und sprach im Tone der Verzweiflung: Sie müssen mich für strafbar halten, ich unterwerfe mich allen Wirkungen ihres Unwillens; allein dieses Kind und sein Vater sind unschuldig. Ja, wenn Ihr Zorn einen Augenblick ihrer Güte Raum geben wollte, so würden Sie auch mich weniger strafbar finden.

An dem unglücklichen Abend, da ich von Ihrer Seite gerissen wurde, gieng ich mit Isabellen auf der Seeseite des Schloßgartens spazieren. Einige vermummte Männer überfielen uns unversehens und schleppten uns hinweg; unser Sträuben, unser Geschrey war vergebens. Der sardinische Graf Montaldo, der sich eine Zeitlang in Palermo aufhielt und der Urheber dieser Verrätherei war, ließ uns auf ein Schiff bringen, das in einiger Entfernung wartete und augenblicklich davon segelte. Der Nichtswürdige hatte mir einige Wochen zuvor seine Hand angeboten, und ich bekenne hier zu Ihren Füßen, daß ich ihn nicht abwies; allein ich schwöre Ihnen zugleich, daß ich nie in eine so schändliche Flucht gewilliget haben würde, sondern ihn von dem Augenblicke meiner Entführung an als ein Ungeheuer verabscheuete. Kaum hatten wir die hohe See erreicht, so wurden wir von einem algierischen Corsaren angegriffen. Das Gefecht war hartnäckig. Der Graf wehrte sich als ein wüthender Löwe, und endlich bezahlte er seine Schandthat mit seinem Leben. Wir wurden zu Sclavinnen gemacht und zum Verkaufe nach Algier geführt. Die Vorsehung sandte uns einen jungen Fremdling zu unsrer Befreiung entgegen: voll edlen Mitleids gab er eine große Summe für unser Lösegeld hin, überhäufte uns täglich mit neuen Beweisen seiner Achtung und Fürsorge, und führte uns mit sich in sein Vaterland. Er fragte uns mehrmals nach dem unsrigen und erbot sich, uns dahin zu begleiten. Weil ich aber fürchtete, Sie möchten mir, durch den Schein betrogen, die Schuld meiner Flucht beigemessen haben, und mich die Wirkungen Ihres Zornes empfinden lassen, so wagte ich es nicht, mich ihm zu entdecken. In dem Hause seines Vaters setzte er stets ehrerbietige Freundschaft gegen mich fort, und ob ich gleich fremd, unbekannt und arm war, so bot er mir doch großmüthig seine Hand an. Von aller Welt verlassen, und von der Furcht vor Ihrem Unwillen unaufhörlich gepeinigt, aller Hoffnung Sie wieder zu sehen beraubt, durch die gerechteste Erkenntlichkeit erweicht, gab ich seinen Bitten Gehör, und wurde seine Gattin. Habe ich durch die Annahme dieses Titels den Namen Ihrer Tochter verscherzt, habe ich Sie beleidigt, mein Vater, so bestrafen Sie mich; allein der großmüthige Wohlthäter, dem ich Freiheit und Ehre verdanke, und das arme, unschuldige Geschöpf, das Ihnen entgegen wimmert, diese können Sie nicht für einen Fehltritt bestrafen, den nur ich begangen habe. Der rührende Herzenston, die unbefangenste Miene begleitete diese Rede.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Baum aus den Urwäldern Guiana's.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Das Fällen der Bäume in den Urwäldern Südamerika's.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XII.

In den unburchdringlichen Wäldern von Südamerika ist die Urbarmachung des Bodens durch das Aushauen der Bäume eine der mühevollsten und gefährlichsten Arbeiten. Eine Unzahl von Sträuchern und Stauden muß, bevor man nur zu dem Stamme gelangt, aus dem Wege geräumt werden, damit der Arbeiter bey dem Sturze des Baumes so viel an Raume gewinnt, um ausweichen und einem Unglücke entfliehen zu können. Ungeachtet dieser Vorsicht halten die Schwarzen in Guyana diese Arbeit dennoch für so gefährlich, daß sie, bevor sie in die Holzschläge gehen, ihre Kinder öfter umarmen und weinend von ihnen Abschied nehmen.

Sind sie in den düstern Urwäldern angelangt und finden sie Bäume, welche in einer Richtung stehen, so hacken sie gewöhnlich die Stämme so ein, daß immer der erste, welcher gefällt wird, wieder einige der übrigen mit sich nimmt.

In den Waldungen von Guyana, so wie in denen von Brasilien trifft man Bäume an, welche am Boden fast unmöglich zu fällen sind, wie z. B. der wilde Feigenbaum, und andere, deren Stämme sich aus einer Art Wurzel von ungeheurem Umfange erheben, welche man Arcabas nennt und die mehrere Fuß hoch sind. Um diese zu fällen muß, wie auf unserer Abbildung gezeigt ist, der Baum mit einem Gerüste zum Stehen für die Holzhacker umgeben werden, und wird da, wo der Stamm auf der Wurzel sitzt so weit eingehauen, daß er umstürzen kann.

Nach drey Wochen können die gefällten Bäume, wenn sie durch die glühenden Strahlen der Sonne hinlänglich getrocknet sind, verbrannt werden; ihre Asche macht alsdann das Erdreich überaus fruchtbar und ein üppiger Wuchs der Anpflanzungen entschädiget bald darauf die aufgewandte Mühe in vollem Maaße.

[Der Beschluß v. Richard Macwill folgt im nächsten Blatte.]

Die alte Brücke.

Viele Jahre lang war der Jüngling Sinnfried, an der Hand seines Vaters, der ein verständiger Landmann war, und nur diesen Sohn hatte, mit dem Alten über Feld gegangen, die verschiedenen Arbeiten, die der Landbau mit sich bringt, zu verrichten. Der Vater hatte ihn nur zwei Dinge gelehrt: das eine: was er thät mit Ernst und Liebe thun; das andere: jedes, auch des geringsten Genusses froh zu seyn. So wuchs der junge Mensch in Gesundheit, dabei zufrieden mit der ganzen Welt, zu den ersten Jahren des besonnenen Selbstgefühls heran, und die Zeit war ihm vergangen, ohne daß er's wußte, wie? Kindlich liebte er seinen Vater, durch den er des Lebens froher war, aber auch ohne daran zu denken, daß er ihn liebte; und so liebte

der Vater seinerseits den guten Sohn, ohne deßhalb viel Wesens zu machen. Erst in der neuern Zeit der Romane, muß jede Empfindung den Toiletten-spiegel bei sich führen. Ehemals war es genug, natürlich naturgemäß dahin zu gehen.

Sinnfrieds Vater wohnte in einem deutschen Thale — es läßt sich nicht genau angeben wo? — genug, es war fruchtbar, von einem breiten Strome durchwässert, und jenseits des Stroms, über welchen eine alte steinerne Brücke führte, lag ein hoher waldiger Berg, aus welchem Sinnfried und sein Vater öfters Holz nach Hause holten.

So oft sie aus dem Walde zurück zu dem Strom kamen, setzte sich der Vater an der Brückenlehne nieder, und der Knabe liebte — selbst im Jünglingsalter änderte sich das nicht — in den Strom hinab zu sehen, wie die Fluth an den Pfeilern sich brach, und immer und unaufhörlich kam, und sich zwischen den Pfeilern hindurch drängte. Gewöhnlich wurde, wenn die beiden auf der Brücke sich befanden, kein Wort gesprochen. Jeder von ihnen hing den eigenen innern Bildern oder Gedanken nach, die der Anblick des lebendigen Stroms weckte. Nur einmal fragte der junge Mensch den Vater, woher auch der Strom komme, und wohin er gehe. Ehrlich hatte der Vater darauf geantwortet: das erste, mein Kind, weiß ich nicht, das andere aber ist mir bekannt; er strömt durch vieles Land dahin, und ergießt sich dann zuletzt ins Meer.

Mit jedem Jahre wurde ihnen die Ruhestelle an der Brücke lieber, obgleich beide dort, so schien es wenigstens, immer ernster wurden.

Endlich geschah es, daß Sinnfrieds Vater schwer erkrankte; er mußte das Bett hüten, und zum ersten Male ging Sinnfried allein über die Brücke. So schwer war es ihm noch nie dort ums Herz gewesen. Es kam ihm vor, als redete der Strom mit ihm, als fragte er ihn: „warum ist dein Vater nicht mit dir gekommen?" Die Kräfte des Vaters nahmen indessen mit jedem Tage ab. Er fühlte die Stunde des Hinscheidens nahen; denn mehr als siebenzig Jahre hatte er in dem Thale gelebt. Da rief er seinen Sinnfried, schloß ihn jetzt zum ersten und letzten Male an sein Herz, und sagte ihm nur Eins. Dieß war keine Ermahnung oder Sorge für das Nachgelassene; beides wäre überflüssig gewesen, wo das wirkliche Leben den Jüngling das Seine zu thun gelehrt hatte. Dies Eine, was der Vater dem Jüngling sagte, war: „wenn du zu der alten Brücke kommst und in den Strom hinabsiehst — denke an mich." —

Nachdem der Jüngling mit andern Hausleuten und Nachbarn die Leiche des Vaters zur Erde bestattet, und viele Tage im Stillen um den Freund seines Lebens getrauert hatte, beschloß er, wieder einmal über die Brücke dem Walde zuzugehen. Er nahte sich zum ersten Male mit geheimem Grauen der bekannten Ruhestelle — des Flusses Stimmen saußten stärker an sein Ohr; in ihrem dumpfen Getöse vernahm er die Worte seines Vaters: wenn du zu der alten Brücke kommst, denke an mich. Unwillkührlich traten ihm die Thränen ins Auge. Er sah in die Weite, gleichsam als müßte der Vater noch, wie sonst, dahin kommen. Er kam aber nicht, wie sichs von selbst versteht.

Oefters hatte nun schon der Jüngling allein die kleine Reise gemacht, öfters sich des Vaters letzte Worte wiederholt, als ihm die Frage einfiel: warum auch wohl der Vater gerade das Wort von der alten Brücke, und kein anderes, zu ihm gesagt habe.

Freilich war die Brücke beiden eine natürliche Erinnerungsstelle geworden. Ein großer Theil der schon vergangenen Tage hatte sich gleichsam an diese Stelle geknüpft; das Andenken an dieselbe, an des Vaters Art und Weise, an seine Freundlichkeit beim Thun, an seine Ruhe wann er ausruhete, an Vieles was er von ihm gesehen, gehört und gelernt hatte, dachte er hier lebendiger empfindend zurück, aber immer war es ihm, als habe der Vater etwas Besonderes bei dem Worte gemeint!

Eines Tages, als er wieder mit schwerer Bürde ermüdet zu der Brücke gekommen war, fand er auf ihr, da wo der Vater zu sitzen pflegte, einen Greis mit weißem Barte sitzen, der ein Stück hartes Brod verzehrte, und mit Wehmuth in den Strom blickte. Er sah zwar sogleich, daß es nicht der Vater war, doch fühlte er ein eigenes Verlangen, sich

auf seinen gewöhnlichen Platz hinzustellen. Die Nähe eines lebendigen, dem Vater doch nicht ungleichen Wesens bewirkte dies sympathetische, magnetische Gefühl in seiner Brust. Er lehnte sich aber über den Brückenrand, ohne sich umzusehen, und ohne ein Wort zu sprechen. Sein Blick ruhte desto unveränderter auf den Wellen, denn nie war ihm der Geist des Vaters — die Vorstellung von ihm, wie er im Leben war — näher gewesen.

„Was siehest denn du dort so aufmerksam, Knabe?" fragte endlich der alte Mann. — Sinnfried antwortete: das waren des Vaters letzte Worte an mich, wenn du zur alten Brücke kommst, so denke an mich. — „Und thust du es auch immer und von Herzen?" fragte der Alte weiter. — Sinnfried bejahte es ehrlich. — Weiter fragte er auch: „weißt du aber auch wohl, Knabe, was die Worte bedeuten?" — Nun fiel dem Sinnfried gleichsam ein Stein vom Herzen; er sah mit offenen Augen den Greis an, und sagte: nein ich weiß es nicht, aber eben wüßte ich es gerne; denn der Vater sah oft in den Strom und horchte, als verstünde er des Flusses Stimmen. Auch sah ich ihn öfters traurig, wann er in die Fluth hinabsah. Der Greis sagte nun zu dem jungen Menschen: „Setze dich her zu mir, ich will dich die Stimmen des Flusses verstehen lernen."

„Kind," so hob sodann der alte Mann an „hat es dich nicht immer verwundert, wie das Strömen der Fluth immer und immer so ohne Aufhören und Rasten daher kommt; aber hast du auch wohl bemerkt, daß er immer und immer nur fortgeht, und daß die vorübergewallte Fluth nicht mehr zurück kommt? — Hörst du nun des Flusses stärkste Stimme? sie heißt: Weggehen ohne Wiederkehr. — Sohn! wie greift diese Stimme ans Herz der Menschen! wie viele andere Stimmen tönen in und aus dieser Stimme! Vor allen diese an jeden, der über die Brücke geht: Gedenke der vorübereilenden Tage und Jahre!"

Der Greis wurde von innerer tiefer Empfindung ergriffen und bewegt. Er fuhr also fort: „Wisse auch, das Leben ist eine dahinströmende Fluth. Sie strömt dahin, dahin mit Stromeseile, nie wiederkehrend. Auf zerbrechlichen Pfeilern, das ist auf den hinfälligen Kräften unsers Körpers, baut sich die Brücke, über welche Gesundheit, Freude, Muth, Hoffnung uns dahin tragen. Verstehest du nun besser des Vaters Worte, Knabe: „wenn du zu der alten Brücke kommst, so denke an mich"? — Sinnfried erschrack, denn vorher nie von ihm Empfundenes wurde ihm anschaulich. — „Sieh!" fuhr der Greis fort: „oft und vielmal ist er mit dir über jene Brücke gegangen, die ihn trug. Endlich sind ihre Pfeiler morsch und mürbe geworden. Da ist er hinabgestürzt in die alles begrabende Fluth. So geht es über kurz oder lang auch uns. — Knabe! verstehst du nun besser des Vaters Worte: wenn du zu der alten Brücke kommst, so denke an mich." — Sinnfried schluchzte und konnte kein Wort antworten.

Der Greis fuhr also fort: „Auch ich war ein Knabe, wie du, und bin schon vor langen Jahren hier vorüber gegangen, bald werde ich zum letzten Male den Weg gemacht haben. Nun in Gottes Namen! — Bin ich doch oft mit beseligender Freude den Weg gegangen, und habe ich doch auch manchen schweren Kummer über die Brücke getragen, der mich nun nicht mehr drückt. Daher bewegt michs tief, wenn ich den Strom hier sagen höre: damals glaubtest du nicht, du würdest deine Last je wieder los werden. Nun ist auch sie dahin dem Meere zugeeilt. — Wie oft mag auch deinem Vater so zu Muthe gewesen seyn, wenn er hier an überwundenes Weh dachte; denn wie du da die Holzbürde nach Hause zu tragen hast, so mein Kind, hat jeder auch seine Last und Bürde, die das Herz drückt, zu tragen! — Du bist noch sehr jung, und doch hast du hier auch schon schwer getragen, seitdem der Vater fehlt; so kommt immer neue Last auf unsern Rücken; aber vergiß es nicht: Es giebt kein Leid, das nicht endlich vorüberströmt. Und schiene es bisweilen, als müssen die Ufer sich aufthun, und die Pfeiler der Brücke brechen, doch lasse dichs nicht irren. So gewiß, daß du nach Wochen oder nach Monaten über die Brücke gehst, so gewiß steht es dann mit dem Leid, das du trugst oder trägst, anders aus."

Der Greis hielt lange inne, nachdem er dieß

gesprochen, als erinnerte er sich vergangener Lebenszeiten. Er wurde von neuem ernst, wehmüthig, und wischte sich die Augen. „Ja Vieles, Vieles hat mir der Strom weggetragen; aber auch Vieles, das ich einst in Freude *mein* nannte. Knabe, wenn ich in einem andern Jahre noch einmal über diese Brücke gehe, und dich hier, wie heute antreffen sollte, will ich dir Einiges aus der Geschichte meines Lebens erzählen. Für jetzt höre mein letztes Wort: *werde mit jedem Gang über diese Brücke deines Weges froher.* Wer das *Seine thut und gethan hat,* der kann es, und sollte er auch das letzte Mal über die Brücke gehen. So hat dein Vater, wie ichs aus den Abschiedsworten an dich vermuthe, seinen Weg sanft vollendet. *Sei immer kindlich,* wie jetzt, *diene der Mühe und sei treu;* dann wird dein Herz mit jedem Jahre dir besser sagen, als ich es kann, was die Worte deines Vaters heißen: „wenn du zu dem Strome und an die alte Brücke kommst, so denke meiner!“

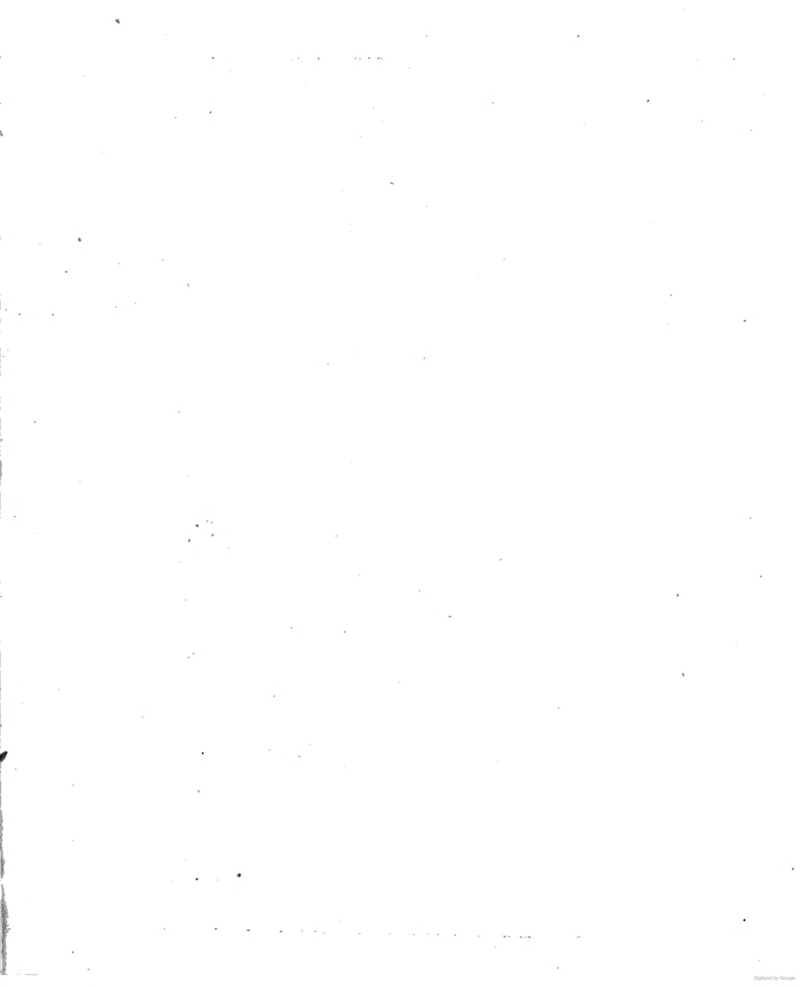
Der Jüngling hatte sich indessen dem Greise fester angeschmiegt. Niegehörte Stimmen waren in seinem Herzen rege geworden, denn so hatte noch Niemand zu ihm gesprochen. Es war ihm wie ein Wunder, daß der alte Mann so daher gekommen sei, ihm vieles, das ihm nur dunkel vorgeschwebt hatte, zu deuten. Er hätte noch lange dem Greise zuhören, und noch vieles, woran er vormals nie gedacht hatte, fragen mögen, aber der Greis richtete sich auf, indem er sagte: „Es ist Zeit, daß wir weiter gehen, jeder auf seinem Wege, sonst dürfte der Strom uns schelten, den wir uns ja zum Freunde behalten wollen; *denn siehst du, er steht nie stille.*“

Sinnfried empfand eine so tiefe Ehrfurcht vor dem weisen Alten, daß er kein Wort zu sagen wagte. „Du gehst *dorthin*, nicht wahr, wo die Hütten an den alten Eichbaum lehnen? Ich bin da wohl sonst auch vorbeigegangen — mein Weg geht jetzt da hinaus. Auf der Mitte der Brücke wollen wir scheiden.“ Als sie auf der Mitte der Brücke waren, schloß der Greis den Jüngling liebend in seine Arme. „Komm an mein Herz, Knabe, meine Seele ist bei dir weich geworden; denn wie du den Vater nicht mehr dir zur Seite siehst, so sehe ich seit vielen, vielen Jahren das nicht mehr, was mir das *liebste auf der Welt* war. Einsam gehe ich über die morsch gewordene Brücke meines Lebens. Aber nein! habe ich nicht *dich* gefunden? Ich *weiß, daß du mich lieb hast, wie ich dir liebend zugethan bin, und ich weiß, du wirst auch meiner gedenken, wenn du künftig daher kommst.* Leb wohl, Knabe! Laß nie von der Mühe, und werde immer *zufriedener*, je länger du über die Brücke gegangen seyn wirst. Endlich nimmt uns Alle der Strom auf, der uns in das *stille Meer der Ruhe, oder in die Arme der Mutter von allem, was war, ist und seyn wird, zurückführt.*“

Sinnfried war tief bewegt. Der Alte lud ihm die Bürde auf, und sagte: „in *Gottes Namen!*“ — „Kommst du nie mehr daher des Weges?“ fragte der Jüngling. Der Greis antwortete: „weißt du es, oder weiß ich, *woher* der Strom kommt? wie lange er läuft, und wie lange er zu laufen hat? — Ist es dessen Wille, der den Strom gemacht hat und das Meer, und dessen Händen auch unser Leben entronnen ist, dann sehen wir uns noch wieder, wie heute, oder dort unter jener alten Eiche, die schon wie jetzt da stand, als ich ein Knabe war, wie du, und hier vorbei in ein fernes Land zog. Damals hätte auch ich es wohl kaum geglaubt, daß ich je wieder daher kommen würde, und doch ist es geschehen.“ Noch einmal rief er: *In Gottes Namen!* und in Kurzem waren die neuen Freunde weit auseinander.

Sinnfried fühlte sich seit diesem Tage wie ein anderer Mensch in der Welt. Ihm fehlte *nicht mehr der Vater.* Er stand nicht mehr einsam in der Welt. Er fing an *zu leben in Allem und die Stimme des Lebens zu hören aus Allem,* und es überströmte sein Herz mit Seligkeit, daß er *so vieles fremde Leben in sein eigenes aufnehmen, und sein Leben hinwiederum über so vieles Andere wohlthuend und lebenfördernd* ausbreiten konnte. — So wurde er des Ganges über die Brücke immer froher, und immer froher stieg seine Liebe zu dem Greise, von dem er so vieles Gutes behalten hatte, und immer mehr befestigte sich in seinem Herzen das Andenken seines Vaters; denn es kam ihm doch und fast so vor, als hätte der Vater von dem Greise gewußt, als er ihm die Worte sagte: „Wenn du zu der alten Brücke kommst, und in den Strom hinab siehst, so denke an mich.“

Karlsruhe, in der *Müller*'schen Hofbuchdruckerey.



Teheran.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Ansicht der Persischen Residenzstadt Teheran.

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XIII.

Das Reich der Perser hat in den letzten Jahren durch den Krieg, den dasselbe mit Rußland geführt, wieder eine solche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, daß es nicht uninteressant seyn möchte, auch die Residenzstadt desjenigen Monarchen zu schauen, aus welcher dem Russischen Kaiser als Sieger, voriges Jahr beim Friedensschlusse, ein Duzend schwer mit Geld beladene Wagen zugeführt werden mußten.

Diese Residenzstadt liegt in einer angebauten Fläche, umgeben von Dörfern und einer Reihe hoher Gebirge. Sie ist auf schmutzigem, feuchtem Boden erbaut, mit einer starken Mauer umgeben und hat fünf Thore. Auf der Nordseite befindet sich der königliche Palast: ein großes viereckiges Gebäude, das sich durch Umfang und im Innern durch Schönheit und Luxus der mit Wasser reich versehenen Gärten, auszeichnet, und so, wie die Stadt selbst, durch eine dicke hohe Lehmmauer und einen tiefen Graben befestiget ist. Zur Vertheidigung ist bei jedem Thore Artillerie angebracht. Die Stadt enthält 7 Moscheen und eine Menge Bethäuser, viele Bäder und zahlreiche Eisbuden. Die engen Straßen sind ohne Pflaster. Die Zahl der Häuser beträgt 12,000, die der Einwohner zur Winterszeit 50,000; aber höchstens 10,000 im Sommer, wo eine drückende Hitze und ungesunde Luft die übrigen Bewohner nöthigt, sich in die Gebirge zu flüchten. Fabriken sind ausser denen von Filzteppichen und kleinen Eisenwaaren keine vorhanden.

Der kahle und einförmige Anblick dieser Hauptstadt des persischen Reichs rührt mitunter daher, weil alles, was Zierde, Annehmliches, Gefälliges und mit einem Worte Luxus ist, in dem Innern der Gebäude sich zusammengedrängt findet. Auch herrscht nicht die mindeste Abwechselung, beinahe gar kein Unterschied in den Formen, so daß der Palast des Königs im Aeussern sich selbst nicht von dem ärmlichsten Häuschen des geringsten Unterthanen unterscheidet; einzig Größe und Umfang machen den äussern Unterschied. Oeffentliche Plätze sind nur zwei vorhanden, von denen der größere sich vor dem Haupteingange des königlichen Palastes befindet. Dieser enthält viele Wohnungen der königlichen Dienerschaft, und in der Mitte ist eine große Matte ausgebreitet, zur Bestrafung der Verbrecher. Ein kleiner Bach durchschneidet diesen Platz; an den Ufern halten sich die öffentlichen Barbierer auf, und scheeren den Vorübergehenden nicht nur die Köpfe, sondern verrichten auch, als die einzigen Wundärzte, alle Gattungen chirurgischer Operationen.

Das persische Reich zählt jetzt noch, nachdem es an Rußland eine bedeutende Strecke Landes abgetreten hat, ungefähr 12 Millionen Menschen; es wird vom Asiatischen Rußland, dem Osmanischen Asien, vom Caspischen Meere und Indischen Ocean umgrenzt, und ist nach allen Richtungen hin von einer Reihe hoher Berge durchschnitten.

Isfahan, wo unsere vor Kurzem erzählte Geschichte mit dem Guhl geglaubt wird, war früher die Residenzstadt des persischen Reichs; sie war bei weitem prachtvoller und größer als heut zu Tage Teheran, bietet aber jetzt auf ihrem südlichen und östlichen Theile nichts als den kümmerlichen Anblick von Trümmern, einstürzendem Gemäuer, Erd- und Schutthaufen dar.

Im Allgemeinen hat das Land der Perser einen trüben, finstern Charakter: die Gebirge sind nackt und kahl; kein von der Natur freiwillig gespendeter Baum und kein Grün ohne künstliche Bewässerung erquickt das Auge; dürre Hügel, unermeßliche, von Flugsand bedeckte Wüsten lassen kaum eine Spur von Lebenskraft wahrnehmen. Im Ganzen trägt jedoch der Boden eine mehr als gewöhnliche Fruchtbarkeit in sich; allein die Vegetation kann bei der daselbst Statt findenden großen Hitze und bei dem überall fühlbaren Wassermangel nicht aufkommen; auch ist kaum der zwanzigste Theil des Erdreichs cultivirt.

Der uralte und weltberühmte Berg Ararat, auf dem sich die Arche Noahs niederließ, befindet sich in diesem Lande, und unsere Leser sollen später auch von dieser majestätischen Gebirgskuppel eine getreue Abbildung erhalten.

Ein auffallender Umstand ist, daß Persien bei seiner Ausbreitung, mit seinen zahlreichen hohen Gebirgen, und den vom Dezember bis April anhaltenden starken Regen, keinen einzigen Strom oder Fluß von Erheblichkeit hat, was vielleicht daher rührt, weil die Berge nur selten mit Wolken bedeckt sind. Die wenigen Bäche und Steppenflüsse werden theils vom Lande, theils von den Bewässerungs-Canälen verschlungen.

Schon dieser Mangel überhaupt muß verursachen, daß Persien viele öde Gegenden hat; aber auch mehrere, weit ausgedehnte förmliche Wüsten liegen in diesem Lande. Eine der größten ist die Salzwüste Naubeddan; sie liegt zwischen der gebirgigen Provinz Kuhistan und Irak, hat über 80 Meilen Länge und in ihrer größten Breite an 45 Meilen. Ihr Boden ist thonig, mit Seesalz stark gesättigt und mit häufigen Lachen von Salzwasser überdeckt; der auf der Oberfläche streckenweise liegende Flugsand wird im Sommer glühend. Bröcklige Erdkruste, oder wellenförmige Sandhügel zeigen sich in den trocknern Parthien. Die kleinen röthlichen Körner dieses Sandes sind fein wie Mehl, und gestalten sich, durch den in den Sommermonaten herrschenden Nordostwind aufgetrieben, zu Wolken, welche auf das Leben der Menschen und Thiere gleich zerstörend einwirken.

Der größere Theil Persiens bildet ein unermeßliches Hochplateau und hat eine ungleich gemäßigtere Temperatur, als die südöstlichen und Küstengegenden. Die größte Hitze findet in dem Küstenstriche am persischen Meerbusen Statt, so zwar, daß die Bewohner genöthiget sind, vier Monate lang, zu ihrem Aufenthalte, die Palmenwälder zu wählen. Inzwischen ist zur Sommerszeit auch auf der Hochebene die Sonnenhitze überaus angreifend. Die Nächte sind dabei stets kühl, ja oft kalt. Durch die große Trockenheit wird es erklärbar, daß selbst die höchsten Gebirge auf eine weite Strecke hin stets der Nebel entbehren, daß Leichen, der Luft ausgesetzt, nicht verfaulen, sondern vertrocknen, und Weintrauben den halben Winter hindurch sich am Stocke erhalten; daß sogar befeuchtetes Eisen ohne Rost bleibt, und der Ton der Darmsaiten keiner Veränderung unterliegt. Die ausserordentliche Reinheit des Himmels macht, daß man bei nächtlichem Sternenlichte lesen kann. Der Winter in Persien ist eigentlich nur ein Regenwinter und dauert von Ende November bis Ende Januar oder Februar. Bloß auf dem Gebirge und am Fuße desselben fällt Schnee. Die anmuthigste Jahreszeit ist auch in Persien der Frühling; er währt bis Ende May, dann hellt sich der Himmel auf, und bleibt so bis Anfang Oktober.

Die mannigfaltigsten und herrlichsten Blumen schmücken während dieser Zeit viele Gegenden, so daß solche, gleich einem Blumengarten das Auge durch das anmuthigste Farbenspiel ergötzen und die

Luft mit den süßesten Wohlgerüchen erfüllen. Vornehmlich zahlreich, schön und wohlriechend blüht daselbst die Rose; die Perser nennen sie die Königin der Blumenwelt; ihr zu Ehren werden eigene Rosenfeste gefeyert, und das Produkt, welches sie liefert, das köstliche Rosenwasser von Schiras, ist weltberühmt.

Richard Macwill.

(Beschluß von Seite 44.)

Der Statthalter, dessen Gesicht anfänglich Grimm und Rache verkündigte, wurde nach und nach ruhiger, und endlich fanden die Seufzer und Thränen seiner Tochter den Weg zu seinem Herzen; er reichte ihr die Hand und hob sie von der Erde auf, wo sie noch immer lag. Du hast mich beleidigt, sagte er zu ihr, indem du ohne mein Vorwissen dein Vertrauen einem Verräther schenktest; du hast mich beleidigt, indem du ohne meine Einwilligung deine Hand einem Manne reichtest, dessen Verdienste, wenigstens in den Augen der Welt, die Ungleichheit dieser Heirath nicht aufwiegen; allein noch mehr hast du mich beleidigt, daß du an meiner Vergebung zweifeln konntest, da deine Flucht das Verbrechen eines andern war. Ich sehe nun wohl, daß kein strafbares, sondern bloß ein schwaches Herz dich irre geführt hat; ich erinnere mich, daß ich dein Vater bin und verzeihe dir. Bei diesen Worten drückte er sie zärtlich in seine Arme und befahl, den gefangenen Richard vor sich zu führen.

Bei diesem Befehl vergoß Constantia einen Strom von Thränen, in welchem sich Dank, Freude und Zärtlichkeit vermengten. Richard hingegen, der schon lang in einer quälenden Ungewißheit schwebte, wurde bei seiner Abholung von den schrecklichsten Ahnungen befallen. Als er Constantien erblickte, erstarrte sein Blut in seinen Adern. Bald aber trat die lebhafteste Entzückung an die Stelle des Schreckens; er sah nichts mehr, als seine Gattin und sein Kind, und stürzte sich ihr in die Arme. Lange drückte er sie an sein Herz, ohne ein Wort sprechen zu können; endlich riß er sich von diesen beiden theuren Geschöpfen los und warf sich vor dem Statthalter auf die Kniee: ich unterwerfe mich, sagte er, Ihrem strengsten Urtheile, da Sie mir erlaubt haben, die beiden Gegenstände meiner heissesten Sehnsucht noch einmal zu sehen. Ich verlange nichts mehr; ich bitte nur für sie und für meinen Vater. . . .

. . . Fürchte nichts, bekümmere dich nicht, unterbrach ihn der Statthalter: aus deiner und meiner Tochter Erzählung erkenne ich deine Unschuld und bewundere deine edle Seele; die Vorsehung hat sie belohnt, ich verehre ihre Führung. Lebt beide glücklich, euer Sohn müsse die Stütze meines Alters werden. Diese unerwartete Begebenheit wurde durch die wärmsten und allgemeinsten Freudensbezeugungen gefeyert. Der Statthalter lud in einem freundschaftlichen Schreiben den alten Macwill ein, sich mit seiner Familie zu vereinigen. Der gute Greis erschien mit Freuden. Vom Himmel gesegnet, lebten sie alle beisammen die ruhigsten und seligsten Tage. Richard bekam einen weitern Wirkungskreis für seine Wohlthätigkeit, welche stets seine Wollust war, und die er als das Werkzeug seiner gegenwärtigen Glückseligkeit betrachtete.

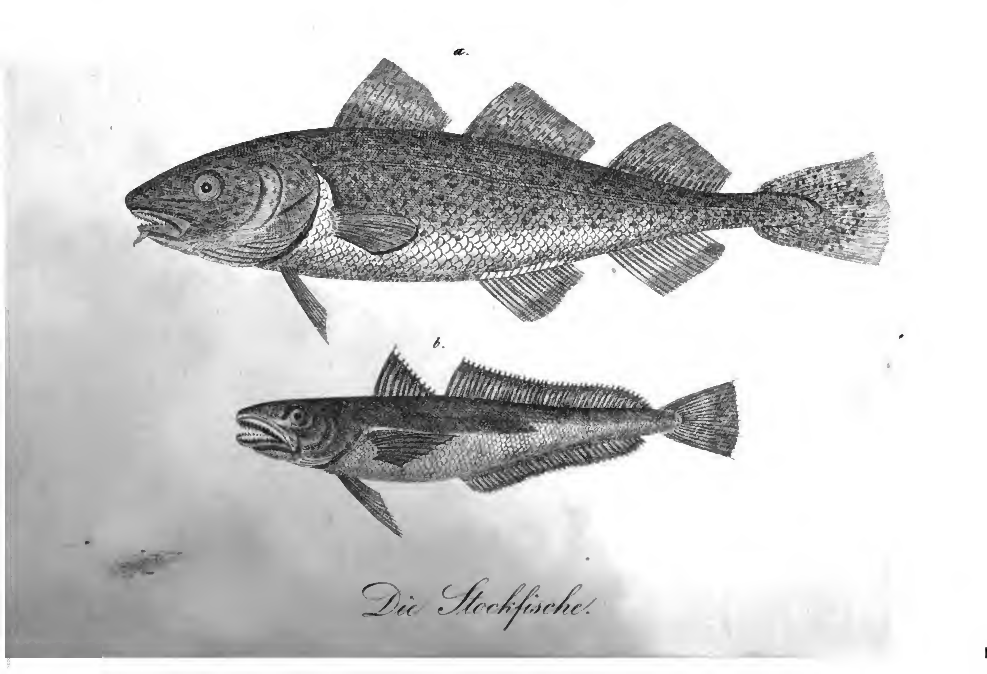
Der brave Jakob.

In einem Dorfe in Lothringen lebten zwei achtzigjährige schwächliche Eheleute unter einem bloßen Strohdache in der größten Eintracht und in der drückendsten Armuth. Ihre von ihnen weit in der Fremde herum zerstreut lebenden Kinder konnten ihnen mit der Frucht ihrer Arbeit, die sie selbst kaum ernährte, nicht helfen. Die Last des Elendes drückte dieses rechtschaffene Paar zwar sehr, allein sie konnten die Abneigung nicht überwinden, welche von einem feinen Gefühle herrührt; sie ließen sich nicht einmal den Gedanken einkommen, bitten zu gehen, und lebten bloß von der dürftigen Hülfe, die ihnen mitleidige Nachbarn von Zeit zu Zeit leisteten. Freilich mußte ein einziges Stück Brod oft auf etliche Tage zu ihrer Nahrung hinreichen, und nicht selten geschah es, daß diese beiden guten Leute ganz vergessen wurden, und gar nichts hatten; sie waren aber des harten Mangels so gewohnt, daß

sie sich alsdann ungegessen schlafen legten. Das Ausserordentliche dabei ist, daß Jakob Morie, — so hieß der Greis — bei einer so drückenden Armuth eine Heiterkeit behielt, die nur dem Reichen, der alle seine Wünsche zu befriedigen im Stande ist, anzugehören scheint. Sein Beispiel zeigt daher, wie sehr diejenige Glückseligkeit, welche die Tugend verschafft, alle andern Vorzüge weit übertrifft: Der Prediger des Dorfes hört, da er an einem Abend vor der Hütte des armen Ehepaars vorübergeht, ein Singen in derselben; er erkennt die Stimme des Greises, der mit rauhem und bebendem Tone eine alte Arie hertrillerte. — „Je, guter Jakob, Ihr seyd ja recht aufgeräumt, sagt mir doch, warum?" — „Je nun, lieber Herr Pastor, — um diese Stunden halten andere Leute ihre Abendmahlzeit; da vertreibe ich mir die Eßgedanken mit Singen; freilich, meine arme Katharine — — aber sie hat mich versichert, daß sie nicht hungere: sonst wäre mir's doch nicht singerlich." — „Kommt mit mir, Freund, Ihr sollt zu essen haben, und auf meine Gesundheit ein Schlückchen trinken!" Jakob nimmt mit vielen Danksagungen das, was man ihm gab, mit sich; indessen wird der Pastor gewahr, daß er nicht auf seine Wohnung zugeht; er folgt ihm im Finstern nach, und sieht den guten Greis in eine elende Hütte schleichen, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern schon seit vorgestern hungerte; der Geistliche hört, daß er zu ihnen sagte: — „Hier, der Herr Pfarrer hat mir's geschenkt, ich habe mit meiner Frau am Dritttheile genug, uns schmeckt es nicht so, wie den armen unschuldigen Würmern." — Der Pastor zeigte sich, und eilte, vor Bewunderung weinend, dem Greise in die Arme: — „Jakob, behaltet das für Euch, was Ihr von Eurem Freunde angenommen habt, ich will für diese ehrlichen Leute etwas holen lassen; ach, lieben Kinder, daß ich euch nicht Alle glücklich machen kann!" Als der Pastor mit Jakob allein war, sagte er zu ihm: „Vortrefflicher Mann, Ihr müßt Eure Gutthätigkeit nicht so weit treiben, das Ihr Euren Unterhalt dabei zusetzt!" — „O, Herr Pastor, Sie können Sich nicht vorstellen, was mir das für Freude gewesen ist, der armen Familie Gutes gethan zu haben! Bei meiner Treue, ich habe mich mehr gesättiget, als wenn ich das Alles gegessen hätte, was Sie mir geschenkt hatten!" Katharine war sehr würdig, Jakobs Weib zu seyn. Eines Tages, da sie allein in ihrer Hütte war, meldete ihr eine Nachbarin, daß ein Bettler von einem entlegenen Dorfe, der seine Frau und drei Kinder bei sich habe, auf einem Lager von Stroh in einer Scheune am Fieber krank liege. Sogleich wird die gefühlvolle Katharine wehmüthig und verlegen; nie hatte sie ihre Armuth gekränkt, außer dießmal, weil sie nicht gewohnt war, bedrängtere Leute, als sie und ihren Mann zu sehen; sie geht an den Ort, wo der Arme lag, um ihn zu trösten, ihm ihr Mitleiden, ihre Thränen zu schenken. — Wie sinnreich das Mitgefühl ist! — Wer hatte Katharinen gelehrt, daß Mitleiden die Noth lindere, daß es eine fühlbarere, gefälligere Wohlthat, als die wirkliche sey? Das Herz klutete Jakobs Weib; sie geht hastig aus der Scheune, ohne etwas zu sagen, und nach Hause: ihr ganzes Bettzeug bestand in zwei groben Laken; sie nahm einen aus ihrem ärmlichen Lager, springt wieder zum Kranken, hebt ihm sein Haupt mit ihren kraftlosen Händen auf, breitet das Tuch aus und sagt: „Damit doch der arme Mann nicht auf dem bloßen Stroh liege." Da Jakob diese Freigebigkeit seines Weibes vernahm, so war er anfangs verdrüßlich und schalt; aber sogleich verwies er sich diese heftige Aufwallung; er bat Gott und sein Weib um Vergebung. So angeboren ist das Mitleidsgefühl schönen Seelen! Der schätzbare Greis sinnt darauf, wie er seinen Fehler gut machen, und die Wohlthat seiner Katharine vergrößern könne: ihm fällt ein, daß in einem Winkel seiner Wohnung eine alte Teure liege, die er vormals mit Wein füllte, als er noch mit seiner Arbeit Geld verdiente: er schlägt sie in Stücke, und bringt das Holz zum Eigenthümer der Scheune, worin der Patient lag, mit den Worten: — „Wenn Jemand dem Armen etwas zu einer Suppe geben wollte, da wäre Holz, wobei es gekocht werden könnte; es thut mir leid, daß ich nicht mehr thun kann: das ist alles, was in meinem Vermögen steht." Der arme Mann stirbt. Seine Frau bringt Katharinen das Tuch wieder, und dankt ihr und dem Manne herzlich. — „Behaltet, behaltet das Tuch, gute Frau," — sprach Jakob, und stopfte es ihr in die Schürze. — „Ihr könnt auch krank werden, da wird's Euch Dienste thun. Gott schenke Eurem Manne die ewige Ruhe, ich hätte ihm gerne das Leben fristen mögen."

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Die Stockfische.

No. 14. Zweiter Jahrgang 1829. (53)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Stockfisch.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XIV.

Mit dem Namen Stockfische bezeichnet man gewöhnlich mehrere Arten getrockneter Schellfische, die in den nordischen Meeren jährlich zu vielen Millionen gefangen werden, und ein wichtiger Handelsartikel vieler Nationen, so wie die Kost einer großen Anzahl Menschen sind.

Auf unserer Tafel ist unter

a) der Kabeljau, oder die größere Art dieser Fische, und unter

b) der eigentliche Stockfisch, oder die kleinere Art, abgebildet.

Der Kabeljau hat ein weichliches Leben; nimmt man ihn aus dem Seewasser, und legt ihn in Flußwasser, so stirbt er gleich. Er ist ein sehr unersättlicher Raubfisch, und nährt sich von Häringen, andern Schellfischen, Seekrebsen und dgl.; verschluckt auch wohl Eisenstücke, Glasperlen und andere unverdauliche Sachen, die er jedoch wieder ausbrechen kann.

Seine Länge beträgt 2 bis 5 Fuß, die Breite 1 Fuß und die Dicke ½ Fuß; er wiegt 12 bis 20 Pfund, doch hat man bei England schon einen gefangen, welcher 5 Fuß 8 Zoll lang war und 78 Pfund wog. Der Leib des Kabeljau ist mit leicht abfallenden Schuppen besetzt; Kopf, Rücken und die Seiten sind grau, mit gelben Flecken besprengt, der Bauch ist weiß. An den untern Kinnladen hat er mehrere, nahe beisammen stehende Bartfäden, und im Maule, gleich wie der Hecht, einige bewegliche Zähne. Der After ist dem Kopfe näher als dem Schwanze, und die Floßen sind sämmtlich mit der gemeinschaftlichen Haut des Körpers bekleidet.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist die hohe See, wo er in der Tiefe lebt. In der Laichzeit, vom Januar bis März, kommt er jedoch auf die Oberfläche, und alsdann beschäftigen sich viele tausend Menschen, Franzosen, Engländer, Holländer, Norweger, Schweden, Dänen, Hamburger ꝛc. mit seinem Fange.

Bei England erscheint der Kabeljau gewöhnlich im Januar, bei Island im Februar. Er vermehrt sich auf eine ungeheure Weise. Ein einziges Weibchen soll jährlich 9 Millionen Eier legen. In einem Kabeljau, der noch lange nicht zu den größten gehörte, zählte man 9,384,000 Eierchen, etwa von der Größe eines Hirsekorns.*)

Der Fang des Kabeljau ist von der größten Wichtigkeit. Die Engländer verwenden jährlich gegen 150 größere, 1500 kleinere und 300 Kauffartheischiffe dazu; über 20,000 Menschen sind dabei be-

*) Wenn man dergleichen Zählungen anstellt, so zählt man nicht auf die gewöhnliche Weise Stück vor Stück; sondern man wiegt z. B. ein Quentchen, oder eine Unze, und zählt nun die einzelnen in dieser Unze enthaltenen Stücke, wiegt sodann die ganze Masse und bringt die Summe auf diese Art durch Berechnung heraus.

schäftiget und es werden an 670,000 Zentner Fische gewonnen, aus denen die Engländer einen Gewinn von ungefähr 4 Millionen Thaler beziehen. Gleich beträchtliche Summen erhalten auch die Franzosen aus dem Fange der Kabeljaue; ebenso die Niederländer, die besonders viele Mühe auf sorgfältige Zubereitung verwenden, und die Norweger, wo die Stadt Bergen allein jährlich 12 Millionen Pfund Fische, und 20,000 Fäßchen eingemachte Rogen versendet, und zur Zubereitung 40,000 Tonnen schwedisches und französisches Salz einführt.

Der Kabeljau wird auf verschiedene Weise gefangen. In der Laichzeit schwimmen sie so dicht an einander, daß man mit einem ausgeworfenen Dreizack, der hierzu besonders gefertiget wird, oft mehrere auf einmal durchbohrt.

In Norwegen legt man ihnen Grundschnuren, an welchen oft 100 Angeln hängen. Eine solche Grundschnur besteht in einem Seile, welches 2 bis 300 Klafter lang ist. Man befestiget am untern Ende desselben Gewicht und läßt es so in den Grund hinab. Am obern Ende der Grundschnur zeigen zwei Breter oder Tonnen den Platz an, wo sie liegt. Jedes Boot hat zwei solcher Schnuren, damit es, wenn die eine eingezogen ist, die andere wieder auswerfen kann. Als Köder braucht man Häringe, kleine Schellfische, später beim eingerichteten Fange auch weniger brauchbare Theile des Kabeljaus, ja bisweilen auch nur glänzende Dinge, wie Stücke Blei oder Zinn, denen man die Gestalt eines Fisches gibt. Eine große Anzahl Kabeljaue wird auch bloß mit einer einfachen Angel gefangen. Man rüstet zu dieser Fischerei besondere Schiffe von 90 — 120 Tonnen aus, versieht sie mit Lebensmitteln auf 9 Monate und mit Köder, besetzt sie mit 19 — 30 Mann, und führt sie nun an jene Orte, wo sich der beste Fang erwarten läßt; takelt sie dann gänzlich ab und richtet sie zum Fange vollends ein. Die Fischer mit den einzelnen Angeln stellen sich in den Schiffen, um die Nässe zu vermeiden, in oben spitzig zulaufende Fässer, die am Unterleib des Mannes einen Strohkranz, und hinten zum Schutze gegen Regen und Wind eine Nische von Bretern haben; sie bekleiden sich mit großen ledernen Schürzen und hängen die Angeln vor sich ins Meer. Sobald ein Kabeljau angebissen hat, zieht der Fischer die Schnur an, stemmt dem gefangenen Fisch ein Hölzchen in das Maul, wirft ihn hinter sich in den Schiffsraum und besorgt seine Angel aufs Neue. Ein Hintenstehender schneidet die Zunge aus, wirft sie in einen Korb, und nach Anzahl der Zungen wird der Fleiß des Fischers bestimmt und belohnt; 150 bis 200 Stück Kabeljaue sind das Tagewerk des Einzelnen. Ein Anderer, der **Köpfer** genannt, haut dem Fische den Kopf ab, ein weiterer, der **Aufschneider**, schneidet den Bauch auf, reinigt den Fisch, thut Leber und Rogen besonders, läßt die Schwimmblase herausnehmen und wirft ihn durch eine Röhre in das Untertheil des Schiffes. Hier bekommt der Kabeljau das erste Salz und wird in Ordnung gelegt. Bei der Nachhausekunft wird die Ladung sortirt und als **frischer Stockfisch** oder **Laberdan** verkauft, und ist als solcher angenehmer zu essen, als auf andere Weise bereitet. Die Holländer treten ihn mit Salzlagen gleich in Fässer und sortiren und bereiten ihn sehr sorgfältig durch mehrfaches Schlagen mit einem Besen und durch Waschen.

Die Isländer führen, bei ihrer geringern Entfernung von dem Platze, wo die Kabeljaue gefangen werden, dieselben ganz nach Hause; sind die Männer, reich mit Kabeljauen beladen zurückgekommen, so schneiden ihre Weiber den Fischen zuerst die Köpfe ab, ritzen ihnen dann den Bauch auf, reißen die Eingeweide heraus, spalten den Rücken von innen, nehmen bis auf die drei letzten Wirbelbeine den Rückgrat heraus und legen die gespaltenen Fische 3 bis 4 Wochen lang auf Felsen zum Trocknen. Sie werden aber auf die innere Seite aufgelegt, damit, wenn Regen einfällt, das Fleisch nicht verdirbt. Der Kopf wird gekocht und gegessen; einige Theile braucht man zum Köder und die Gräten zur Feuerung. Aus

den Blasen der Fische verfertigen die Isländer einen Leim, welcher der Hausblase fast gleichkommen soll.

In Norwegen werden ebenfalls viele Kabeljaue auf Felsen getrocknet und heißen dann Klippfische; die zubereiteten, gespaltenen großen Kabeljaue werden Plattfische, die nur am Bauche aufgeschlitzten Rundfische, und die an Stangen gedörrten Rothfische genannt. Je weniger der Stockfisch gesalzen ist, um so weißer bleibt sein Fleisch beim Kochen. Der Rogen des Kabeljaus wird zum Sardellenfang benutzt.

Da der gedörrte Kabeljau auch den Namen Stockfisch führt, so nennt man den unter Fig. b. abgebildeten eigentlichen Stockfisch zum Unterschiede den kleinen Stockfisch. Er ist gewöhnlich 1½, höchstens 3 Fuß lang. Bei ihm ist die untere Kinnlade länger als die obere; er hat keine Bartfäden; seine Farbe ist grau; er gleicht sehr dem Hechte in der Körperbildung, und hat einen ziemlich weiten Rachen, mit starken Zähnen besetzt. Sein Rücken hat nur zwey Floßen, und auch bei ihm steht der After dem Kopfe näher als dem Schwanze.

Dieser Fisch hält sich sowohl im Nordmeere als im Mittelländischen auf, und kommt häufig an die englischen und französischen Küsten. Er ist ebenso wie der Kabeljau sehr gefräßig, nährt sich von Häringen, Makrelen ꝛc.

Um diesen kleinern Stockfisch, der auf gleiche Weise wie der Kabeljau eingefangen wird, gehörig zubereiten zu können, sucht man einen schicklichen Platz an der Küste auf und errichtet daselbst einen Damm mit Schoppen. Die des Kopfs und der Eingeweide beraubten Fische werden dann im Meerwasser abgespült, auf Haufen zum Trocknen gelegt, und so oft umgewendet, bis alles zum Einladen vollkommen trocken ist. Die Thran gebenden Theile kommen in Kisten und werden in gleicher Zeit durch die Sonnenwärme ausgekocht.

Der Stockfisch wird oft auch, wie bei uns die Wäsche, aufgehängt, und heißt dann Hängefisch. Seinen Namen Stockfisch hat er hauptsächlich aber daher, weil er getrocknet so hart wie ein Stock anzufassen ist, und großen Theils auf Stöcken getrocknet wird.

Die Zunge soll vorzüglich schmackhaft seyn. Um den Stockfisch in Europa frisch zu haben, wird er lebendig in Schiffen mit doppelten Böden, von denen der untere durchlöchert ist, herüber geführt und dem Fisch dann, damit er am Boden bleibt, die Schwimmblase durchstochen.

Die abgeschnittenen Köpfe werden (gedörrt) von Menschen gegessen, oder (gepulvert) dem Viehe gefüttert, wornach die Kühe reichlicher Milch geben sollen.

Der Verbrauch des Stockfisches ist sehr bedeutend. Den größten Nutzen gewährt er als Speise in seinen verschiedenen Gestalten und Zubereitungen; besonders ist er als Fastenspeise in Spanien, wo alljährlich gegen 5 Millionen Zentner gekauft werden, und in Frankreich, wo vor der Revolution in Paris allein zur Fastenzeit 20 Millionen verzehrt wurden, sehr beliebt.

Die Art, wie man die gedörrten Stockfische vor dem Kochen zuzubereiten hat, ist so verschieden, daß es vielleicht manchem unserer Leser nicht unwillkommen seyn möchte, bevor wir diesen Aufsatz schließen, auch noch zu erfahren, welches eine der besten und der Gesundheit am zuträglichsten Wässerungsmethoden ist.

Es ist dieß folgende:

Man legt nemlich den Stockfisch eine Stunde lang in reines Wasser; alsdann wird er mit einem glatten Holze oder einem hölzernen Hammer tüchtig durchgeklopft; nun zieht man ihm die Haut ab und zer-

haut ihn in Stücke nach beliebiger Größe. Diese Stücke werden noch einen halben Tag in reines Wasser eingeweicht und kommen sodann 48 Stunden lang in eine Lauge, welche aus Asche von Buchenholz kalt und klar zubereitet wird. Aus dieser Lauge werden sie wieder in reines Wasser gelegt, worin sie sich, wenn dasselbe täglich abgelassen und wieder frisch aufgegossen wird, 8 Tage lang halten. Besonders ist hierbei zu beachten, daß man sich zum Einweichen keiner Gefäße von Eichenholz bedient und daß die Asche bloß von Buchenholz rein ausgebrannt und ohne Kohlen ist, sonst verliert das Fleisch von seiner Weiße.

Ludwig XVI. als Fuhrmann.

Ludwig XVI. liebte es, des Morgens, in einen einfachen grauen Oberrock gekleidet, und nur in ziemlicher Ferne von einem oder zwei Dienern begleitet, weite Spaziergänge zu machen. Begegnete man ihm so in seinem grauen Rocke, Schuhen mit kleinen Schnallen, einen kleinen Tressenhut auf dem Kopfe und einen großen Rohrstock in der Hand, dann konnte man ihn weit eher für einen einfachen Bürger oder wohlhabenden Pächter, als für den Beherrscher Frankreichs halten, und gern ließ er sich dann mit den ihm Begegnenden in ein Gespräch ein.

Eines Tages hatte er sich mit dem Prinzen von Poix, welcher ebenfalls so einfach costümirt war, ohne alle andere Begleitung ziemlich weit von Versailles entfernt; da begegnete er einem Fuhrmanne, der bei dem bösen Wege stecken geblieben war und sich vergebens bemühte, weiter zu kommen.

Ihr müßt Eure armen Pferde nicht so peitschen! sprach der König zu ihm.

Hm! — entgegnete der Fuhrmann — wenn Er das Fahren besser versteht als ich, so suche Er doch den Wagen aus dem Loche herauszubringen!

Der König lächelte, bog seitwärts und indem der Fuhrmann und der Prinz von Poix an den Rädern nachschoben, gelang es, den Wagen weiter zu bringen; da Ludwig aber noch einige Schritte fuhr und nicht genau genug Acht gab, so kam er in ein anderes Loch und der Wagen stürzte um.

Jetzt begann der Fuhrmann entsetzlich zu fluchen und zu lärmen; ganz ruhig erwiederte ihm aber der König: „Was kann das helfen! Das Uebel ist einmal geschehen, wir wollen suchen, es wieder gut zu machen.“ Und nun legte er mit dem Prinzen vereint die Hand an das Werk und half den Wagen wieder aufrichten.

Während dieser Beschäftigung kamen einige Diener von des Königs Gefolge herbei, die nicht wenig darüber erstaunten, ihren Herrn in dieser Arbeit und über und über mit Schmutz bedeckt zu erblicken. Kaum aber vernahm der Fuhrmann, wer es war, den er vor sich sah, so lief er erschrocken davon und ließ Pferde und Wagen im Stiche. Ludwig schickte ihm jedoch sogleich nach, und nachdem man den Mann zurückgebracht hatte, sprach er zu ihm: „Warum läufst Du fort? Haben wir Dir nicht als brave Leute beigestanden? Da nimm, hier hast Du Etwas, um Dich zu trösten!“ — Mit diesen Worten drückte er ihm einige Goldstücke in die Hand und kehrte dann lachend über sein Abenteuer in das Schloß zurück.

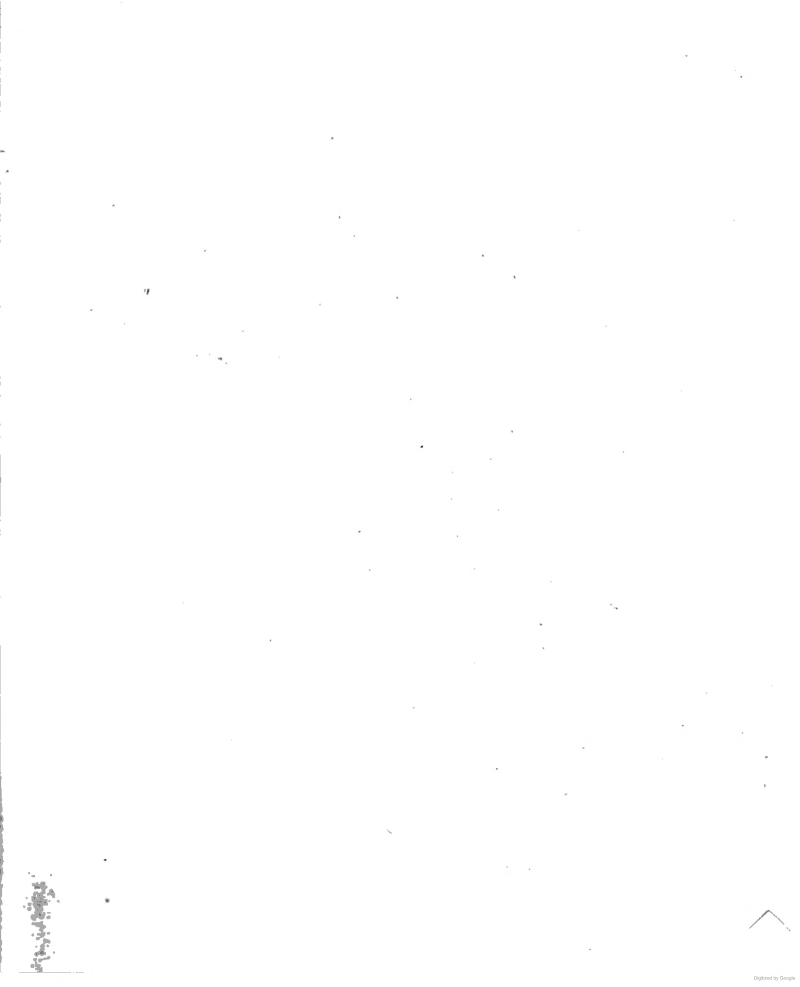
Aphorismen.

Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft gehöret wesentlich zu einer glücklichen Bildung.

Erst der Ausgang giebt der Sache ihren wahren Namen.

Sei das Gebäude anschaulich noch so schön und fest; so bleibt dennoch die erste Frage: auf welchem Grund es stehe.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Zu pag. 57.



Die Pfefferstaude.

No.[ro] 15. Zweiter Jahrgang 1829. (57)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus dritter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Pfefferstrauch.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XV.

Mehrere Gewürze, die einen scharfen und aromatischen Geschmack haben, werden Pfeffer genannt. Der bekannteste ist der von seiner dunkeln Farbe sogenannte schwarze Pfeffer. Er wächst in Ostindien, und ist der Saame einer Staude, die durch Stecklinge fortgepflanzt wird.

Wegen seines großen Nutzens und des Gewinns, den er bringt, haben ihn die Holländer und andere Europäische Nationen, in ihren Besitzungen in Ostindien, aus dem Stande der Wildheit zu einer zahmen Pflanze erzogen. Sie bauen ihn an, wie wir die Hopfen oder den Weinstock, und erziehen jährlich eine ungeheure Menge Pfeffer.

Die Pfefferstauden werden 12 bis 16 Fuß hoch; sie ranken sich, wenn sie sich selbst überlassen bleiben und an keinen Pfahl gebunden werden, wie der Weinstock, auf der Erde hin, und aus den Knoten, woran die Augen, wie beim Weinstocke sitzen, kommen neue Wurzeln, und so entstehen aus diesen fest gewurzelten Ranken in kurzem neue Stöcke oder Sträuche. Die Blätter sind von der Größe des spanischen Hollunders, welcher bei uns auch unter dem Namen Springe bekannt ist; doch sind sie nicht wie die Blätter der Springen herzförmig, sondern oval, ziemlich breit und oben spitzig. Sie sitzen an einem einfachen kurzen Stiele, haben eine dunkelgrüne Farbe und röthliche Ribben, ihre Oberfläche ist glatt, auch geben sie einen starken Geruch von sich.

Gewöhnlich bindet man den Pfefferstrauch an Stangen oder Stützen, und zwar, immer zwey Pflanzen an eine Stange. Auf diese Weise findet man in Ostindien große Felder mit unabsehbaren Reihen von Pfeffersträuchen besetzt. Sie werden durch Schnittlinge und Ranken fortgepflanzt. Man schneidet sie 3 Fuß hoch über der Erde ab, und läßt jeder Pflanze nicht mehr als 2 bis 3 Schößlinge; die Spitzen dieser Schößlinge werden bogenförmig herunter zur Erde gebeugt, und in dieselbe so tief eingesteckt, daß sie festhalten. Im dritten Jahre fängt dann die so behandelte Pflanze an zu tragen.

Der Strauch blühet des Jahrs zweymal; man sieht an demselben zugleich reife und unreife Früchte; seine Blüthe ist grünlich-weiß und gleicht der einer Mayenblume, siehe Fig. a. Aus dieser Blüthe entsteht eine Frucht Fig. b, welche eine gewöhnliche Beere ist. In dieser Beere liegt ein Saamenkorn Fig. c.

Diese Saamenkörner sind etwas größer, als Wachholderbeeren, doch nicht so glatt als diese. Anfangs ist die Beere grün, färbt sich aber nach und nach gelbröthlich, bis sie scharlachroth wird, alsdann ist sie reif. Getrocknet wird sie schwärzlich und gibt den sogenannten schwarzen Pfeffer Fig. d. Der weiße Pfeffer ist dieselbe Frucht, die nur,

wenn sie ganz reif ist, im Meerwasser gebeizt wird, damit sich die Haut e davon ablöst, und das innere **weiße Korn** f zum Vorscheine kommt.

Zur Zeit der Reife müssen die Beeren abgestreift werden, sonst fallen sie auf die Erde. Nach dem Einsammeln sondert man die ganz rothen von den noch unreifen grünen ab und diese grünen werden hierauf an der Sonne getrocknet, wodurch sie einschrumpfen, und den gemeinen schwarzen Pfeffer geben. Die reifen rothen, wozu man auch die abgefallenen nimmt, geben den weißen Pfeffer, welcher schärfer ist, aber in Europa nicht so häufig gebraucht wird, als der schwarze.

Ein guter Pfefferstrauch gibt des Jahrs 2 bis 3 Pfund Körner und drüber, und überhaupt soll sich der Ertrag des jährlichen Pfeffers auf 8 bis 10 Millionen Pfund belaufen. Es wird ein starker Handel damit getrieben und eine sehr große Menge jährlich abgesetzt, da der Pfeffer eine so beliebte und fast überall unentbehrliche Würze ist.

Seine Eigenschaften sind bekannt. Er hat einen scharfen Geschmack, beißt auf der Zunge und erhitzt. Er soll dieser seiner Eigenschaften wegen auch gut für den Magen seyn und besonders fettige Speisen leichter verdauen helfen. In Ostindien und Afrika ist er so beliebt, daß er nicht allein an vielen Speisen als Gewürze gebraucht, sondern auch roh gegessen wird. Einige Tatarn sollen ihn beinahe so, wie wir die Erbsen, essen. Man hält ihn fast allgemein für ein magenstärkendes Mittel, daher wird er auch zu diesem und ähnlichem Behufe in der Arzney gebraucht. In Ostindien pflegen ihn die Aerzte als ein kühlendes Mittel in hitzigen Fiebern zu verordnen.

Den Schweinen und verschiedenen andern Thieren ist er ein Gift.

Die belohnte Redlichkeit.

In N. lebte der Kaufmann **Steinberg** mit seinem Weibe und einem zwölfjährigen Sohne, von dem Ertrag eines kleinen Handels nicht glänzend aber zufrieden. Er war ein fleißiger, dabei ehrlicher Mann, liebte seine Gattin, und wendete alles an, seinem Sohne Ludwig eine zweckmäßige gute Erziehung zu geben. Steinberg hatte nebst einem höchst kleinen Erbtheile, einen Prozeß von seinem Vater geerbt. Dieser Prozeß kam nun zu seiner Endschaft, und Steinberg verlor dadurch, da er ohne Geld keine neue Chikanen erregen konnte, dazu auch zu redlich dachte, sein ganzes kleines Vermögen, und sah sich mit seiner Familie der größten Dürftigkeit ausgesetzt. Er raffte daher die Trümmer seines Vermögens zusammen und wanderte mit Weib und Kind nach Ostindien, wo in Batavia noch ein Onkel seiner Frau lebte, zu welchem man seine Zuflucht nehmen wollte.

Steinberg mit den Seinigen kam in Amsterdam an, accordirte mit einem Schiffs-Capitain seine Reise nach Batavia, und kaum blieb ihm dann noch so viel übrig, um kleine Bequemlichkeiten seinem Weibe und Kind zu dieser Reise anzuschaffen. —

Sie näherten sich der Linie, als sie ein heftiger Sturm überfiel, der sich in der Nacht in einen Orkan verwandelte. Mitten in der Finsterniß entdeckten sie die nahen Klippen einer Insel, und alle Mühe, dieselbe zu meiden, war vergebens. Mit voller Wuth schleuderte der Sturm das Schiff zwischen zwei Felsen und es scheiterte.

Steinberg mit seiner Gattin standen auf dem Verdeck, der Sohn hatte in Angst den Vater umfaßt, der heftige Stoß schleuderte sie in die See und eine Welle warf sie zwischen Felsen, doch weit auf den Strand. Ohnmächtig lag die Gattin in Steinbergs Armen, ohnmächtig mit Blut bedeckt der Sohn zu seinen Füßen. Fürchterliche Stille, nur durch das Toben des Meeres unterbrochen, herrschte umher. Bald kam die Gattin zu sich, so auch Ludwig, der nur leicht am Kopfe verwundet war. — Nun legte sich der Sturm, die Morgenröthe dämmerte durch die schwarz fliehenden Wolken; sie erblickten vor ihnen den Wrak des Schiffes zwischen

Felsen geklemmt, aber keine lebende Seele um sich. Steinberg erstieg einen Hügel; aber welches Entsetzen: er sah sich auf einer kleinen unbewohnten Insel, es war die Insel Ascention, fünfzehn Grade von St. Helena fast unter der Linie. Ihm war aus der Geographie bewußt, daß diese zwar schöne, an vielen Gewächsen reiche Insel, einen gänzlichen Mangel an süßem Wasser habe. Bald war sein Entschluß gefaßt, er eilte zu den Seinigen zurück, die See war indeß ruhig geworden, er warf seine ohnehin nassen Kleider von sich, stürzte sich in die See, und schwamm dem nahen festliegenden Schiffe zu. Bald erreichte er dasselbe, erstieg es und fand keine lebende Seele darauf; er vermißte das große Boot, und urtheilte daher, daß sich die ganze Schiffsmannschaft müsse auf diesem eingeschifft haben. Mit vieler Mühe ließ er ein kleines Boot in die See, befrachtete dieses mit Wasser und etwas Lebensmitteln, und ruderte dem Lande zu. Hier erquickte er sich mit den Seinigen und trat dann sogleich seine Fahrt nach dem Schiffe wieder an. Unter dieser Zeit entdeckte seine Gattin, nahe am Ufer, eine geräumige trockne Höhle, die allen Schutz vor übler Witterung gewährte. Vor giftigen und reißenden Thieren, die es auf dieser Insel noch giebt, hatten sie jetzt weniger zu fürchten.

Steinberg hatte, bevor die Nacht einbrach, die Fahrt hin und her mehrmalen gemacht, und was ihm am nöthigsten schien, vom Schiffe eingeladen; in des Capitains Cajüte fand er nebst vielen wichtigen Papieren, auch eine Kiste mit 6000 spanischen Thalern, und in der eines mitreisenden Holländers, einen schweren Koffer, worin sich 4000 holländische Ducaten befanden; dieser Kaufmann hieß van Eck und ging nach seinen Besitzungen auf der Insel Amboina zurück. Auch all sein kleines Eigenthum brachte Steinberg vom Schiffe mit. Es wurde Nacht, er warf sich mit den Seinigen auf die Kniee, dankte Gott für seine Rettung, und tröstete sein Weib mit der Hoffnung: daß, wie er aus der Geschichte wisse, hier auf diesem unbewohnten Eylande oft europäische Schiffe erscheinen, um sich hier mit Schildkröten zu versehen, und ein solches sie dann erlösen würde. — Am andern Morgen trat er in Begleitung Ludwigs, unter welcher Zeit die Gattin ein frugales Mahl bereitete, die Reise nach dem Schiffe aufs Neue an. Hier versah er sich mit Lebensmitteln, Betten, Flinten, Pulver und Bley u. s. w. fand noch in vielen Kisten und Kästen Geld, ein Kästchen mit Uhren, vergaß nicht, sich aller Papiere zu bemächtigen, um vielleicht einst im Stande zu seyn, das Verlorne den Eigenthümern wieder zuzustellen. So erreichte ihn der Abend, der Himmel verfinsterte sich, ein Sturm drohete, und eiligst begab er sich mit seinem Sohne nach dem Ufer, verwahrte das Boot, und begab sich zu seiner harrenden Gattin nach der Felsenhöhle.

Fürchterlich tobte auch der Sturm diese Nacht durch, und als der Morgen erschien, sah man nur von weitem einzelne Trümmer von dem Schiffe umherschwimmen; der Sturm hatte es zwischen den Felsen zerrissen. — Traurig, wie einem für immer abreisenden Freunde, sahen unsere Verschlagnen diesen Trümmern nach.

Steinberg hatte mehrere Fässer mit Wasser, Wein und Branntwein vom Schiffe gerettet, und man brachte diese zur Erhaltung in die kühle Felsenhöhle, nebst allen Lebensmitteln, die sich im Kühlen besser conservirten. Dadurch wurde die Höhle gefüllt, und man mußte von Segeln ein Zelt aufschlagen; dieses und die übrige Einrichtung nahmen einige Tage hinweg, und zerstreuten in etwas die Traurigkeit der einsamen Familie.

Sehnsuchtsvoll blickten sie täglich über die unermeßliche Meeresfläche, um ein Schiff zu ihrer Rettung gewahr zu werden; allein, vergebens! kein Segel wollte sich erblicken lassen. — Der Vorrath ihres Wassers gieng zu Ende, und man mußte auf Mittel bedacht seyn, denselben zu ersetzen.

Da es in ihrer Nähe Holz die Menge gab, so füllten sie einen vom Schiffe übergebrachten großen Kessel mit Seewasser, kochten dieses und belegten den Kessel mit wollnen Decken; diese, nun vom Dampfe durchdrungen, wurden ausgerungen, und so erhielten sie so viel frisches Wasser, als zu ihrer Nothdurft hinreichte. Sie sparten die vom Schiffe gebrachten Lebensmittel, und begnügten sich oft mit Schildkröten, Austern und Fischen, die es in Menge und wohlschmeckend auf diesem Eylande gab.

Bei der beständigen Beschäftigung in ihrem

Hauswesen, bei der gesunden Luft und der mäßigen Lebensart, befanden sie sich übrigens gesund.

So war ein Zeitraum von fünf Monaten verflossen, und noch immer wollte sich kein Schiff zu ihrer Rettung zeigen; als eines Morgens Ludwig sich am Ufer befand um zu fischen, und sein Auge in der Ferne einen Gegenstand erblickte, den er bald für ein Schiff erkannte; sogleich rief er seinen Eltern, auch sie sahen das Schiff, das seinen Lauf gerade nach ihrem Aufenthalte zu richtete. Trunken vor Freude umarmten sie sich, ihre Rettung so nahe zu wissen. Das Schiff, ein Engländer, kam näher und gieng vor der Insel vor Anker. Der Capitain erstaunte, auf diesem unbewohnten Eylande Menschen zu finden, hörte ihren Zufall und versprach, sie nicht allein frei nach Ostindien, wohin er eben zu segeln begriffen war, mitzunehmen, sondern kaufte auch noch das von Steinberg gerettete Schiffsgut demselben für 100 Pf. Sterlinge ab. — Dieses Geld und alles Gerettete bewahrte Steinberg als ein treuer Sachwalter, mit dem festen Vorsatz, alles den Eigenthümern wieder zuzustellen, und gieng damit an Bord des englischen Schiffes, das auch nach einer glücklichen Fahrt von drei Monaten, Madras, seinen Bestimmungsort, erreichte. —

Bald fand hier Steinberg Gelegenheit, mit den Seinigen nach Batavia hinüber zu kommen. Er langte daselbst an, und fand den Onkel seiner Frau bereits im Grabe, und dessen Vermögen an andere Erben vertheilt, von welchen er zu stolz war, Allmosen anzunehmen.

Er legte alles mitgebrachte Geld sogleich auf Zinsen nieder, und behielt nur als ein Darlehen die hundert Pfund, so er von dem englischen Kapitain erhalten hatte, womit er einen kleinen Handel errichtete. Da hier Niemand von dem Schiffe, das doch nach Batavia bestimmt gewesen, angekommen war, so schrieb er sogleich nach Holland, weil er nun sicher vermuthete, die Unglücklichen müßten mit dem großen Boote auf offener See zu Grunde gegangen seyn. Auch schrieb er nach Amboina, an die Gattin des Kaufmanns van Eck. Schwer wurden ihm die Nahrungssorgen für seine Familie, man rieth ihm Gebrauch von dem mitgebrachten Gelde zu machen, allein er weigerte sich dessen standhaft, und duldete lieber mit den Seinigen Mangel, als dieses fremde Eigenthum anzugreifen. Es kam Antwort von Holland: von dem Schiffskapitain hätte man nichts in Erfahrung bringen können, und glaubte daher gewiß, daß dieser mit all seinen Gefährten sein Grab in der See müßte gefunden haben. Erben hätte derselbe keine, ausser einem Bruder, der sich aber schon vor zwanzig Jahren von Holland entfernt hätte und dessen Aufenthalt man nicht wüßte. — Auch der Bruder kann sich noch finden, dachte der ehrliche Steinberg, und legte die erhaltnen Interessen zum Kapital.

Auch von Amboina kam Antwort, daß sich dort Niemand mit Namen van Eck befände.

Vielleicht sind auch diese noch auszufinden, dachte Steinberg, ich will mir alle Mühe geben; und das that der Redliche. —

So vergiengen einige Jahre, Steinberg hatte mit seinem Fleiß allem Mangel getrotzt, und seine Umstände fiengen an sich zu verbessern. Nun glaubte er ohne Gefahr das ganze Kapital in seine Handlung nehmen zu können, da es auch hier mehrere Zinsen tragen müßte; er that so, wagte sich niemals, wie so viele leichtsinnige Kaufleute, in ungewisse Speculationen, machte dennoch solide, aber gewisse Geschäfte, und sah sich in sechs Jahren als einen wohlhabenden Mann. —

Ludwig war indessen zum Jünglinge gereift, und hatte bei einer guten körperlichen Bildung, eine vortheilhafte Erziehung von seinen Eltern und Lehrern erhalten. Jetzt, da sich sein Vater in bessern Umständen befand, glaubte er auch, daß es Pflicht seye, seinem Sohne eine ganz vollkomnne Erziehung geben zu müssen; da seine Geschäfte nicht zuließen dieses über sich zu nehmen, und da er demselben auch nicht gewachsen war, so beschloß er seinen Sohn nach Madras zu senden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Elephant.

No.ro 16. Zweiter Jahrgang 1829. (61)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Elephant.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XVI.

Der Elephant macht für sich in der Klasse der Säugethiere eine besondere Thiergattung aus, die wegen ihres großen und seltenen Körperbaues, wegen ihrer Stärke, Klugheit und Gelehrigkeit dem Menschen von jeher merkwürdig war.

Er ist das größte, bis jetzt auf der Erde lebende Geschöpf, und hält sich in dem heissen Asien und Afrika, meistens im Innern der Wälder auf, wo es schattig und feucht ist, und in der Nähe nicht an Flüssen fehlt.

Unsere Tafel liefert die Abbildung eines Elephanten aus Asien.

Die Größe des ausgewachsenen Elephanten beträgt: in der Höhe 6 bis 7 Ellen, eben so viel in der Länge, und in der Dicke mehr als zwey neben einander gestellte Ochsen.

Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, mit großen weiten Ohren besetzt, die gleich einem Stück Leder, beinahe von der Größe eines Kalbfells, zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Der Elephant kann die Ohren leicht bewegen und sie auch zum Schutze gegen die Insekten gebrauchen.

Seine Augen sind klein, haben aber einen sanften, nachdenkenden Blick.

Die Beine sehen wie runde, oben und unten fast gleich dicke Säulen aus; sie sind 5 bis 6 Fuß hoch und im Durchschnitt meistens so stark, wie ein erwachsener Mann im Leibe.

Die asiatischen Elephanten sind größer als die die afrikanischen; sie haben an den Füßen 4 mit Nägeln bedeckte Zehen, die afrikanischen aber 5. Bei beiden Arten ist die Fußsohle mit einer hornartigen Haut überzogen. Die Hinterbeine haben nur Ein Gelenke, und scheinen kürzer zu seyn als die Vorderbeine, wiewohl sie wirklich etwas länger sind.

Der Schwanz ist 2 bis 3 Fuß lang, fast kahl und am Ende mit einem Büschel Haare besetzt, die sehr dick, schwarz und glänzend und so stark sind, daß deren keines ein Mensch mit den Händen zu zerreißen im Stande ist. Die Elephantenschwänze sind in gewissen Gegenden von Afrika größtentheils wegen eines abergläubischen Gebrauchs in sehr hohem Werthe, so daß sie, wie man sagt, mit Golde aufgewogen werden; daher suchen auch verwegene Jäger den Elephanten die Schwänze lebendig abzuhaken, wobei sie die Mühe ersparen, sie zu tödten. Um dieses zu bewerkstelligen, reizen Einige den Elephanten durch allerlei Neckereyen, und locken ihn in einen hohlen, engen Weg, unterdeß Andere ihm behend nachfolgen, und ihn, sobald er an die Stelle gekommen ist, wo er sich nicht umwenden kann, von hinten angreifen und ihr Vorhaben ausführen.

Die Haut, womit der Elephant bekleidet ist, hat nur hie und da einige kurze Haare oder vielmehr Borsten, dicker und härter als die Borsten von einem wilden Eber; sie ist durchaus runzlich, und über dem Rücken beinahe ein Zoll dick, im Ganzen jedoch nur wenig brauchbar. Die Dicke und Sprödigkeit der Haut schützt das Thier nicht

gegen den Insektenstich. Um die Haut geschmeidig zu erhalten und eine Art Aussatz — die Folge einer anhaltenden Wirkung der Luft und Sonne auf die blose Haut — zu verhüten, badet sich der Elephant öfters, oder wälzt sich in Sümpfen, und Flüsse und niedere, wasserreiche, schattigte Gegenden sind sein liebster Aufenthalt.

Die Farbe des Elephanten ist gewöhnlich grau, selten röthlich und noch seltener weiß. Weiße Elephanten werden wegen ihrer Seltenheit in Asien gleichsam als ein Heiligthum betrachtet, und in den langen, lächerlich pomphaften Titeln der dortigen Könige, ist der Titel: Herr des weißen Elephanten, so wichtig, daß man öfters Kriege deßfalls hat ausbrechen sehen. Der Titel des Königs der Birmanen ist heut zu Tage noch: Herr des weißen und aller Elephanten der Erde! Solche Elephanten, die man zur Zierde hält und zum Hofstaat, erhalten das beste Futter, haben die sorgfältigste Bedienung, fressen aus goldenen und silbernen Geschirren, werden mit voranschreitenden Trompetern zur Tränke geführt, mit Thronhimmeln gegen die Sonne geschützt, und genießen eine Art überirdische Verehrung, weil die Asiaten meynen, daß nach ihrem Tode bey der Seelenwanderung ein ausgezeichneter Mensch auch ein ausgezeichneter Elephant werde.

Aus der Kinnlade des männlichen Elephanten ragen zwey große Zähne hervor, die im 4ten Jahre erscheinen, drey bis vier Ellen lang werden, und alsdann zusammen 120 bis 150 Pfund wiegen. Sie geben das bekannte sehr geschätzte Elfenbein, das zu so mancherley Arbeiten verwendet wird. Junge Zähne sind von der Wurzel an bis zur Spitze hohl, und können deßhalb wenig gebraucht werden. Je älter sie werden, desto mehr füllt sich die Höhle von der Spitze an mit einem dichten Kern aus; doch bleibt jeder Zahn etwa zwey Fuß lang, von der Wurzel aus, hohl. Schon in Afrika und Asien wird das Pfund Elfenbein mit 1 fl. bezahlt, in Deutschland kostet ein kleiner, acht Pfund schwerer Zahn etwa 16 Gulden; ein dreyßigpfündiger 90 fl. und bey einem vierzigpfündigen gilt jedes Pfund einen halben Gulden mehr, also 3½ fl., Die Künstler, welche das Elfenbein verarbeiten, können nur das äussere dichte Ende des Zahnes, ungefähr ⅓tel der Länge gebrauchen; der hohle Theil wird abgesägt und zu allerley Kleinigkeiten, zu Spielsachen, zum Furniren ꝛc. benutzt; oder er wird geraspelt wie der Abfall bey größeren Kunstsachen und calcinirt. Geschieht das Calciniren in offenen Gefäßen, so erhält man ein Materiale zu einer sehr schönen weißen Malerfarbe; das in geschlossenen Gefäßen calcinirte Elfenbein gibt hingegen eine schwarze Malerfarbe, Sammtschwarz genannt.

Das Merkwürdigste an dem Körper des Elephanten ist der 6 bis 8 Fuß lange Rüssel; sein Umfang beträgt oben am Kopfe drey bis vier Fuß und unten am Ende über einen halben Fuß; die äußerste Spitze desselben schließt sich mit einem Rande und in der Form einer Fingerspitze, die der Elephant mit großer Geschicklichkeit gleich einem Finger zu gebrauchen weiß. Der Rüssel ist innen hohl und durch eine Scheidewand, wie unsere Nase, in zwey Kanäle getheilt. Er dient dem Elephanten nicht nur zum Athemholen und zum Riechen, sondern auch hauptsächlich dazu, daß er mit demselben seine Nahrungsmittel fassen und in's Maul stopfen kann; ebenso gebraucht er ihn auch, wenn er trinken will, zum Schöpfen des Wassers; er füllt ihn damit an, biegt ihn in das Maul hinein, und bläst sich so das Wasser mit großem Geräusche in den Hals hinunter. Außerdem hat der Elephant ein sehr feines Gefühl und unglaubliche Stärke im Rüssel. Er ist im Stande mit demselben eine Last von 2 Centnern vom Boden zu heben und sie in die Luft zu schleudern. Bey heißer Witterung, wenn ihn die Hitze oder das Ungeziffer zu sehr plagt, pflegt er sich oft auch mit dem Rüssel zu helfen, indem er mit demselben, entweder Gesträuche ausreißt und sich damit überdeckt, oder Wasser schöpft und sich mit diesem nach allen Seiten hin begießt. Diese außerordentliche Gelenkigkeit des Rüssels kommt ihm bey seinem kurzen, wenig biegsamen Halse vortrefflich zu Statten.

Die Töne, welche der Elephant bey seinem Geschrei ausstößt, gehen mehr durch die Nase oder den Rüssel, als durch den Mund, und gleichen einem starken Stoß in eine Trompete; daher nennt man auch das Schreien dieses Thiers trompeten. Man soll dasselbe über eine Meile weit hören, obgleich es nicht so fürchterlich ist, wie das Brüllen des Löwen oder Tiegers.

Baumschößlinge, Getreide, Rohrgras und allerlei Früchte, sind die Nahrung des Elephanten; er hat einen sehr guten Appetit, und verlangt täglich zu einer Portion von 150 Pfund Gras noch einen Zentner Reiß; er ist daher den Reißfeldern sehr schädlich, und kommt ein Trupp Elephanten, der gewöhnlich aus vierzig bis hundert Stück besteht, in eine solche Pflanzung, so ist in einer halben Stunde alles verwüstet. Bäume, deren Laub sie nicht bequem mit dem Rüssel erreichen können, reißen sie aus. Selbst die Hütten der Einwohner werden auf einem solchen Zuge nicht verschont, sondern zertrümmert, wenn sie ihnen im Wege stehen. Ein solcher Trupp wird von den größten und ältesten angeführt. Bei der geringsten Gefahr, und überhaupt ausser den Waldungen im Freyen, beobachten diese Truppen eine bestimmte Ordnung; die Weibchen mit den Jungen gehen in der Mitte, die alten Männchen aber umgeben die übrigen in einem Kreise von allen Seiten, und die Mütter halten die ganz Jungen mit dem Rüssel umfaßt.

Man trifft auch einzelne Elephanten an, dieses sind immer Männchen, die von einem andern männlichen eine Niederlage erlitten haben und nun wüthend umherstreifen, überall Tod und Verderben bringen und in der Regel damit endigen, daß die Bewohner der Gegend, aufgeschreckt durch ihre Verwüstungen, eine allgemeine Jagd veranstalten und sie tödten. Die Elephanten dringen bei den Kämpfen wüthend mit ihren Stoßzähnen auf einander ein, so daß Blutströme bogenförmig emporstrudeln, darauf schlingen sie wieder die Rüssel in einander, ziehen sich rechts und links, schlagen sich dann mit dem Rüssel in die Weichen, und der Kampf endigt nicht eher, als bis einer die Flucht ergriffen hat.

Wundersam ist auch der Kampf, den die Elephanten mit Krokodilen halten. Die Elephanten bemühen sich entweder die Krokodile gegen die Erde todt zu quetschen, oder sie mit den Zähnen zu durchbohren, oder sie in die Luft zu schleudern und dann beym Herabfallen zu zerstampfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die belohnte Redlichkeit.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 60.)

Ludwigs Eltern waren katholisch, Steinberg hatte bei seinem kurzen Aufenthalte in Madras, in dem Kloster des Benediktiner Ordens an den Prior Pater Johann, einen aufgeklärten Mann kennen lernen, und schon damals den Wunsch geäußert, daß sein Sohn, dessen Führung genießen möchte; allein damals litten es seine beschränkten Umstände nicht. Jetzt schrieb er an den Prior, eröffnete demselben seinen Wunsch, und erhielt die Antwort: daß es ihm ein Vergnügen seyn würde, der Führer und Freund seines Sohnes seyn zu können. —

Steinberg beschloß daher seinen Ludwig selbst nach Madras zu bringen, und reißte mit ihm dahin ab.

Er miethete in der Vorstadt St. Thomä, in der Nähe des Klosters, eine bequeme Wohnung für seinen Sohn, übergab denselben der Leitung des rechtschaffenen Priors, und war im Begriffe wieder abzureisen, als er zufälligerweise in einem Kaffeehause etliche deutsche Officiere des Regiments von Meûron traf, mit welchen er sich vom Vaterlande unterhielt. Ein Unterofficier trat ein, etwas bei seinen Vorgesetzten zu melden, und wurde von einem derselben bei Namen genannt. Der Name fiel Steinberg auf — Sind sie ein Holländer? fragte er den Unterofficier. Er bejahte die Frage. — Sind sie aus Amsterdam? Auch dieses wurde bejahet. Haben Sie keine Verwandten dort. — Nur einen Bruder, war die Antwort, der in seinen jungen Jahren, da unser Vater arm gestorben war, als Schiffsjunge Dienste nahm; ich wurde vor 20 Jahren Soldat, kam mit dem Regiment nach Ceylon, und dann mit diesem in englischen Diensten hierher. — Wie hieß ihr Bruder mit dem Taufnamen? fragte Steinberg weiter. Peter Hilkenson. — So haben Sie bei mir, fuhr Steinberg darauf weiter

fort, an die 18,000 fl. holländisch stehen, die ich Ihnen sogleich bei meiner Ankunft in Batavia übermachen werde. — Man denke sich das Erstaunen des Unterofficiers, noch mehr erstaunten die Zeugen, über die Rechtschaffenheit des braven Steinbergs, nachdem sie alle Umstände erfahren hatten. Dieser nahm Hilkenson mit sich in seine Wohnung, und hier machte er ihn mit den genausten Umständen bekannt. Da er sah, daß er von dem Soldatenleben frey zu seyn wünschte, so bewirkte Steinberg leicht, gegen Erlegung einer kleinen Summe, seine Freiheit und nahm ihn nach Batavia mit. —

Hier hast du den Bruder unseres unglücklichen Schiffs-Capitains Hilkenson, sagte Steinberg zu seiner Gattin, indem er ihn derselben vorstellte. Froh, eine Sorge, die ihn längst quälte, von sich gewälzt zu sehen, wollte er sogleich das Kapital Hilkenson übergeben. Allein dieser sagte: Was soll ich mit dem Gelde anfangen? es würde mir zur Last seyn, behalten Sie es in ihrer Handlung, und ernähren Sie mich für die Zinsen. Mit vieler Mühe konnte Seinberg zu diesem Vorschlage gebracht werden; endlich willigte er ein, Hilkenson blieb in Steinbergs Hause, und machte sich bald durch seine Treue, Anhänglichkeit und Brauchbarkeit daselbst unentbehrlich. — Jetzt lag nur noch das Ausfinden der Wittwe van Eck an Steinbergs Herzen, er hatte sich bisher alle Mühe gegeben, dieselbe auszufinden, allein alles Nachforschen war vergebens.

So verstrichen wieder einige Jahre, und Ludwig kehrte als ein unverdorbener wohlgebildeter Jüngling in das väterliche Haus zurück, und nahm Theil an der Handlung, die sich von Jahr zu Jahr erweiterte. Es war im Jahre 1809. als die Engländer eine kleine Flotte von Madras zur Einnahme der holländischen Gewürzinseln, Banda, Amboina und Ternate absandten. Bald waren diese Eylande durch die schlechte Vertheidigung der Holländer in des Feindes Händen; man sah schon damals das Schicksal von Batavia, welches dieses einige Jahre hernach traf, voraus, und da fast der ganze Handel der Holländer nach Ostindien aufgehört hatte, so beschloß Steinberg, sich mit seiner Familie in den englischen Besitzungen niederzulassen, und wählte dazu die Stadt Trencomalie auf der Insel Ceylon. —

Hilkenson, der lange auf Ceylon gelebt hatte, nahm es über sich, voraus zu reisen, ein bequemes Haus zu kaufen, und es gehörig einzurichten; er fand bald eines, schloß den Handel, und die Familie Steinberg folgte ihm dahin nach.

Im Jahre 1810. sollten die Inseln Bourbon und Isle de France von den Engländern den Franzosen abgenommen werden, eine Flotte wurde zu dieser Ausführung in Madras ausgerüstet, auch von Trencomalie stießen zwei Schiffe zu dieser Flotte und Ludwig gieng als Commissair mit dorthin ab. — Diese Inseln, auf welchen der bekannte französische General Decaen als Gouverneur sich befand, wurden nach einigem Widerstande genommen. Ludwig schrieb, so oft es nur die Gelegenheit verstattete, an seine Eltern, meldete ihnen, daß er ein sehr braves Mädchen, mit Namen Amalie, die einige Tage in der Stadt bei einer ihrer Freundinen auf Besuch gewesen seye, kennen gelernt habe, daß dieses Mädchen die Tochter einer sehr reichen Wittwe sey, die, 5 Meilen von der Stadt entfernt, eine große Plantage besitze, und daß, nach allen eingezogenen Erkundigungen, diese Wittwe van Eck's Gattin seyn müsse, der mit ihnen auf dem verunglückten Schiffe von Europa abgereist war; sein Vater möchte daher eilen, bald abzureisen und zu ihnen zu kommen.

Man kann denken, welche Freude diese Nachricht bei Steinberg und seiner Gattin erweckte; mit der ersten Gelegenheit eilte der Vater nach Bourbon. Die Mutter Amaliens war wirklich die Gattin des verunglückten van Eck, hatte nie in Amboina, sondern immer hier in Bourbon mit ihrem Gatten gelebt; dieser mußte in Geschäften eine Reise nach Holland unternehmen, bekam dort einen sehr vortheilhaften Auftrag nebst einer Summe in Geld, um in Amboina Gewürze aufzukaufen; dieses Geld befand sich allein in einer Kiste, die Steinberg fand, das andere war entweder von van Eck, als die Mannschaft sich auf dem großen Boot des Schiffes zu retten suchte, mitgenommen, oder so über Bord gegangen. Daher fand Steinberg nur die 4000 Ducaten, und eine Anweisung nach Amboina, nebst dem Namen van Eck, und daher der Irrthum. —

Die Mutter billigte die freundliche Zuneigung ihrer Tochter zu Ludwig, und gab Amalien, nebst dem Kapital, so sich in Steinbergs Händen befand, und das durch dessen Redlichkeit zu 30,000 fl. angewachsen war, noch 100,000 Franken zur Aussteuer, verkaufte ihre ansehnliche Besitzungen in Bourbon und zog mit ihrer Tochter nach Ceylon, wo sie vergnügt in dieser glücklichen und rechtschaffnen Familie lebte. —

Hilkenson starb im Jahre 1813. und setzte Ludwigs kleinen Sohn, dessen Pathe er war, zum Erben ein.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Gebirgsansicht aus Suli.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Gebirgsansicht aus Suli.

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XVII.

Aus den rauhesten Gebirgsgegenden, wie wir eine solche auf der beikommenden Tafel aus dem Gebiete von Suli dargestellt sehen, bezieht der türkische Kaiser gewöhnlich seine tapfersten Krieger, bekannt unter dem Namen der Albanesen.*)

Das Land, das diese Krieger längs dem jonischen und adriatischen Meere bewohnen, theilt sich in mehrere Provinzen, von denen jede wieder ihren eigenen Namen hat.

Unter diesen ist Suli, wegen seines heldenmüthigen Kampfes gegen den blutdürstigen Tyrannen Ali-Pascha berühmt; es liegt einige Stunden von der Küste entfernt, etwas näher gegen das Meer als gegen Janina — der Hauptstadt von Epirus — und besteht aus mehreren Dörfern, die von Aeckern, Triften und Pflanzungen umgeben und von Felsen umschirmt sind. Ein Fluß, welcher der Acheron der Alten zu seyn scheint, bewässert das Ländchen.

Die ganze Bevölkerung von Suli mag ungefähr zwischen 7 und 8 tausend Seelen betragen.

Beinahe unglaublich ist's, daß eine so kleine Völkerschaft, mitten im Lande von einem größern Staate eingeschlossen, vermögend ist, sich Jahre lang gegen ein geübtes Heer zu vertheidigen; dennoch aber führten die Sulioten, bloß 1500 Bewaffnete an der Zahl, den kleinen Krieg gegen 12,000 Mann von Ali-Pascha's Truppen, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in ihren auf unserer Tafel abgebildeten Bergen so glücklich, daß das Heer des Tyrannen, nach beträchtlichem Verluste, zum Rückzuge gezwungen ward. Die Gefahr blieb aber dieselbe, denn Ali stand von seinen Absichten, den kleinen Freistaat Suli zu unterjochen, nicht ab. Von den feindlichen Truppen immer enger eingeschlossen, blieb den Unglücklichen keine andere Wahl, als ihre Unabhängigkeit entweder auf das Aeusserste zu vertheidigen, oder auf fremdem Boden eine Zufluchtsstätte zu suchen. Alle, die der schon fühlbare Mangel an Lebensmitteln schreckte, und die nicht den Muth hatten, das klägliche Loos ihrer Landsleute zu theilen, wurden entlassen, und wanderten aus; die Zurückgebliebenen entschlossen sich aber zum Kampfe auf Leben und Tod. Einige glückliche Erfolge schienen im Anfang ihre Befreiung zu versprechen; aber in der Länge der Zeit erschöpften sich ihre Vorräthe an Lebensmitteln. Ali's Soldaten drangen immer weiter in dem Gebiete von Suli vor und bekamen einen Posten nach dem andern in ihre Gewalt; ein Theil der Bewohner entfloh oder ergab sich dem Feinde, und nur ein kleines Häuflein Tapferer, von Samuel, ihrem Priester geführt, verschanzte sich in die letzte Felsenveste, hielt hier einen mehrtägigen Sturm der Türken aus und sprengte sich zuletzt, alle Hoffnung für eine Errettung aufgebend, mit einem Theile der Stürmenden in die Luft. Ali brandmarkte hierauf seinen Sieg über Suli*) durch ein schreckliches Blutbad und die empörendsten Grausamkeiten.

---

*) Man sehe im vorhergehenden Jahrgang die Nummer 52 mit Abbildung.

*) Ausführliche und interessante Nachrichten hierüber, finden sich in der Biographie des Wesir Ali-Pascha von Janina. Bearbeitet nach französischen und englischen Quellen, durch den Grafen Alcani, gr.-8. Wien und Pesth, 1823.

Der Elephant.

(Fortsetzung von Seite 63.)

Der Elephant liebt es sehr, sich zu baden; er schwimmt vortrefflich und hält dabei den Rüssel über dem Wasser empor. Selbst mit Gepäck beladen, setzt er leicht über breite Flüße, und oft knüpft man ihm noch Stricke an, die die Menschen dann fest halten und sich so über den Fluß von ihm hinüber ziehen lassen. Ueber Brücken hingegen, wenn der Elephant das Wasser sieht, ist er nicht zu bringen; er fürchtet hinunter zu fallen. Mit zwei Elephanten, die im Jahr 1786 über die Brücke zu Arnheim gebracht werden sollten, hatte man die größte Mühe; die Geländer der Brücke mußten mit Baumästen umstellt werden, damit die Elephanten das Wasser nicht sahen; man ließ sie hungern, und zeigte ihnen dann von ferne Nahrung; ehe sie aber die Brücke betraten, untersuchten sie mit jedem Schritt die Festigkeit derselben, und endlich giengen sie hinüber.

So schwerfällig der Elephant auch scheint — er wiegt an 70 — 80 Zentner — so kommt er doch mit seinen langen Füßen im gewöhnlichen Laufe eben so weit, wie ein Pferd im Trabe, und fängt er an zu traben, so hat ein Pferd Mühe, ihn im Galopp einzuholen. Menschen und Pferde erreicht er daher leicht, und man könnte ihm nicht entrinnen, wenn er sich ebenso geschwind umkehren könnte; dieses geschieht aber langsam, es wird ihm auch schwer, bergauf und bergab zu steigen, und durch Ränke und Umwege kann man ihm entkommen.

Die größten und gescheidtesten Elephanten sollen auf der Insel Ceylon zu finden seyn. Mancher dieser Elephanten ist 9 Ellen hoch, 7 Ellen lang, trägt 28 Menschen, und bringt, wenn er geübt ist, 48 Zentner Gepäck fort.

Feinde hat der Elephant ausser den Menschen eigentlich keine, er ist allen Thieren zu mächtig; selbst der grimmige Tieger kann ihm nichts anhaben; doch fürchtet er sich vor diesem, so wie vor dem Löwen, weil sie ihm, wenn er schläft, auf den Rücken springen, ihn tödten, oder ihm den Rüssel abbeissen. Auch vor den Mäusen hat er einen natürlichen Abscheu, und wenn ihm eine Maus auf dem Wege begegnet, so wendet er das Gesicht weg oder weicht ihr aus, was vermuthlich daher kömmt, weil ihm die Mäuse im Schlafe gern in den Rüssel kriechen und ihm dann viel zu schaffen machen.

Der Elephant, ist er eingefangen, läßt sich sehr schwer bändigen. Menschen würden ihn nicht bemeistern können; daher bindet man einen solchen Gefangenen gewöhnlich zwischen 2 zahme Elephanten, die, wenn er unartig ist, ihm gehörig andienen. Er muß mit diesen zur Tränke gehen, mit ihnen fressen und sich ruhig im Stalle verhalten. Zur Bändigung begießt man ihm auch öfter den Kopf mit Wasser.

Die Ställe, worin die Elephanten gehalten werden, gleichen unsern Pferdeställen. Hinter jedem Stande ist ein starker Baum in die Erde gegraben, an den der Elephant mit einem, oder auch, wenn er noch nicht recht zahm ist, mit beiden Hinterfüßen angefesselt wird.

Selten erhält man von den eingefangenen Elephanten Junge. Die Elephantin bringt jedesmal nur Eins zur Welt. Die Tragezeit dauert 20 Monate und 18 Tage, im dritten Monat bemerkt man das Anschwellen der Euter, die sich beim Elephanten vorn an der Brust befinden. Der junge Elephant mißt gleich nach seiner Geburt in der Höhe über 3 Fuß; er saugt 2 Jahre, wird im ersten Jahr ungefähr 4 Fuß hoch, im zweiten 4½ und im dritten 5 Fuß. Die Mutter reicht dem Jungen stehend die Brust, dasselbe saugt mit dem Munde, nicht mit dem Rüssel, drückt aber dabei die Brust der Mutter sanft mit dem Rüssel, wodurch ihm die Milch reichlicher zuströmt.

Sechs Wochen nach der Geburt erhalten die jungen Elephanten die ersten Backenzähne, denen im zweiten Jahre weitere nachfolgen; im sechsten Jahre fallen die ersten aus und es kommt ein neues Paar; im neunten Jahre wechseln sie abermal und vermehren sich. Die Backenzähne ersetzen sich aber nicht so, daß der untere den obern wegstößt, wie

z. B. beim Menschen, sondern durch Vorrücken von hinten nach vorn, so daß, wenn ein Zahn sich abnutzt, der hintere ihn nach vorn stößt.

Die beiden großen, neben dem Rüssel hervorstehenden Hauzähne kommen erst später zum Vorschein, sie sind bei den Weibchen kleiner, fallen nur einmal aus und scheinen dann bis ins hohe Alter immerfort zu wachsen.

Wie alt ein Elephant werden kann, ist nicht genau bekannt; aber in der Gefangenschaft lebten einige bis hundert und zwanzig oder dreißig Jahre, und nach der Zeit des Wachsthums, die bis in das 25te Jahr dauert, ist es wahrscheinlich, daß ein Elephant in seiner Freiheit nahe an 200 Jahre alt wird.

Junge Elephanten erreichen in der Gefangenschaft, vornehmlich wenn sie in ein fremdes Klima gebracht werden, kaum die Hälfte ihrer natürlichen Größe, sterben auch gemeiniglich früher als die Alten.

Auf Ceylon ist der Preiß für einen ausgewachsenen und fehlerfreien Elephanten 3 bis 4000 Gulden; die gutmüthiger Art sind werden vorzüglich theuer bezahlt, und es wird mehr auf ihr Naturell, als auf die Größe ihrer Zähne gesehen. Die Indischen Könige lieben aus Aberglauben besonders die Elephanten, welche nur Einen Zahn haben, und zur Arbeit werden die kurzbeinigen, mit dickem und langem Körper vorgezogen; sie sollen munterer und ausharrender seyn. Ein Elephant vermag mehr als sechs Pferde zu arbeiten, allein er verlangt auch mehr Aufsicht und Futter, und wird daher selbst in seinem Vaterlande nur von Fürsten und reichen Leuten gehalten.

Der Elephant ist sehr gelehrig und verrichtet mit seinem Rüssel unglaubliche Dinge; er besitzt einen sehr feinen Geruchssinn, liebt es, wohlriechende Blumen zu pflücken und daran zu riechen, und weiß sehr gut, unter einer Menge Personen diejenigen auszufinden, welche etwas für ihn zu naschen in der Tasche haben, auch das Gefundene, wenn es ihm gestattet wird, selbst sehr leicht mit seinem Rüssel aus der Tasche herauszuholen. Er hebt mit dem Rüssel die kleinsten Geldstücke vom Boden und öffnet durch Umdrehung des Schlüssels die Thüren.

Wein und hitzige Getränke sind ihm sehr willkommen und er kann auch eine große Quantität zu sich nehmen, ehe er berauscht wird. Gibt man ihm eine Bouteille Wein, so zieht er mit dem Rüssel den Pfropfen heraus, faßt die Bouteille behutsam, steckt den Hals derselben in den Mund, leert sie aus, und stellt sie sorgfältig wieder auf den Boden, ohne sie zu zerbrechen.

Jeder Elephant hat zu seiner Verpflegung etliche Wärter, ausserdem aber noch einen eigenen Führer, den man Kornack nennt, und der dem Elephanten, wenn er von einem Ort zum andern gebracht werden, oder gewisse Dienste thun soll, auf dem Halse sitzt, und ihn theils mit Worten, theils mit einem spitzigen Eisen regiert, das er ihm zwischen die Ohren hackt. An diesen Führer gewöhnt sich der Elephant so, daß er ihm mit größter Folgsamkeit und Treue zugethan ist. Auf des Führers Wort legt er sich nieder, wenn derselbe, oder sonst jemand aufsteigen will. Täglich wird er ein- auch wohl zweimal zur Schwemme geritten, wo der Führer ihm befiehlt, sich erst auf die eine, hernach auf die andere Seite ins Wasser zu legen, und sich striegeln zu lassen. Nachdem dieß geschehen, müssen sie sich mit Wasser rein abspülen, welches sie aus dem Rüssel über den Rücken, die Seiten und den Bauch spritzen. Dann werden sie noch mit Kokosöl geschmiert, und so wieder in den Stall gebracht.

Man gebraucht den Elephanten hauptsächlich zum Tragen und zum Ziehen. Um Menschen bequem tragen zu können, belegt man seinen Rücken mit einem Sattel, und befestigt darauf eine Art Tragsessel, worin mehrere Personen Raum haben. Die vornehmste Person, der Herr des Elephanten, sitzt in der Mitte, und vor und hinter ihm sitzen Sclaven mit Fächern, um ihnen Kühlung zuzuwehen. Der Elephant pflegt dann an der Stirn und dem Rüssel mit Figuren von allerlei Farben bemalt, mit Goldblättchen beklebt, mit prächtigen De-

cken belegt und mit etlichen Glocken behängt zu seyn. Auf die Eckzähne steckt man ihm kupferne, silberne oder goldene Ringe, welche auch wohl mit Edelsteinen besetzt sind.

Sein Gang ist sicher und fest, und stets untersucht er mit Vorsicht jede ihm nur etwas verdächtig scheinende Stelle; im gewöhnlichen Schritt legt er täglich einen Weg von mehr als 10 Meilen zurück.

Soll der Elephant Waaren und andere Sachen fortschaffen, so giebt man ihm einen eignen Tragsattel. Er wird gewöhnt, sich die Sachen mit seinem Rüssel selbst aufzuladen. Man läßt ihn auch Wagen und andere Fahrzeuge ziehen, oder hängt ihm das, was er fortbringen soll, an die Stoßzähne. Mit allen ihm anvertrauten Sachen geht er sehr behutsam um, und setzt sie, ohne sie zu beschädigen, auf den Wink des Führers nieder.

Vor der Erfindung des Feuergewehrs bediente man sich seiner auch im Kriege, wo er theils selbst, durch seine Stärke und durch das Schrecken, welches der ungewohnte Anblick desselben unter Menschen und Thieren verbreitete, den Sieg entscheiden half, theils aber auch dadurch den Kriegern Vortheil gewährte, daß sie auf seinem Rücken in thurmähnlichen Häuschen eingeschlossen, ihren Feind, wie von einer Festung herab, angreifen konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weissagungen.

Es ist bekannt, daß ein Bauer, Namens Johann Adam Müller, im Meisbacher Hof bey Heidelberg, eine Weissagung herausgegeben hat, wie es mit dem Türkenkriege enden wird.

Diese Prophezeihung erschien schon früher, kommt aber neuerdings wieder in's Gerede, und wir wollen das, was in derselben diesen Krieg betrifft, hier kurz mittheilen.

Johann Adam Müller sagt:

Am 15. September bin ich ausgegangen, und da ich des Abends zu Hause gieng um 10 Uhr, fiel ein heller feuriger Blitz vom Himmel auf mich, als wenn alles um mich brennte, dann blieb ich stehen und betrachtete es ungefähr eine Viertelstunde, dann zog sich der Blitz wieder auf gen Himmel, und da es hoch in der Höhe war, ward es ein langer feuriger Strahl. Alsdann gieng ich im Namen des Herrn meines Gottes nach Haus.

Dann habe ich Befehl erhalten, daß die Christen die ganze Muhamedanische Macht besiegen, und den Kaiser und seinen Anhang verbannen sollen, und daß Konstantinopel dem Kaiser von Rußland zu Theil wird, das ganze Griechenland, das syrische Reich, und das die Kinder Israel besaßen, Arabien, Aegypten und die freien Republiken sollen die Christen einnehmen, die Muhamedaner sollen ganz aufhören, und es soll mit Christen besetzt und bewohnt seyn.

Ferner heißt es:

Weil die Muhamedaner wider Gott und Jesum Christum streiten, deßwegen sollen sie verbannt und ausgerottet werden.

Diese sind die Böcke Nebajoth, nicht das Ismaelitische und Esauische Geschlecht. Nebajoth ist Ismaels Sohn, und Esau hatte Nebajoths Tochter zum Weibe, und aus diesem ist der falsche Prophet herkommen, und haben die muhamedanische Pforte gestiftet.

Das ist das Türkische Reich oder der Türkische Kaiser, der jetzt aufhören wird.

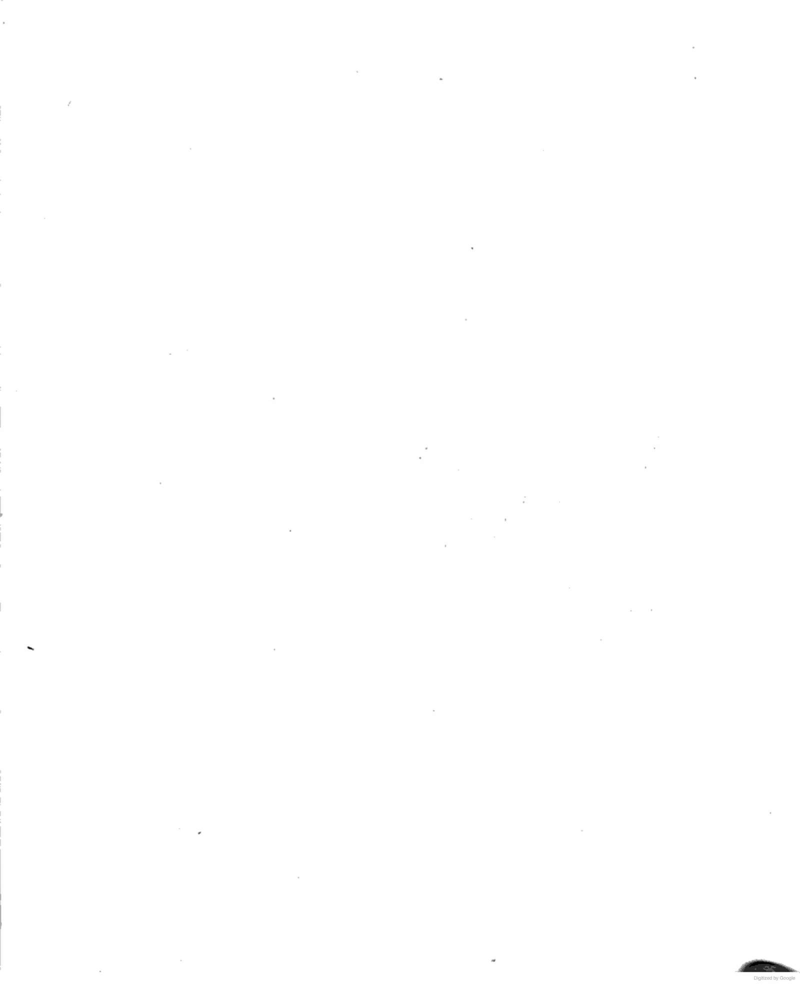
Weiter prophezeiht er:

Sind nicht alle Reiche mit einander uneinig? Das ist das Zeichen, das Jesus Christus gegeben hat. Wann Empörung in allen Ländern seyn wird, und wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, so wird es zerbrechen.

Betrachtet es aufs allergenaueste, es wird gewiß so seyn, wie es geschrieben steht, ich weiß es aufs aller genaueste, so gewiß, daß die Völker in Rußland geschlagen worden; so gewiß, daß die Russen, Preußen und das ganze teutsche Volk nach Frankreich gegangen und gesiegt, so gewiß ist das alles wahr; ich habe es vorausgesagt.

* * *

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Zu pag. 69.

Senftpflanze.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Senf.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XVIII.

Der Senf, und besonders sein Saamen, gehört unter die besten Gewürze für unsere Speisen; er ist ein Sommergewächs, aus der Klasse der Schotenpflanzen, und hat mit unserm Rübsaamen große Aehnlichkeit. Er erreicht ungefähr eben dieselbe Höhe, treibt einen ähnlichen Stengel, und hat dem äussern Ansehen nach fast ganz dieselben Blumen.

Es gibt zweierlei Gattungen: weißen oder gelben Senf (Sinapis alba), wovon unsere Tafel eine Abbildung enthält, und schwarzen Senf (Sinapis nigra).

Beide Gattungen werden in verschiedenen Gegenden Deutschlands und im übrigen Europa gebaut; sie unterscheiden sich deutlich von einander in der Farbe des Saamens, durch einen süßen und bittern Geschmack und auch dadurch, daß der weiße Senf borstige lang geschnäbelte Schoten, und der schwarze Senf glatte anliegende Schoten hat. Der schwarze Senf ist in seinem Geschmack bitter und beißend und hat mehr Schärfe als der weiße; beide Gattungen trifft man auch wildwachsend an, besonders den schwarzen Senf, auf Feldern, an Dämmen und ungebauten Orten.

Aus dem Senfsaamen, vorzugsweise aus dem weißen oder süßen, wird der Mostard oder Möstrich gemacht. Der englische Saamen, der gepülvert nach Deutschland kommt, ist hierzu der beste. Man mahlt den Saamen auf einer Mühle, siebet ihn sodann durch und mischt ihn gewöhnlich mit Zucker und Essig. Der Essig macht ihn aber nicht milder. Besser ist's, ihn mit heißem Wasser, mit warmer Fleischbrühe oder auch mit süßem Most anzumachen und einige Stunden stehen zu lassen. Auf diese Art zubereitet, genießt man den Senf zu Fleischspeisen, vornehmlich zu Rindfleisch; er befördert die Verdauung und erregt eine angenehme Empfindung im Magen.

Als Arznei wird der Senf in verschiedenen Krankheiten gebraucht. Gegen Scorbut, eine der gefährlichsten Seekrankheiten, hat er seine Wirkung auf eine sehr ausgezeichnete Art bewiesen; daher besteht auch in Holland die Verordnung, daß auf jedem Schiffe eine gewisse Quantität Senfsaamen mitgenommen werden muß.

Aeusserlich wird er vornehmlich in Teigen gebraucht, wovon man ableitende und andere Umschläge macht. Die Haut wird roth davon, entzündet sich, und schmerzt. Wenn ein solcher Umschlag lange liegt, zieht er sogar Blasen. Bäder mit Senfmehl lindern Gichtschmerzen, und ein Absud von diesem Mehl dient zum Waschen der Frostballen. Zerstoßen und wöchentlich etwas unter das Pferdefutter gemischt, soll die Pferde gesund erhalten, und bei Schweinen die Finnen vertreiben.

Die grünen Blätter können als Salat gegessen und auch zur Viehfütterung gebraucht werden. In England besäet man ganze Felder mit Senf, und

läßt sie durch Schaafe und Rindvieh abweiden. Die Blumen geben den Bienen und andern Insekten eine reichliche Nahrung.

Der Elephant.

(Fortsetzung von Seite 63.)

Der Elephant zeichnet sich vor den andern Thieren nicht nur durch seine ungeheure Größe, sondern auch durch eine gewisse Verstandes-Aehnlichkeit aus, die ihn fähig macht, selbst Winke und Geberden, so wie die Worte der Menschen zu verstehen; er ist im Stande, Handlungen, wozu sonst Ueberlegung und Geschicklichkeit gehört, leicht zu begreifen und auszuführen, auch von selbst, ohne alle Anweisung und ohne einen besondern Kunsttrieb, Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu erfinden, wie man solche fast nur von menschlicher Vernunft und Klugheit zu erwarten gewohnt ist. Einige Beyspiele mögen dieses hier bestätigen.

Wenn der Elephant Balken, Säcke und Tonnen von einem Ort zum andern tragen muß, so legt er dies alles an den bestimmten Platz, nicht nur behutsam nieder, sondern er untersucht auch mit dem Rüssel, ob es fest und sicher liegt, und so wie er findet, daß z. B. eine Tonne leicht fortrollen kann, so holt er einen Stein oder dergleichen herbey, und bringt sie damit in eine feste Lage.

Bei dem Schiffbau und bei Aufführung großer Gebäude gebraucht man ihn oft, die gefällten Bäume nach dem Bauplatz hin zu ziehen. Man bindet um das Ende des Baums ein Seil, und reicht dieses dem Elephanten hin, welches er entweder mit dem Rüssel packt, oder es ins Maul nimmt, und so eine Last, zu deren Fortschaffung 20 Menschen kaum Kräfte genug haben würden, ohne sonderliche Anstrengung fortzieht. Er bedarf keines Führers, wenn ihm der Platz einmal gezeigt ist. Wird der Baum unter Weges durch irgend ein Hinderniß, etwa durch einen andern großen Balken, aufgehalten, so drehet sich der Elephant um, hebt mit dem Rüssel das gesperrte Ende des Baums über den Balken weg, und zieht ihn dann darüber hin.

Um die Fähigkeiten eines als vorzüglich gescheidt beschriebenen Elephanten auf die Probe zu setzen, ersuchte ein Franzose einen der Kornacks, folgenden Versuch anzustellen. Der kupferne Trog des Elephanten hatte eine kleine Oeffnung bekommen, der Kornack wollte ihn hinwegtragen, um ihn ausbessern zu lassen. Auf das Ansuchen des Franzosen ließ er aber den Trog an seiner Stelle, und füllte ihn wie gewöhnlich. Sobald der Elephant die schnelle Abnahme des Wassers bemerkte, hob er in Gegenwart des Wärters den Trog mit dem Rüssel auf, und nun ward das Auslaufen des Wassers sehr sichtbar. Der Kornack nahm daher das Gefäß hinweg, trug es zwar fort, setzte es aber, auf Anrathen des Franzosen, unausgebessert und leer vor den Elephanten hin, und entfernte sich. Das kluge Thier nahm sofort das Gefäß auf, und da es leer war, eilte es damit zu dem nächsten Wasser, versuchte es selbst voll zu schöpfen, und ward, da er sich betrogen fand, gegen den Kornack so grimmig, daß dieser ihn kaum durch die besten Worte und dargebotenen Arack zu besänftigen vermochte. Er ließ schnell das Gefäß ausbessern, allein der Elephant, dem er jetzt das Trinken vor seinen Augen hineingoß, hielt dabei stets das Gefäß selbst in die Höhe, sah daß es nicht weiter rinne, und ward ruhig.

Ein Elephant, welchen der König von Neapel hatte, war so klug und gelenksam, daß er den Maurern, die im Schlosse arbeiteten, gleichsam als Handlanger diente, er brachte ihnen Steine und auch das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er mußte einst die Gefäße zu einem Kupferschmidte tragen, um sie repariren zu lassen; als sie nachher wieder rannen, soll er von selbst zu dem Kupfer-

schmidte gegangen seyn. Er gieng frei auf den Straßen Neapels herum, und that niemanden was zu leide. Er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit dem Rüssel auf den Rücken, und wieder auf die Erde, ohne sie zu drücken.

Ja man hat Beispiele, daß der Elephant im Stande ist, selbst die Stelle einer Kindswärterin zu versehen; ein französisches Blatt enthält hierüber folgende interessante Erzählung:

Ein Reisender hielt sich in Guinea auf. Er besuchte mehrere Kaffeeplantagen, unter andern auch die eines Hrn. Schmith, eines Deutschen. Die Behandlung der Neger war bei diesem die mildeste, und er wollte schon in ein Lob ausbrechen, als er bemerkte, daß ungefähr 30 Neger, welche sich mit Aufhängen von einer ungeheuren Menge von Wäsche zum Trocknen beschäftigten, zu einer andern Arbeit beordert wurden, und nur eine Negerin zurück ließen. Mußt du auf die Wäsche Acht haben, daß nichts gestohlen wird, fragte sie der Reisende in der Landessprache — nein, Herr, antwortete sie, dieses wäre auch unmöglich — dieß thut der Elephant des Hrn. Schmith, der so eben aus seinem Stalle kommt — der hat Zeit, ist wachsam und besorgt, der hält Ordnung, daß nicht ein Stück verloren geht. In diesem Augenblick kam der Elephant und besah sich seine Strecke: das Weib nahm ein kleines Stäbchen, zeigte ihm die Wäsche, drohte dann und sagte: „Kula ku waku!" welches der drollige Wäschaufseher zu verstehen schien. Ich fragte lächelnd: wie, der muß doch nicht für diese ungeheure Wäsche haften? Das muß er, antwortete das Weib, und noch mehr muß er, während ich in die Plantagen gehe, muß er auch auf meine Kinder Acht haben. Sie rief nach ihren beiden kleinen Knaben, und die, ungefähr 3 — 5 Jahre alt, sprangen nackt und lustig heran. Jetzt nahm die Negerin wieder ihr Stäbchen, zeigte dem Elephanten die Knaben, drohte und rief abermals: „Kula ku waku!" und ging. Ich stellte mich, sagt der Reisende, in das nahe Haus, und war stiller Beobachter. Anfänglich wälzten sich die Knaben im Sande — darnach fragte der Elephant nichts. Jetzt liefen sie aber einander nach, und der Elephant mußte eilen, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Er holte sie ein, ergrif sie und setzte sie etwas unsanft auf die Erde. Die Knaben, höchst muthwillig, liefen ihm wieder davon, er ergriff sie neuerdings und setzte sie noch unsanfter auf die Erde, so daß der kleinere ein wenig weinte, und der andere schimpfte. Mittlerweile riß der Wind ein großes Zelttuch von einem Stricke, der Elephant ging hin, nahm das Tuch, wälzte einen Stein darauf und sah wieder nach den Knaben. Die hatten sich indeß an den Fluß gemacht und wollten sich ein wenig baden. Das nahm der Elephant über Alles übel. Er wurde ganz zornig, trappte wie ein besorgter Papa auf die Kinder hin, blies sie mit seinem Rüssel an, wahrscheinlich aus Unwillen, oder ihnen Kühlung zu verschaffen. Als aber die Buben wieder gegen den Fluß hineilten, da wußte er sich nicht anders zu helfen — er holte mit seinem Rüssel eine tüchtige Quantität Wasser aus dem Flusse, bespritzte die Jungen, daß sie trieften, und ließ sie nicht eher von der Stelle, bis die Mutter kam; zum Glück richtete der Wind kein weiteres Unglück an, auch zeigte sich kein Dieb. Als die Negerin erschien, erzählte sie, daß der Elephant dieses Geschäft wenigstens alle acht Tage verrichten müsse, und daß er nie, auch nicht zur geringsten Klage Anlaß gegeben.

Ein anderer zeigte eine große Zuneigung gegen das kleine Kind seines Führers, und suchte immer in dessen Nähe zu seyn, um mit ihm zu spielen, woran das Kind auch bald Freude fand. Die Mutter stellte nicht selten die Wiege zwischen die Beine des Elephanten, der nicht fressen wollte, wenn das Kind nicht da war; schlief dasselbe, so jagte er ihm die Fliegen weg, schrie es, so spielte er mit ihm, oder wiegte es.

Hr. v. Göckingk erzählt über die Klugheit des Elephanten ein weiteres Beispiel: ich besah einst, sagte er, in Gesellschaft des Kabinetsraths Frendsdorf, zu Uelsen die Sammlung der fremden Thiere, welche ehemals in der sogenannten See bei Cassel aufbewahrt wurde. Der Elephant zog unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich, weil es der erste war, den wir sahen. Zwey Handwerksbursche hatten sich an uns angeschlossen, um die Thiere bei dieser Gelegenheit umsonst zu sehen. Diese standen am nächsten an der Eingangsthür des Schuppens, worin der Elephant an einer Seitenwand am rechten Vorder- und Hinterfuß mit ledernen Riemen befestigt war. Sein Wärter fragte uns: ob wir erlauben wollten, daß er dem Elephanten eine Flasche Wein geben dürfe, um auf unsere Gesundheit zu trinken? und setzte hierauf die Flasche vor ihm auf den Boden. Der eine Handwerksbursche streuete aus seiner Dose etwas Schnupftaback auf den Pfropfen der Flasche, welches der Elephant aufmerksam mit ansah. Als sein Wärter ihm befahl, den Wein zu trinken, blies er den Taback hinweg, zog mit seinem Rüssel den Pfropfen heraus, hob die Flasche auf und trank. Nach einigen Minuten wollten wir hinaus gehen und der andere Handwerksbursche machte den Anfang. Diesen ließ das Thier ruhig passieren, dem zweiten aber gab es mit dem Rüssel einen solchen Stoß, daß er aus der Thür flog und zur Erde fiel. Dies machte uns verlegen; denn man konnte nicht hinaus gehen, ohne vom Elephanten erreicht zu werden. Der Wärter versicherte uns indessen, wir hätten nichts zu befürchten, da wir das Thier nicht gefoppt hätten. Auch that er uns kein Leid.

Der Elephant ist äusserst dankbar und vergißt selten die ihm erwiesenen Wohlthaten; folgende Thatsachen zeugen hievon:

Zu Asmer, einer Stadt in Ostindien pflegte eine Gärtnersfrau einem Elephanten, der mit andern täglich nach dem Wasser geführt wurde, wenn er über den Markt kam, allemal eine Hand voll Kräuter zu geben. Während der Brunstzeit riß sich das Thier einst los, und jagte alle Leute vom Markt weg; auch die Gärtnersfrau ergriff die Flucht, ließ aber in der Angst ihr Kind neben der Krambude sitzen. Der Elephant aber erkannte auch in seiner Wuth noch den Platz, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, hob das Kind sanft mit seinem Rüssel in die Höhe, setzte es auf das Dach der Hütte und lief fort.

Zu Pondichery hatte ein Soldat die Gewohnheit, jedesmal wenn er seinen Sold erhielt, einem Elephanten eine gewisse Quantität Arak zu geben. Einst hatte sich der Soldat betrunken, und da er Unarten begieng, so verfolgte ihn die Wache, um ihn in Verhaft zu nehmen. Im Rausche nahm er seine Zuflucht zum Elephanten, legte sich unter ihm nieder und schlief ein. Vergeblich versuchte es die Wache, ihn hervorzuziehen, der Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat von seinem Rausche erwachte, erschrack er gewaltig, als er sich unter dem Elephanten erblickte, allein dieser schmeichelte ihm mit dem Rüssel und ließ ihn ungestört gehen.

In einem Kriege der Franzosen in Indien erhielt ein Elephant durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde; nachdem man ihn mehrmals in den Spital geführt und verbunden hatte, gieng er von selbst dahin, streckte sich aus, und zeigte gegen den Wundarzt nie andere als dankbare Aeusserungen, bis er hergestellt war.

Ein anderer junger Elephant erhielt eine starke Kopfwunde, welche ihn so toll machte, daß sich ihm niemand nähern durfte. Endlich gelang es dem Führer, durch Hülfe der Mutter des Thiers sich desselben zu bemächtigen; er konnte ihr zu verstehen geben, was er wünsche, sie ergriff ihr Junges, hielt es auf der Erde, bis es verbunden war, und dieß that sie täglich bis zu geendeter Heilung.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Chimborasso in Süd-Amerika.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Chimborazo.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XIX.

Der Chimborazo (sprich Tschimborasso) ist in der 650 Meilen langen Gebirgskette, die sich in Südamerika von der Darischen Erdenge bis zur Magellanischen Straße, unter dem Namen der Cordilleras oder Anden erstreckt, die höchste Spitze, und lange Zeit wurde dieser Berg, bevor man noch die asiatischen Gebirge näher kannte, auch als der höchste auf der ganzen Erde gehalten; er ist nach von Humboldt's Messungen mehr als 19,600 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und könnte man den höchsten Berg aus unserem Schwarzwaldgebirge, den Feldberg, 4 Mal über einander stellen, so würde er dennoch die Höhe des Chimborazo nicht erreichen.

Diese Höhe wird, bei der Ansicht unserer Tafel unglaublich scheinen, wenn man sie nach Verhältniß der im Vordergrunde abgebildeten Thiere und Menschen vergleicht; allein es ist hierbei zu berücksichtigen, daß diese hier gezeichnete Ebene schon auf einem so hohen Bergrücken liegt, welcher 9,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und höher ist, als der höchste Gipfel der Pyrenäen. Deutschlands höchster Berg, drei Mal über einander gestellt, würde die Höhe dieser Ebene nicht zu erreichen vermögen. Von diesem hohen Plateau aus, namentlich von der Ebene von Tapia, bei dem Dorfe Lician, der ehemaligen Residenz der indianischen Könige von Quito, ist unsere Ansicht des Chimborazo gezeichnet. Von hier bis zum Gipfel des Bergs ist man in gerader Linie noch fünf Stunden entfernt. „Hat man einige Monate" sagt Herr von Humboldt, „auf diesem hohen Plateau gelebt, so wird man von einer unwiderstehlichen Täuschung hingerissen, und vergißt es nach und nach völlig, daß Alles, was den Beobachter umgiebt, daß diese Dörfer mit der Industrie eines Gebirgsvolks, diese, mit Lama's und europäischen Schaafen bedeckten Weiden, diese mit lebendigem Gehäge eingefaßten Obstgärten, diese sorgfältig bearbeiteten und reiche Aerndte versprechenden Aecker, gleichsam in die hohen Regionen der Atmosphäre aufgeknüpft sind, und man erinnert sich kaum, daß der Boden, den man bewohnt, höher über den nahen Küsten des stillen Meeres liegt, als die höchsten Gipfel der Pyrenäen über dem Bassin des mittelländischen Meeres."

Ausser der angezeigten Höhe des Plateaus trägt ein anderer Umstand mit dazu bei, das Auge über die Erhabenheit des Gipfels zu täuschen. Der blendende Schnee, der ihn umgiebt, und der reine blaue Himmel, der dem Schnee einen noch blendendern Glanz leiht, bewirken, daß der Gegenstand dem Auge als viel näher erscheint; man übersieht eine ungeheure Masse, die an der Gränze des ewigen Schnees über drei Viertel einer deutschen Meile breit ist. Die Umrisse des Berges sind scharf abgeschnitten und erheben sich majestätisch in der reinen durchsichtigen Atmosphäre, während die unteren Luftschichten die Landschaft in Dünste verschleiern.

Auf dieser Ebene trifft man unter andern auch

die auf unserer Zeichnung im Vordergrunde abgebildeten Pflanzen und Thiere (die Lama's oder Kameelziegen) an. Ueber die Ebene von Tapia führt die Straße nach Lician und man sieht hier Indianer, die dahin auf den Markt gehen.

Obgleich die Ebene von Quito, die höchste auf unserer Erde, in dem heißen Klima liegt, so ist dennoch die Luft, durch die sie umgebenden Berge so gemäßigt, mild und heiter, wie sie nur in einem der schönsten Theile des südlichen Europas seyn kann. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste, und man sieht die Produkte aller Jahreszeiten und aller Welttheile zumal und in dem üppigsten Wachsthume beisammen. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an ein und demselben Tage, sieht man pflügen und ernten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle, kurz, neben Westindiens Produkten gedeihen hier hundertfältig tragender Waizen Europens, der Pisang, die Citrone und die schönsten Früchte von Frankreich.

Richtet man aus dieser fruchtbaren Ebene das Auge in die Höhe, dann erst bildet sich in dieser Schöpfung ein unbeschreiblich erhabenes Ganze.

Die Provinz Quito, mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 40,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese große, 9,000 Fuß über dem Meer erhabene Ebene wird von fast meilenhohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig, wie die Welt, und mehrere ihrer Gipfel speyen Feuer und Dampf aus, und stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die dann ungeheure Vertiefungen bilden und den vielartigen Boden und das verschiedene Klima erzeugen.

Steigt man aus der Ebene zu den Gipfeln dieser hohen Gebirge empor, so verändert sich nach und nach die Ansicht des Bodens; die Pflanzen der Ebene verlieren sich, man erblickt Alpengewächse von mannigfaltiger Bildung. Den hohen Waldbäumen folgt ein niedriges Gebüsch mit knorrigen Aesten; diesem folgen, höher hinauf, duftende Kräuter, und weiter aufwärts, in luftdünneren Höhen, wachsen gesellig die Gräser, an die sich dann die Moose, als die letzte Vegetation unter der Schneelinie, anreihen.

Bis zur Spitze des Chimborasso emporzusteigen, die weit über die Wolken hinausreicht, ist bis jetzt noch keinem Sterblichen gelungen; Herr von Humboldt kam ihr bis auf 1344 Fuß nahe; allein die in diesen Höhen so sehr verdünnte und fast aller Wärme beraubte Luft, in der das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische dringt, und wo der menschliche Körper nicht im Stande ist einer Kälte, die die Grade unseres Thermometers übersteigt, zu widerstehen, machten bisher ein Weiterkommen stets unmöglich. Immer war jedoch, je höher man hinauf kam, die Himmelsbläue tiefer und dunkler.

So unendlich groß nun auch der Chimborasso in seiner unerreichten Höhe da steht, so ist diese, wäre sie auch glücklich erstiegen, dennoch nur um ein Geringes weiter von dem Mittelpunkte unserer Erde entfernt, und wollte man auf einem Erdglobus, der 3 Fuß im Durchmesser hat, die Höhe des Chimborasso bemerklich machen, so würde diese Höhe ungefähr den 63sten Theil eines Zolles betragen, folglich noch keinem Senfkorne gleichen. Und doch, welch ein großer Unterschied, in Absicht auf das organische Leben, besteht in dieser, im Verhältniß zum Erddurchmesser, unbedeutenden Höhe!

Häufig finden sich in den Cordilleren die Vulkane und unter diesen mehrere, die riesenhafter und bey weitem furchtbarer, als die Europäischen sind. Hr. von Humboldt fand den Krater des Berges Cotopaxi, der 12 Meilen von der Stadt Quito entfernt liegt, beinahe 28,000 Fuß groß im Durchmesser, dessen brüllendes Getöse man beim Auswurf über 42 Seemeilen weit, gleich dem Donner des schweren Geschützes, vernahm. Im Jahr 1744 hörte man dasselbe sogar in einer Entfernung von 220 Seemeilen. Hätte der Vesuv gleiche innere Stärke des vulkanischen Feuers, oder gleiche unterirdische Verbindung, wie diese Vulkane, so müßte man sein Krachen bis Praz oder Dijon vernehmen können. Im Jahr 1738 erhoben sich die Flammen des Cotopaxi fast 2800 Fuß hoch über dem obern Rande des

Kraters. Der Explosion im Monat Januar 1803 gieng ein schreckliches Phänomen voraus, nemlich das plötzliche Schmelzen des Schnees, womit der Berg sonst immerwährend bedeckt ist. Seit mehr als 20 Jahren war kein Rauch, kein sichtbarer Dunst aus dem Krater aufgestiegen, und in einer einzigen Nacht wurde das unterirdische Feuer plötzlich so wirksam, daß schon beim Aufgange der Sonne, die äußern Wände des Gipfels, die ohne Zweifel bis zu einer sehr kalten Temperatur hinaufsteigen, sich nackt und schwarz in der eigentlichen Farbe der verglasten Schlacken zeigten. Während solcher Explosion speit der Cotopaxi, wie auch andere Vulkane der Provinz Quito, eine ungeheure Masse süßen Wassers und Tausende von kleinen, 4 Zoll langen Fischen aus, deren Körper olivenfarb mit schwärzlichen Flecken bedeckt ist. Oftmals bemerkt man an diesen Fischen noch Spuren des Lebens, während daß sie längs des Berges herabströmten, und die Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Fische von ein und derselben Art mit denen sind, welche in den dortigen Bächen vorkommen und als eßbare Fische gefangen werden.

Nicht immer werfen jedoch die Vulkane diese Fische aus ihrem obersten Krater; sie stoßen sie, wie man beobachtet hat, selbst aus Seitenspalten hervor. Die Indianer pflegen oftmals in sehr dunkeln Nächten diese Gattung Fische in einem Bache gerade an dem Orte zu fangen, wo dieser aus dem Gebirge hervortritt, und so müssen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, von diesen Fischen bewohnt, mit den Vulkanen in Verbindung stehen.

Der Elephant.

(Beschluß von Seite 72.)

Ist der Elephant einmal böse, so ist er fürchterlich, und wenn er sich der empfangenen Wohlthaten auch lange Zeit erinnert, so vergißt er dagegen Beleidigungen und Neckereien nicht leicht; manchmal rächt er sich nur auf eine lächerliche Art, allein häufiger wird es Ernst. Wir wollen hievon zum Schluße noch einige Beispiele erzählen.

Bei einem zur Schau herumgeführten Elephanten nahm sich ein Herr heraus, ihm zwar anfangs mehreres Naschwerk zu geben, dann aber ihn zu necken. Der Elephant schien dieß ganz philosophisch zu ertragen, allein er wartete nur auf einen günstigen Augenblick, sich zu rächen. Der Wärter gab Wasser zum trinken, damit füllte er sich den Rüssel ganz voll, und unversehens bespritzte er den elegant gekleideten Herrn von oben bis unten zum großen Gelächter der Zuschauer.

Ein Mahler in Versailles wollte den dortigen Elephanten mahlen, in der Stellung, wie er den Rüssel in die Höhe hält und den Mund öffnet. Um dieß zu bewerkstelligen, saß der Zeichner seitwärts in einiger Entfernung, und ließ durch seinen Bedienten für den Elephanten Obst in die Höhe werfen, welches dieser dann auffieng. Um ihn länger in dieser Stellung zu sehen, befahl der Mahler, den Elephanten durch die Bewegung des Werfens einigemal zu hintergehen, ohne ihm jedesmal das Obst wirklich hinzuwerfen. Der getäuschte Elephant ersah sofort mit richtigem Blick den Urheber dieser Beleidigung; er füllte seinen Rüssel mit Wasser, rächte sich nicht an dem Bedienten, sondern an dem Mahler, dem er jetzt aus seinem Rüssel einen solchen Strahl von Wasser zublies, daß die ganze Arbeit vernichtet wurde. In einem andern Fall nahm der Elephant eine solche Neckerei so übel, daß er über den Necker herfiel, ihn durch einen Schlag mit dem Rüssel zu Boden warf, ihm zwei Rippen und ein Bein zerbrach, und ihn getödtet haben würde, wenn es dem Wärter nicht gelungen wäre, das wüthende Thier abzuhalten.

Der nämliche Elephant lösete einmal, da er nicht gern an seinem Standorte angefesselt seyn wollte, die Schnalle eines großen doppelten ledernen Riemens auf, den man ihm um das Hinterbein gebunden hatte. Der Wärter fesselte ihn aufs neue, und befestigte die Schnalle und den Riemen noch mit einem kleinen Bindfaden, worin er eine Menge Knoten geknüpft hatte. Allein der Elephant lösete abermals, mit der größten Kaltblütigkeit und Geduld

alle die kleinen Knoten wieder auf, ohne weder den Bindfaden noch den Riemen zu zerreissen.

In Paris mußte eine Schildwache bei der Menagerie die Zuschauer abhalten, den Elephanten, die in einem Hofe herumspazierten, zu fressen zu geben; einst wollte dieselbe einen Zuschauer warnen, der den Thieren ein Stück Brod darbot, als sie plötzlich von dem einen Elephanten über und über mit Wasser begoßen wurde. Ungeachtet des entstehenden Gelächters wischte sich die Schildwache ruhig ab, und vertrat den Dienst weiter sehr eifrig, aber unversehens riß ihm das Weibchen des Elephanten die Flinte mit dem Rüssel aus der Hand, trat darauf und wand den Lauf wie eine Schraube.

In Cassel versäumte einst ein Elephantenwärter, dieß Thier zu rechter Zeit zu füttern; darüber wurde dasselbe so aufgebracht, daß es sich losriß, sich sein Futter in der Nähe mit Gewalt holte, alle Geräthschaften des Wärters, Kleider, Betten u. s. w. in einen Winkel seines Stalles trug, seinen Urin und Unrath darauf ließ, und endlich alles in Stücke stampfte.

Ein anderer Elephant hatte die Gewohnheit, wenn er zur Tränke geführt wurde, jedesmal bei dem Laden eines Schneiders stehen zu bleiben, er reckte seinen Rüssel hinein und sah was darinnen vorging. Gewöhnlich neckte ihn dann der Schneider und stach ihm mit der Nähnadel in den Rüssel. Eines Tages machte es der Schneider ihm zu arg, und als der Elephant von der Tränke zurückkam, hatte er eine große Menge Wasser in dem Rüssel eingezogen und darin aufbewahrt; er trat wiederum an den Laden, streckte den Rüssel hinein, und als der Schneider sein gewöhnliches Spiel mit der Nähnadel wiederholte, so spritzte der Elephant die ganze Wasserfluth dem Schneider ins Gesicht und auf die Waare, daß der Mann sich kaum zu retten wußte, und sich später dann nie mehr einfallen ließ, einen Elephanten zu necken.

So wild und grausam der Elephant auch werden kann, so hält er doch oftmals mit seinen Verwüstungen augenblicklich inne und scheint gleichsam das, was er gethan hat, zu bereuen.

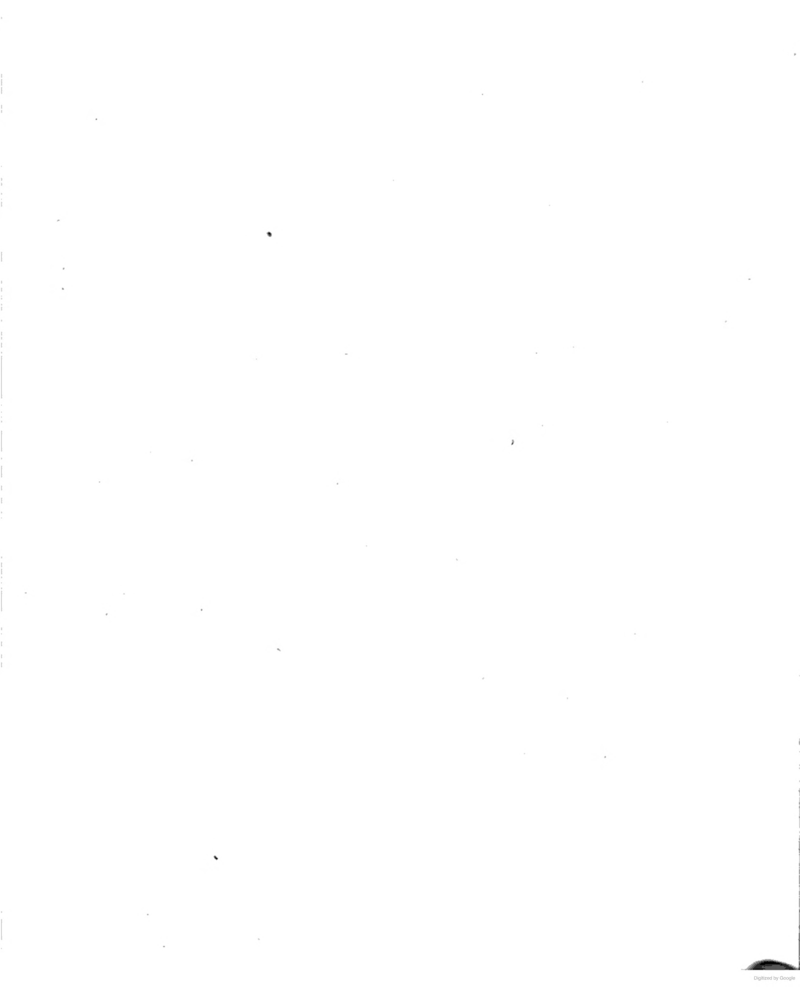
Tavernier erzählt, ein indischer Fürst sey mit seinem Sohne auf einem Elephanten auf die Jagd geritten, als derselbe in seine periodische Wuth verfiel, und ganz unlenksam und rasend wurde. Um das Leben des Fürsten zu retten, opferte der Führer, dem der Fürst Versorgung seiner Familie versprochen hatte, sich selbst auf, der Elephant ergriff ihn mit seinem Rüssel und zertrat ihn, dann aber, wie von Reue ergriffen, wurde er ganz ruhig, und schien fast traurig zu seyn.

Ein anderer in Wuth gerathener Elephant riß sich in der Heftigkeit seiner Leidenschaften los. Sein Kornack, dem er sonst sehr zugethan war, trat ihm in den Weg; allein der Elephant achtete hierauf nicht, er tödtete ihn augenblicklich und suchte nun zu entfliehen. Die durch den Verlust des Kornacks unglückliche Frau eilte bei dem dadurch entstandenen Tumulte herbey, stellte sich dem rasenden Thiere in den Weg, warf in der Verzweiflung den ältesten Knaben vor ihn hin und schrie: „hast du den Vater getödtet, so tödte auch das Kind!“ Der Elephant blieb aber, wie erstaunt, besonnen stehen, nahm den Knaben sanft mit dem Rüssel auf, setzte ihn auf seinen Nacken, kehrte ruhig damit in den Stall zurück, und litt nie einen andern Kornack, als diesen; der Fürst bestätigte hierauf den Knaben in der Stelle seines verunglückten Vaters.

Im ruhigen Zustande hat man von dem Elephanten nichts zu befürchten; er trägt vielmehr Sorge, daß er niemand was zu Leide thut.

Baron von Lauriston erzählt als Augenzeuge, daß er einst in Laknoor gesehen, wie der Fürst auf seinem Elephanten ausritt, als gerade eine ansteckende Krankheit herrschte. Die Hauptstraße war mit Kranken und Sterbenden bedeckt, welche man um das Mitleid des Fürsten zu erregen, hingebracht hatte. Es schien unmöglich, daß der Elephant vorbeikommen konnte, ohne einige zu zermalmen, wenn der Fürst nicht so lange wartete, bis man sie auf die Seite schaffen konnte. Allein das that er nicht; der Elephant aber stand, ohne langsamer zu gehen, den Unglücklichen bei, schob die einen mit dem Rüssel auf die Seite, half andern auf die Beine, und schritt über die Uebrigen so geschickt hinweg, daß auch nicht einer verwundet wurde.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Die Elephantenburg des Grosschans Kublai.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Elephantenburg des Großkhan's Kublai.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XX.

In No. 17, Seite 68 unseres Blattes haben wir erzählt, daß in den frühern Kriegen, bevor noch das Pulver erfunden war, die Elephanten zum Tragen kleiner Festungen oftmals verwendet worden seyen.

Um nun unsern verehrten Lesern eine solche possierliche Vertheidigungsart auch anschaulich zu machen, liefern wir die hier beifolgende Abbildung einer Burg, in welcher im Jahre 1257 ein Enkel des berühmten Dschingiskhan, Namens Kublai, in einer Schlacht, die derselbe gegen seinen Verwandten Nayan unternahm, commandirte.

Diese Burg war von Holz erbaut und stand auf vier nebeneinander zusammengekoppelten Elephanten, wie es bei den alten Persern Mode war. Der Körper der Thiere war durch einen dicken Mantel von gebranntem Leder geschützt, über welchen ein mit Gold gestickter Teppich herabhing. In der Burg befanden sich viele Arm-, Brust- und Bogenschützen, und darüber wehte die kaiserliche Fahne mit dem Bilde der Sonne und des Mondes.

Die Schlacht fand etwa auf dem halben Wege zwischen Peking und Sibirien Statt, und wurde dadurch herbeigeführt, weil Nayan den Kublai, der Großkhan der Mongolen und Tartaren war, vom Throne stoßen wollte. Nayan hatte eine Armee von 400,000 Reitern beisammen; unter diesen waren viele Christen, und Nayan selbst hatte die christliche Taufe erhalten; Kublai's Heer dagegen bestund aus 260,000 Reitern und 100,000 Mann Fußtruppen. Die Schlacht war äusserst blutig, und der Sieg lange zweifelhaft. Endlich entschied er sich für den Großkhan. Nayan wurde gefangen und zwischen zwei Teppichen getödtet, damit Sonne und Luft das Vergießen kaiserlichen Blutes nicht mit ansehen sollten.

Die Brieftasche.

William Rodney stammte von armen, aber redlichen Eltern ab, die in einer Landstadt Englands in den dürftigsten Umständen lebten. William hatte die Handlung erlernt, und stand in seinem zwanzigsten Jahre als erster Diener der Handlung eines Kaufmannes in Yarmouth vor. Fast jedes Vierteljahr sandte er die Hälfte seines Gehaltes an seine armen Eltern, und freuete sich dann jedesmal herzlich, wenn diese ihm dankten und ihn den Erhalter in ihren alten Tagen nannten. Jetzt aber starb sein Herr, und William, obgleich als ein geschickter, treuer und redlicher Mensch in der ganzen Stadt bekannt, konnte dennoch kein neues Unterkommen finden. Daß er jetzt seine Eltern in ihrer Noth nicht unterstützen konnte, war sein größter Schmerz. —

Er reiste darum nach London, um in dieser kleinen Welt ein Unterkommen zu finden; allein bei allem seinem Bestreben, bei den besten Zeugnissen, die er aufzuweisen hatte, wollte ihm dieses keineswegs glücken. Schon hatte er sein wenig baares Geld verzehrt, schon seine besten Kleider, Uhr und Weißzeug verkauft, und noch sah er sich ohne Brod.

Mit dem letzten Schilling in seiner Tasche, fast an einer weisen Vorsehung zweifelnd, die so oft den armen Redlichen im Elende darben und hülflos dahin schmachten läßt, indem sie den Schurken mit allem Glück überschüttet, durchwanderte William den Park von St. James, und warf sich erschöpft mit dem Gedanken an seine Noth auf eine Bank. Gegen ihm über saß ein Herr, dieser notirte etwas in sein Taschenbuch, legte dieses neben sich, und entfernte sich bald darauf; auch William hatte jetzt den Vorsatz gefaßt, als Matrose auf einem Kauffartheischiffe Dienste zu nehmen, stand im Begriffe selbigen ohne Verzug auszuführen, als er auf der Bank, die der Herr verlassen hatte, etwas erblickte, das er sogleich als das Taschenbuch Jenes erkannte; er hob es auf, kein Name des Eigenthümers war an Allem was es enthielt, zu erkennen, aber 10,000 Pfund Sterlinge an Banknoten enthielt eine Nebentasche.

„Hier hätte Dein Elend auf einmal ein Ende!" war Williams erster Gedanke. — „Nein, Du willst kein Schurke werden, willst redlich handeln," sein zweiter; und er eilte mit dem Taschenbuche seinem Eigenthümer nach. — Vergebens, dieser war verschwunden. Was sollte William nun thun? Den Fund in den Zeitungen bekannt machen lassen, wäre das Beste gewesen, allein er war wirklich zu arm, um die Kosten für das Einrücken der Nachricht in den öffentlichen Blättern bezahlen zu können. Und doch that er es, er verkaufte einen kleinen goldnen Ring, das Andenken seines geliebten Mädchens, der Tochter eines unbemittelten Landmanns in seinem Geburtsorte, für sieben Schillinge, und bezahlte den Druckerlohn für die Nachricht seines Fundes.

Allein Niemand meldete sich zu dem Gefundenen. William war dadurch in einer großen Verlegenheit. Er mußte nothgedrungen für ein Unterkommen sorgen; dieses hier in London zu finden, mißglückte ihm, er mußte solches anderswo suchen, und was sollte er derweilen mit dem Taschenbuch anfangen? Mit sich nehmen konnte und wollte er es nicht, und war daher schon entschlossen, es einer Gerichtsperson zu übergeben, und dann Dienste zur See zu nehmen. —

Eben im Begriffe nach dem See-Comptoir zu gehen, traf er auf dem Wege dahin einen Bekannten, der vormals auch als Handlungsdiener in Yarmouth gestanden hatte, und nun in London in Condition war; diesem entdeckte er seine Lage und den Vorsatz, Matrose werden zu wollen, auch den Fund des Taschenbuchs mit seinem Inhalte verschwieg er ihm nicht.

„Du bist zu gewissenhaft," sagte dieser. „Wer dieses Taschenbuch mit seinem reichen Inhalte verloren hat, wird sicher gerne 100 Pf. St. dem ehrlichen Finder geben, wenn er solches wieder erhält. Nimm also einstweilen praenumerando diese 100 Pf. davon, diese werden Dich in Stand setzen, davon leben zu können, bis Du eine oder die andere Stelle erhältst. Lege dann die andern 9900 Pf. so an, daß sie dir etwas einbringen, und daß Du sie doch jede Stunde erheben kannst, wenn derjenige sich meldet, der sie verloren hat."

Der Rath schien William nicht verwerflich, er befolgte ihn und sandte sogleich seinen Eltern 30 Pf. St. davon. Von dem Uebrigen lebte er so genau wie möglich, und sah sich unter der Hand ohne Unterlaß nach einem Dienste um. Auch dieses glückte ihm und er kam bei einem Kaufmanne, Jefferson mit Namen, der reich war und große Geschäfte machte, als zweiter Commis an.

Williams Gehalt war jetzt ansehnlich, bald ersetzte er die aus der Brieftasche genommenen 100 Pfd., und konnte dennoch seine Eltern wie zuvor unterstützen. Noch hatte er die 10,000 Pfd. nicht angelegt, jetzt glaubte er es ohne Risico in der Handlung seines Herrn thun zu können, und entdeckte demselben die Sache.

Herr Jefferson lobte die Ehrlichkeit seines Commis, und erlaubte ihm das Geld in seiner Handlung auf Williams eigne Rechnung anlegen zu können. „Sollte sich auch der Eigenthümer melden, so werde ich ihn aus meiner Kasse bezahlen, ich verliere dabei nichts, Sie aber können ein Ansehnliches gewinnen;" sagte derselbe.

William machte sich diese Erlaubniß zu Nutzen, und binnen vier Jahren hatte er bereits 2500 Pfd. gewonnen. Sein Herr, der sehr wohl mit ihm zufrieden war, gab ihm jetzt den Rath, da sich kein Eigenthümer zu dem Gelde gemeldet hatte, obgleich noch öfters William den Fund

öffentlich kund that, selbst eine Handlung anzulegen, er wolle ihm noch beiseits für 5000 Pfd. creditiren.

Die Aussicht, selbst Kaufmannsherr werden, und seine Geliebte als Gattin heimführen, und besonders seine Eltern zu sich nehmen zu können, bewog William, das Anerbieten seines Herrn dankbar anzunehmen, und er etablirte auf dem Strande in London eine Handlung, heirathete seine Betty und nahm seine Eltern zu sich.

Durch Fleiß, Ordnung und Kenntnisse brachte William es bald dahin, daß er die von Herrn Jefferson ihm vorgeschossenen 5000 Pfd. nicht allein zurückbezahlen, sondern auch seinen Handel sehr erweitern konnte.

Obgleich in dem Zeitraum von 14 Jahren sich Niemand zu dem verlornen Taschenbuch meldete, so betrachtete doch immer William die darin gefundene Summe nicht als sein Eigenthum, und legte, da er jetzt sehr glücklich in einigen Speculationen gewesen war, die 10,000 Pfd. St. in die Bank von London, als ein besonders stündlich zu erhebendes Kapital, das Taschenbuch mit noch einigen unbedeutenden Papieren, die darin waren, verwahrte er aber als ein Heiligthum. —

So waren zwanzig Jahre verflossen, Williams Eltern waren, ihren guten Sohn segnend, aus der Welt gegangen, und sein ältester Sohn Georg, der ebenfalls die Handlung erlernte, reiste als Oberaufseher über die Waaren mit einem Schiffe nach Amerika.

Bei der Rückreise des Schiffes, das in Boston vor Anker lag, meldete sich bei dem Capitain desselben ein ziemlich dürftig gekleideter und schon bejahrter Mann, ob er und seine Tochter nicht für Zahlung die Reise nach London mitmachen könnten. Der Capitain, bei dem sich eben Georg Rodney befand, gerührt von dem ehrwürdigen und dürftigen Ansehen des Anfragenden, bewilligte demselben sein Gesuch zu einem höchst niedrigen Preise. —

Den Abend vor der Abreise des Schiffes erschien Herr Brougton mit seiner Tochter Arabella, und sie nahmen Platz von der ihnen angewiesenen Cajüte. Das Schiff segelte nach England zurück, und man machte nähere Bekanntschaft. Der Capitain des Schiffes sowohl als Georg bewunderten bald die ausgebreiteten Kenntnisse des Herrn Brougton, der in Boston als Kaufmann ansässig gewesen, ohne seine Schuld Bankrott machte, und nun mit seiner einzigen Tochter nach England reiste, wo ihm eine kleine Leibrente zugefallen war.

Die angenehme und stets lehrreiche Unterhaltung führten fast stündlich den jungen Georg in Brougtons Gesellschaft, wo er auch das anspruchlose, sittlichgute Betragen von Arabellen schätzen lernte.

Bei der Ankunft des Schiffes in London, bot Georg Herrn Brougton und dessen Tochter einstweilen, bis sie eine schickliche Wohnung hätten, sein elterliches Haus an; welches Anerbieten man für einige Tage dankbar annahm.

Vater William empfing seine Gäste herzlich, und da er bald ihren vollen Werth sowohl, als ihr unverschuldetes Unglück kennen lernte, so bat er den alten Brougton, sein Haus nicht zu verlassen, räumte ihnen einige Zimmer ein, und sie wurden von nun an als Hausgenossen betrachtet.

William war sehr gerne in Herrn Brougtons Gesellschaft, und öfters machten die Beiden kleine Touren in und um London. Eines Abends waren Beide in dem Park von St. James.

„Von diesem Orte," sagte Brougton, „ging der Anfang meines Unglückes aus, als ich vor acht und zwanzig Jahren hier in London war."

„Wie so," fragte William Rodney sehr aufmerksam.

„Ich verlor damals ein Taschenbuch mit 10,000 Pfd. St." —

„Und haben es nicht wieder erhalten?" fragte sein Begleiter ferner.

„Nie!" war Brougtons Antwort. Ich bekam am nämlichen Tage die Nachricht von einer schweren Krankheit, an der meine Gattin in Boston darnieder lag; da nun ein Schiff eben von hier nach Amerika absegelte, so eilte ich ohne weiteres dahin, da ich auch ohnehin wußte, daß ein Finder solcher Summen selten so ehrlich ist den Fund zurückzugeben; darum habe ich mich auch nie mehr darnach erkundigt."

„Sie hätten sich doch darnach billig erkundigen sollen," sprach William, „denn es giebt doch noch

ehrliche Leute in unserer Welt; so kenne ich einen, der viele Jahre lang, ja noch jetzt ein Taschenbuch aufhebt, und die darin gefundene Summe noch jetzt als heilig und als fremdes Eigenthum betrachtet, nachdem er viele Jahre hindurch seinen Fund in den öffentlichen Blättern kund machte."

„Ein höchst seltner Fall!" erwiederte Brougton. „Den redlichen Mann möchte ich kennen lernen."

„Das sollen Sie nächster Tagen!" sprach Rodney; und bezweifelte nun keineswegs, daß das von ihm gefundene Taschenbuch das Eigenthum Brougtons sey, da das Jahr, in welchem er es gefunden, der Ort und die Summe genau mit dem übereinkam, was Brougton angegeben hatte.

Einige Tage darauf veranstaltete Vater William ein feierliches Gastmahl, wozu er besonders Herrn Brougton und dessen Tochter einlud. Niemand wußte sich diese besondere Feierlichkeit zu erklären, bis nach geendetem Mahle Rodney aufstand, sich entfernte und in wenig Minuten mit einem Teller, worüber ein Tuch ausgebreitet lag, erschien; er ging auf Herrn Brougton zu, und sprach, indem er das Tuch vom Teller nahm, auf dem jetzt nebst einem Schreiben, das wohl bekannte Taschenbuch sich befand:

„Nehmen Sie hier, lieber Brougton, mit der Ueberzeugung, daß es noch redliche Menschen giebt, ihr längst verlornes Eigenthum zurück. Ich war der Finder desselben, und ließ vielmals meinen Fund öffentlich bekannt machen. Durch ihn erwarb ich mein Vermögen; billig daß ich ihnen nebst dem Kapital auch die Interessen desselben, und die Interessen der Interessen von 28 Jahren übergebe. Hier in diesem Papiere finden Sie die richtige Berechnung und zugleich in Bankuoten die Summen.

„Halt Freund!" rief hier Herr Brougton, indem er aufstand. „Ja, diese Brieftasche ist die Meine und mit Recht gehört mir die Summe von 10,000 Pf. St., die sich darin befand. Dieses, und auch keinen Schilling mehr werde ich annehmen, und da ihr Sohn Georg meine Tochter liebt, und sie ihn, so gebe ich — wenn es Ihren Beifall hat — meine Einwilligung zu dieser Verbindung, und diese Brieftasche mit ihrem Inhalte sei die Aussteuer meiner Arabella. Hier Tochter! ist dein Heirathsgut, ich kann von meiner Leibrente leben, und sollte es mir fehlen, so habe ich ja hier einen seltenen Freund, und Kinder, zu denen ich meine Zuflucht nehmen kann."

Es blieb bei dieser Entscheidung, bald darauf führte Georg Arabellen als seine Gattin heim und etablirte eine eigne Handlung, in welcher sein Schwiegervater ihm mit dem besten Rathe beistand.

Angenehme Lectüre.

Der Graf von ***, ein geistreicher Cavalier, nicht selten mit seinen Finanzen uneins, hatte der vollen Gnade seines Fürsten sich zu erfreuen und war stets in seiner Umgebung.

Eines Tages bemerkte der Fürst eine seltene trübe Stimmung an diesem seinem Favoriten, und die Ursache derselben bald durchschauend, zog er ihn bei Seite, indem er ihm tröstend in's Ohr raunte: Sie sind unzufrieden, Graf, ich glaube den Grund Ihres Unmuthes zu kennen. Sie müssen sich zerstreuen, ich will Ihnen ein gutes Buch schicken, das Sie aufheitern wird.

Am andern Morgen übersandte der Fürst dem Trostbenöthigten ein in Maroquin sauber eingebundenes Buch, dessen Inhalt 10,000 Rubel in Papiergelde war. —

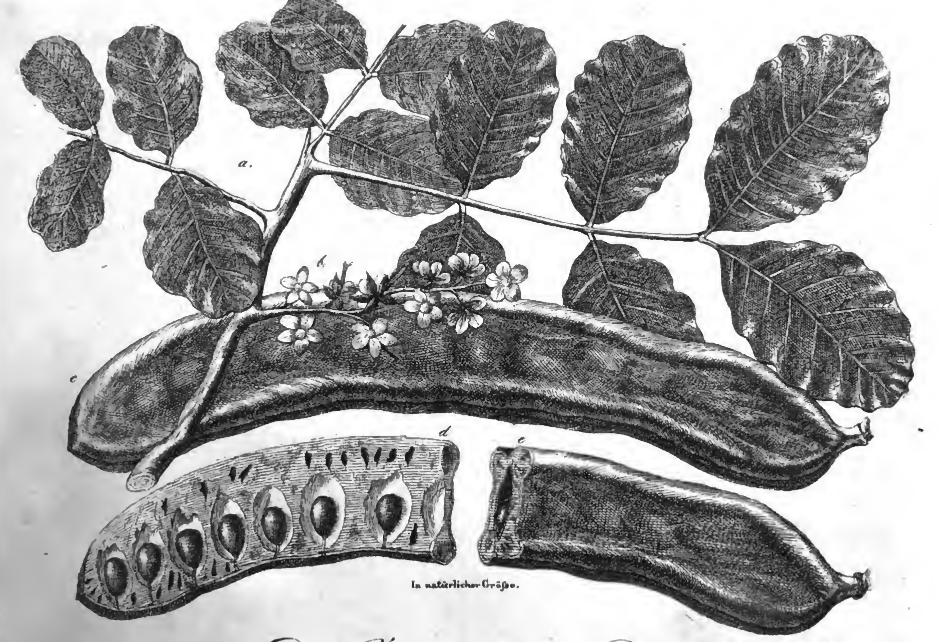
Nun, wie hat Ihnen die Lectüre gefallen, die ich Ihnen geschickt habe? fragte einige Tage nachher der Fürst den Beschenkten.

Ein vortreffliches Buch, Euer Durchlaucht! — erwiederte der Graf — Ich bin von dem Inhalte so entzückt worden, daß ich schon damit zu Ende bin, und begierig dem zweiten Theile entgegen sehe!

Der gute Fürst, von diesem Einfalle überrascht, schickte seinem enfant gâté wirklich ein zweites Büchlein von demselben Inhalte wie das erste, ließ aber am Ende ein weißes Blättchen einheften, worauf er die Worte schrieb: „Ende des zweiten und letzten Bändchens."

(a. d. AbendZtg.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der Johannesbrod = Baum.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden frenco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Das Johannesbrod.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1828. Tab. XXI.

Das Johannesbrod, welches seinen Namen der Sage nach daher erhalten hat, weil es Johannes dem Täufer in der Wüste zur Speise gedient haben solle, — sonst auch Bockshörnlein, Candiol oder Sodbrod genannt — kommt von einem mittelmäßigen Baume, dessen Blätter (fig. a.) das ganze Jahr hindurch dunkelgrün, glatt, am Rande etwas wellenförmig gebogen und so dick wie die Blätter des Buchsbaumes sind.

Der Johannesbrod-Baum wächst in Syrien, Aegypten, auf der Insel Cypern, in ganz Italien und Spanien im Freien; bei uns kommt er aber nur in Treibhäusern fort und bringt da selten reife Früchte.

Die Blüthen (fig. b.) treiben aus den Aesten in traubenähnlicher Form hervor, und ihre Blättchen haben eine röthliche Farbe. Die Frucht (fig. c. d. e.) ist eine lange, zuweilen etwas gekrümmte und Daumens dicke Schote, von ungleicher Länge, die anfänglich grün und von herbem und unangenehmem Geschmack ist, getrocknet aber eine kastanienbraune Farbe und einen süßen Geschmack bekommt und inwendig einige Gruben hat, worin ganz dunkelbraune, nach unten zugespitzte, knochenharte Saamenkerne liegen, die durch besondere Häutchen von einander unterschieden werden. Die Frucht scheint von aussen ganz trocken zu seyn, enthält aber ein schleimiges, süßes Mark, um dessentwillen sie verschiedentlich zu gebrauchen, wurmstichige und schimmelige aber ganz unnütz ist. Man kann aus dem Marke, wenn die Saamen abgesondert werden, ein honigsüßes Extrakt bereiten. Das süße Mark ist als Speise gesund, es dämpft die Säure, lindert die Schärfe und wird bei Husten, Brennen im Halse und vorzüglich gegen das Sodbrennen empfohlen, daher diese Frucht auch Sodbrod genannt wird. Man pflegt die Frucht roh zu essen oder auch mit Wasser abzukochen. Sie dient in den Morgenländern, und insonderheit auf der Insel Cypern, wo sie in dem größten Ueberflusse wächst, nicht allein den Einwohnern zur Nahrung und Speise, sondern auch zum Futter für Vieh, das davon sehr fett wird. Von Candia aus geht jährlich eine große Menge dieser Frucht nach Constantinopel, wo sie Kinder und Arme genießen. Auch in Spanien gewinnt man sehr viel Johannesbrod, so daß die Pferde damit gefüttert werden.

Die Aegyptier und Araber und andere orientalische Völker, pressen aus der Frucht, wenn sie noch frisch ist, einen honigsüßen Saft zu allerlei Gebrauch, und machen damit, anstatt des Zuckers, andere Früchte ein. In Syrien wird daraus eine Art Wein bereitet.

Das Johannesbrod kommt in so großer Menge zu uns, daß man es in den meisten Material- und Specerei-Handlungen findet; es ist sehr wohlfeil und man bekömmt für einen Kreuzer die größte Schote.

Von dem oben erwähnten honigähnlichen Safte aber, den die Aegyptier und Araber daraus pressen, wird nichts zu uns gebracht.

Bei dem Einkauf des Johannesbrodes muß man darauf sehen, daß es nicht zu alt und von Würmern zerfressen, sondern frisch und saftig sey, im Bruche ein einigermaßen weiches Mark zeige, und daß die Saamen darin beim Schütteln nicht klappern.

Das harte, geäderte, sehr schön dunkelbraune Holz des Johannesbrod-Baums dient zu eingelegten und andern Tischler-Arbeiten.

Der Mantelsack.

Der Ehesegen war das größte Glück, dessen sich der redliche Bauer Martin erfreute; er hatte fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen.

Martin war ein fleißiger und geschickter Ackersmann, aber dennoch konnte er bei all seiner guten Wirthschaft, worin ihm sein Weib Gertrud treulich die Hand bot, auf keinen grünen Zweig kommen; oft war in seinem Hause Schmalhans im engsten Verstande Küchenmeister, und die Seinigen darben zu sehen, machte dem armen Manne oft trübe Stunden. —

Sein Dorf, in welchem er wohnte, gehörte einem Edelmann, der in der Residenz lebte, und dessen Verwalter sehr streng auf das pünktliche Auszahlen der Abgaben der Unterthanen bestand. War das Geld nicht auf den Tag in Bereitschaft, so erfolgte unausbleiblich ohne Verzug Execution und Auspfändung. Dieß wußte Martin, und hatte auch jedesmal sich vor dieser Behandlung gehütet, und daher war er in der größten Verlegenheit, als sich jetzt die Zeit nahete, die herrschaftlichen Gelder abzutragen, und er kaum die Hälfte davon im Besitz hatte.

Mißmuthig und traurig bearbeitete er daher eines Tages einen seiner Aecker, der nicht weit entfernt von einer Heerstraße lag. An seine betrübte Lage denkend, setzte er sich auf seinen Pflug, und verzehrte sein karges Morgenbrod, als er in dem Chausseegraben etwas rothes erblickte; er ging darauf zu, und hier lag ein schwerer rother Mantelsack, der wahrscheinlich von dem Wagen eines Reisenden abgefallen war, denn noch waren Stricke darum, die sich aber aufgelößt oder entzweigerieben hatten.

Martin hatte Mühe den schweren Fund aufzuheben. Er übergab seinem ältesten Sohne, einem Knaben von acht Jahren, einstweilen die Obsorge für die Ackerpferde, lud den Mantelsack auf seinen Rücken und eilte damit zu seinem Pfarrer, dem er seinen Fund in Verwahrung gab, und ihn bat, denselben in den Zeitungen bekannt zu machen.

Der Pfarrer lobte Martins Ehrlichkeit, ließ den Ortsvorsteher rufen und eröffnete in dessen und Martins Gegenwart den Mantelsack, um den Inhalt zu erfahren und aufzuzeichnen. Es fand sich hier, nebst Kleidung und Weißzeug, eine Summe von 3000 Dukaten in Gold.

„Eine gute Belohnung," sagte der Pfarrer zu Martin, „muß euch auf jeden Fall werden, und da ich Eure bedrängten Umstände kenne, so werde ich einstweilen im Namen desjenigen, der dieses verlohren hat, Euch 60 fl. geben; damit könnt Ihr Eure Abgaben bezahlen und behaltet noch einen Rest in Eurer Wirthschaft."

Mit Dank nahm Martin das Geld, und eilte freudig nach Haus, um sein Glück den Seinigen zu verkünden. Der Pfarrer säumte nicht, den Fund des Mantelsackes in mehreren stark gelesenen Zeitungen einrücken zu lassen, allein es meldete sich kein Eigenthümer, und da dieses binnen drei Jahren nicht geschah, so glaubte der Pfarrer mit Recht, an Martin das Ganze übergeben zu müssen und ließ ihn zu sich rufen.

„Ich übergebe Euch hiermit den Mantelsack mit seinem Inhalte; was Kleidung und Weißzeug betrifft, dieß könnt Ihr Euch ganz zueignen, auch das Geld ist Euer Eigenthum, doch müßt ihr Euch allezeit bloß als ein treuer Verwalter davon ansehen, es so anlegen, daß ihr dem Eigenthümer, wenn sich noch einer melden sollte, welches aber nicht wahrscheinlich ist, jede Stunde davon Rechenschaft geben, und es ihm am Werthe wenigstens ersetzen könnt." So sprach der Pfarrer, und Martin beschloß, auf dessen Rath, ein schönes Freigut, das eben im Dorfe zu verkaufen stand, für 12,000 fl. zu erstehen, und den Rest des Geldes auf eine kluge Weise zur Verbesserung des Gutes anzuwenden.

Das geschah, und durch Martins kluge Wirthschaft und Gertrudens gute Haushaltung, war nach Verlauf von 6 Jahren das Gut unter Brüdern seine 18,000 fl. werth, und Martin der reichste Bauer im Dorfe. Sein Wohnhaus war reinlich und sauber, gut eingerichtet und zeichnete sich, ebenso wie seine Bewohner, vor allen im Dorfe aus.

Obgleich Martin, wie gesagt, das Geld, das er im Mantelsack fand, angelegt, und die Kleider und Weißzeug längst verbraucht hatte, so war ihm doch immer der rothe Mantelsack ein Heiligthum; er

verwahrte ihn in einer Kiste bei seinen besten Sachen, klopfte und bürstete ihn öfters aus und hob ihn dann wieder auf, ohne ihn weiters zu gebrauchen.

So waren bereits 14 Jahre vergangen, seitdem Martin seinen glücklichen Fund gethan. Sein Hauswesen verbesserte und vergrößerte sich täglich, er hatte sein Gut ansehnlich vermehrt, noch mehrere Felder dazu gekauft, seine Kinder, jetzt sieben an der Zahl, waren herangewachsen, und waren unter der Eltern Zucht tugenhaft und arbeitsam geworden. Der zweite Sohn war bereits unter der Aufsicht und mit der Hülfe des redlichen Pfarrers so weit gelangt, daß er bald eine hohe Schule beziehen konnte; die übrigen Söhne trieben den Ackerbau, und die wirthschaftlichen Töchter waren allgemein geachtet. Mit einem Wort, Vater Martin war in seinem Stande in allem Betracht glücklich.

Eines Abends saß der zufriedene Hausvater in der Mitte seiner Familie. Er besprach sich mit den Seinigen über die Wirthschaft, und machte Pläne in die Zukunft für das Glück seiner Kinder, auch der Pfarrer, der ihn öfters besuchte, war anwesend; da erschien der Dorfwächter und meldete Martin, der bereits geraume Zeit Schulze des Dorfes geworden war, daß ein fremder Mann, sehr krank, hinter dem Zaune von Martins Garten läge.

„Dem muß Hülfe werden!" rief Martin, und eilte sogleich mit seinem ältesten Sohne nach dem Orte hin; hier fand er einen zwar höchst dürftig, doch reinlich gekleideten Mann, von ungefähr 50 Jahren, durch Schwäche und Krankheit unfähig weiter zu wandern. Ohne langes Fragen brachte er ihn mit seines Sohnes Hülfe nach seinem Hause, und befahl sogleich in einem leeren Zimmer ein Bett zurecht zu machen, während dem Mutter Gertrud sogleich eine Weinsuppe bereitete, dem Kranken dadurch eine Stärkung zu verschaffen. Nicht genug mit diesem mußte einer der Söhne ohne Verzug nach dem Arzte des Orts laufen, um diesen zu holen. Derselbe erschien, und erklärte die Krankheit des Fremden für ein starkes Fieber, das durch Anstrengung und Mangel an Nahrung entsprungen sey, und verschrieb die nöthigen Arzneien, indem er dabei versicherte, daß eine gute Pflege und eine kräftige Diät das Meiste zu der Genesung des Kranken thun müsse.

„An dem soll es nicht fehlen," sagte Martin, bat den Arzt jeden Tag zu kommen, ließ sogleich die Arzeneien bereiten, den Kranken in sein bestimmtes Zimmer zu Bette bringen, versorgte ihn mit reiner Wäsche von der seinigen, und befahl seiner Frau und den Kindern seinen Gast ja bestens zu pflegen.

Gewiß ist das Capitel von dem barmherzigen Samariter in der Bibel eines der schönsten; denn Barmherzigkeit gegen seinen bedürftigen Mitbruder, ist eine der ersten Tugenden, die uns unserm Lehrer und göttlichen Meister so nahe bringt.

Unserm Vater Martin und den Seinigen war diese Tugend nicht fremd, sie übten sie bei jeder Gelegenheit ohne Gepränge und ohne Heuchelei aus. — So oft es daher nur Martins Geschäfte erlaubten, besuchte er seinen kranken Gast, ohne ihm mit ferneren Fragen beschwerlich zu fallen, und dieser besserte sich täglich, bei der guten Pflege, die er erhielt, und bezeugte seine Dankbarkeit.

Als der Tag erschien, an dem der Fremde zum erstenmal sein Zimmer verlassen konnte, lud ihn Vater Martin zu seinem Tische, der diesen Tag etwas reichlicher als gewöhnlich versehen war.

„Wir wollen ihre Wiedergenesung feiern!" sagte er zu dem Fremden, den er in der Zeit als einen gebildeten und welterfahrnen Mann hatte kennen lernen.

„Schon zu viel des Guten," sagte der Fremde, der sich Braunberg nannte, und dessen Namen man heute erst von ihm selbst erfuhr: „Schon zu viel des Guten habe ich von Ihnen und den Ihrigen erhalten, und jetzt schmerzt mich erst meine Armuth, daß ich nicht im Stande bin, diese Wohlthaten vergelten zu können, für die ich aber nichts, als den wärmsten Dank habe. Sie waren so gut, mich hülflosen kranken Mann aufzunehmen, ohne zu wissen, wer ich war, ohne mich darnach zu fragen; es ist billig, daß Sie jetzt erfahren, wer ich bin. Ich bin ein Handelsmann, und war ein wohlhabender Mann, doch seit fünfzehn Jahren hat mich unverschuldeter Weise das Glück verlassen. Ich verlor hier in der Nähe dieses Dorfes, durch die Nachlässigkeit meines Dieners, eine ansehnliche Summe Geldes, eine noch größere Summe durch den Bankerott eines Handelshauses in Hamburg, und den Rest meines Vermö-

gens, da ich für einen Freund gutgesprochen hatte, der sich treulos entfernte und für den ich zahlen mußte. Seit dieser Zeit, wollte mir nichts mehr glücken, ich lebte in Armuth. Eben stand ich im Begriffe eine Reise nach Hamburg zu machen, indem ich von einem fremden Kaufmanne die Nachricht erhalten, daß der, für den ich einst gut gesprochen hatte, mit einem ansehnlichen Vermögen aus Indien zurückgekehrt sey, als ich unterwegs erkrankte, und so mildreich in ihr Haus aufgenommen wurde."

„Sie erwähnten," sagte Vater Martin, „so eben einer ansehnlichen Summe Geldes, die Sie hier in der Nähe unseres Dorfes verloren hätten. Wie viel betrug denn diese Summe?

Es waren, antwortete Braunberg, 3000 Stück Dukaten, nebst Kleidung und Weißzeug, in einem rothen Mantelsack, der durch die Nachlässigkeit meines Dieners verloren gieng. —

Martin. Haben sie dann den Verlust nie in den Zeitungen bekannt machen lassen?

Braunberg. Ich that so, ließ es in die Frankfurter und Hamburger Zeitung setzen, aber ich erhielt keine Nachricht.

Martin. Diese Zeitungen werden freilich hier in unserer Gegend wenig, wohl gar nicht gelesen. Haben Sie auch nie eine Anzeige, daß Jemand den Mantelsack gefunden habe, in den öffentlichen Blättern angeführt gesehen. —

Braunberg. Ich las wenig Zeitungen, und immer nur dasjenige, was Bezug auf Handel und Wandel hatte.

Martin. Würden sie wohl ihren Mantelsack noch kennen, wenn Sie ihn wieder sehen sollten?

Braunberg. „Wohl würde ich dieses. Er war von dunkelrothem Tuche, und mit weiß und blau gestreiftem Zeuge gefüttert, hatte zwei Nebentaschen, die mit gelben Schnallen zugemacht werden konnten."

Vater Martin rief einem seiner Söhne, sagte zu diesem etwas, dieser enfernte sich und kam bald darauf mit dem Pfarrer und dem Ortsvorsteher zurück. Martin hieß sie willkommen, ging dann über eine Kiste, nahm den bekannten Mantelsack und legte ihn vor Braunberg nieder.

„Hier ist Ihr Eigenthum! sagte er, und dieses Haus, alle meine Felder, mein ganzes Habe gehört Ihnen, denn von ihrem Gelde habe ich alles angeschafft. Daß ich als ein redlicher Mann handelte, muß mir hier der Herr Pfarrer und unser Ortsvorsteher bezeugen, indem ich meinen Fund durch den Herrn Pfarrer in dem Verlauf von drei Jahren achtmal in drei verschiedene Zeitungen setzen ließ. Nehmen sie also Herr Braunberg Besitz von Allem, ich bin jede Stunde bereit es Ihnen abzutreten."

Erstaunt blickte dieser auf den redlichen Mann, und rief endlich gerührt: „Es schmerzt und kränkt mich sehr, daß Sie mich für einen solchen undankbaren Menschen halten. Hätten Sie mir auch keine Wohlthat erwiesen, so könnte ich doch mit Recht nicht mehr als die 3000 Ducaten fordern. Doch es wird sich alles finden. Ich reise morgen von hier ab, das Weitere sollen Sie bald von mir hören, bis dahin bleibt es beim Alten, nur 20 Carolin erbitte ich mir zum Reisegeld, die reichen mir vollauf bis nach Hamburg und zur Rückreise."

Herr Braunberg wollte nichts weiter über die Sache sprechen, man mußte davon schweigen, und er reiste wirklich am andern Tage ab.

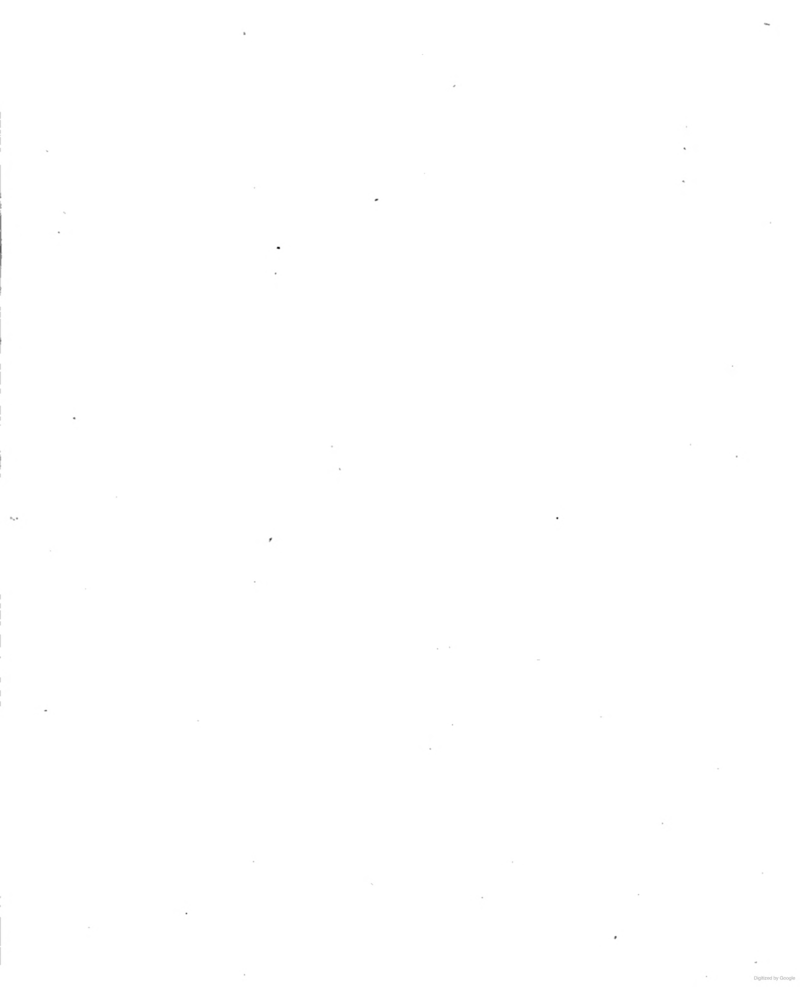
Drei Wochen darauf kam ein Brief von ihm an Vater Martin, folgenden Inhaltes:

„Mein Freund, für den ich einst gut sprach, ist wirklich aus Indien mit einem großen Vermögen zurückgekehrt, hat sich bei mir gerechtfertiget, und mich reichlich bezahlt. Ich bin mit ihm in einen Compagniehandel getreten. Da ich folglich hinlänglich zu leben und keine Kinder habe, so bedarf ich die 3000 Dukaten keineswegs. Nehmen Sie dieselbe als ein Geschenk für ihre Gastfreundschaft, mit der sie mich kranken Mann aufnahmen, an. Den Ort meines künftigen Aufenthaltes, werden sie nie erfahren, damit ich Ihrem ferneren Danke entgehe. Leben sie mit den Ihrigen, die ich alle bestens grüße, wohl! Ich verbleibe Ihr Freund

M. Braunberg.

Wirklich hörte Martin nichts mehr von ihm, und dankbar ehrten er und die Seinigen für immer den rechtschaffenen Braunberg als ihren Wohlthäter. —

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Ansicht von Cairo.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Cairo.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XXII.

Cairo oder Kahira, die Hauptstadt von Mittel-Aegypten und zugleich die größte in dem ganzen Welttheile von Afrika, liegt in einer sandigen, von allem Baumwuchse entblößten Ebene, am Fuße des kahlen Gebirgs Mokatam, nicht weit von dem östlichen Ufer des Nils, wo derselbe seine größte Breite gewonnen hat und dessen Arme das fruchtbare Delta umschließen; sie besteht aus 3 Theilen, wie unsere Ansicht zeigt, nemlich: dem eigentlichen Kahira in der Mitte, Altkahira im Nordwesten, unten am Gebirge, und Bulak, im Südosten, hart am Strome. Jenseits des Flusses liegt Ghize mit seinen berühmten Pyramiden, das auch wohl als Vorstadt von Kahira angesehen wird.

Kahira ist eine sehr alte Stadt; vielleicht hatte sie mit Memphis, das ihr gegenüber lag, einerlei Ursprung. Die Juden lassen sie von Mizraim, dem Sohne Chams und Enkel Noah's erbauen, und leiten davon ihren arabischen Namen, Massr, ab. Sie vergrösserte sich indessen erst, als Memphis zerstört ward; ein Feldherr, Namens Giauber, ließ im Jahre 972 Neu-Kahira erbauen, und um das Glück der neuen Stadt ganz fest zu gründen, hatte er Befehl gegeben, ein Seil um diesen Platz zu ziehen und Glocken daran zu befestigen, welche er tönen lassen wollte, wenn er wahrnähme, daß die Sterne günstig für die neue Stadt ständen; die Arbeiter sollten alsdann auf dieses gegebene Zeichen sogleich den Grund legen. Unglücklicher Weise setzte sich aber ein Rabe auf das Seil in dem Augenblick, wo der Planet Mars (arabisch Kaher) über dem Horizonte aufgegangen war; die Glocken fingen an zu läuten, schnell legten die Arbeiter den Grund, und das Uebel war geschehen, als es der Feldherr zu spät erfuhr; so erhielt nun die Stadt, nach dem Planeten Kaher, den Namen Kahira, der nachher bei den Franken in Cairo umgewandelt wurde. Die Einwohner nennen diesen Ort auch die Mutter der Welt.

Die eigentliche Stadt Cairo, ohne die Vorstädte und Gärten, ist eine Stunde lang und fast eben so breit; sie zählt 250,000 Einwohner, Araber oder Muhamedaner, koptische Christen, Mamelucken, Griechen, Syrier, Armenier, Juden rc. hat 31 Thore, 24,000 unregelmäßige, enge, ungepflasterte Gassen, die des Nachts am Ende der Quartiere verschlossen werden, um Unordnungen zu verhüten; die Häuser sind größtentheils von Steinen erbaut, weiß angestrichen, haben platte Dächer, und nach der Straße zu eine kleine Pforte, aber keine Fenster; ihre Höhe verbannt alles Sonnenlicht aus den engen, nur 6 bis 8 Fuß breiten Straßen; da wo die Häuser etwas entfernter von einander stehen, wird ein Dach von Schilfmatten aufgestellt, um allenthalben im Schatten wandeln zu können. Zu beiden Seiten der Gassen befinden sich Buden und Waaren, und Künstler und Kaufleute treiben hier ihr Gewerbe vor den Thüren, was ein großes Getümmel verursacht.

Die meisten Handwerke hat man in besondere

Straßen zusammengebracht; auch die Buden mit einer und derselben Waare finden sich gewöhnlich nebeneinander. Man sieht Bazars bloß für die Seidenzeuge, andere für Baumwollen-, andere für Linnen-, andere für Tuch-Waaren, und in andern findet man bloß Zucker oder Kaffee. Die Juden sind gehalten, ein abgesondertes Stadtviertel zu bewohnen.

Um in den engen winkeligen Gassen Cairo's fortzukommen, muß man sich beständig drehen und wenden und an die Häuser drücken. Um nicht aufgehalten zu werden, thut man wohl, sich der Esel zu bedienen, davon immer 20 bis 30,000 zum Vermiethen bereit stehen, und die von eignen Bereitern zu einem Schnellschritte eingeübt sind. Die besten kommen aus Oberägypten. Ein gut berittener Esel wird oft mit 50 bis 100 spanischen Thalern bezahlt. Für einen Piaster, etwa zwölf und einen halben Silbergroschen, kann man einen bedeutenden Ritt machen, und der Besitzer oder Führer dieses Thieres, rennt immer voran und schreit:

Regleh! — nehmt die Füße in Acht —
Al Emschi! — zur Rechten —
Schmalek! — zur Linken. —

Man trifft im Innern der Stadt auf mehrere freie Plätze, Felder und Gärten; 15 steinerne Brücken führen über — bei Ueberschwemmungen des Nils gefüllte — Teiche und Kanäle, die im Sommer austrocknen, und da sie nicht gehörig gereiniget werden, einen pestilenzialischen Geruch verbreiten; bei der Vertrocknung des Wassers wird die Luft sehr ungesund, und der Staub wird in den dürren Monaten für die Augen so schädlich, daß die Zahl der Blinden auf viele Tausende steigt.

Die merkwürdigsten Gebäude der Stadt sind 720 Moscheen, jede mit 1 und mehreren Minarets geziert; diese Menge von Minarets und der 3 Stunden große Umfang der Stadt, geben Cairo, von ferne gesehen, in dieser traurigen Sandwüste einen imposanten Anblick.

Die von Selaheddin um die Stadt gezogene Mauer ist jetzt beinahe ganz in Verfall gerathen, und die darin angebrachten 11 Thore, so wie die vielen Schutthaufen, die um dieselbe stehen, sind nichts weniger als Zierden einer Hauptstadt.

Der Nil, in ein flaches Gestade eingefaßt, über das er sich zur Zeit seiner Ueberschwemmung schäumend ergießt, bietet hier keine grünen lachenden Ufer dar; das Gebirge Mokatam ist kahl, und die todte Natur erhält auch durch das Gewerbe und Treiben der Menschen kein Leben; keine Heerstraße ist mit Fuhrwerk oder geschäftigen Menschen bedeckt, kaum durchzieht ein beladenes Kameel mit seinem Treiber die Wüste, und bloß der Strom, mit seinen Fahrzeugen aller Art, bringt in das todte Bild noch einiges Leben.

Cairo selbst ist nicht ohne Kunstfleiß: man findet Manufacturen von Kammelot, Tapeten, Saffian, Tauwerk, Gewehren und Klingen, auch gute Töpfereien u. s. w. Aber das vornehmste Geschäft ist der Handel; Cairo ist ein Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Europa, dem mittelländischen Meere, Asien und Nordafrika. Beträchtliche Karavanen ziehen aus diesen Gegenden in seine Mauern ein, und stellen daselbst die Waaren ihrer Länder aus; jährlich geht von hier aus die heilige Karavane nach Mecca. Bulak macht den Hafen der Stadt; hier sieht man die Wimpel der meisten seefahrenden Nationen aufgepflanzt, und hier wird auch der große Negermarkt gehalten!

In der Citadelle, (festen Burg) die sich auf dem Gebirge Mokatam über der Stadt erhebt, und die Residenz des Paschas bildet, befindet sich der von einem Kalifen angelegte Josephs-Brunnen, dessen Wasser 276 Fuß tief seyn soll. Er ist in zwey Stockwerken in Felsen gehauen, und ein sehr jäher Wendelgang führt bis ganz zu ihm hinab. Eine Oeffnung über der ersten Terasse gilt für das Grab des Erzvaters Joseph. Das Wasser wird durch ein Schöpfwerk in die Höhe gebracht, das in einer Schnur mit Bechern besteht, die sich im Wasser beim Drehen füllen, und oben angekommen, von selbst durch das Drehen ausgießen.

Eine Wasserleitung von 317 Schwibbogen bringt

das Nilwasser nach dem Schlosse, alles weitere aber für die Stadt benöthigte wird in ledernen Schläuchen auf Eseln und Kameelen herbeigeschafft.

Auch die sogenannten Kornspeicher Josephs werden auf der Citadelle gezeigt, und sind von demselben Kalifen erbaut. Die hohen Säulen, welche die luftigen Hallen derselben unterstützen, sind aus den Trümmern der alten Stadt Memphis, die ungefähr da, wo jetzt Ghize liegt, gestanden hat.

Von Cairo aus bis nach dem 55 deutsche Meilen entfernten Alexandrien besteht eine Telegraphenlinie, durch die man in 40 Minuten Nachricht erhält. Auch findet sich in der Umgebung von Cairo, ein dicker, uralter Baum, unter welchem die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf ihrer Flucht geruhet haben soll. Der Stamm desselben hat indeß durch die Wallfahrten sehr gelitten, indem unzählige Splitter und große Stücke herausgeschnitten sind.

Die neusten Nachrichten über Cairo verdanken wir dem französischen Reisenden Champollion, dem Jüngern, der sich seit dem vorigen Jahre in Aegypten aufhält und sich daselbst mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftiget; er schreibt unterm 27. September v. J. aus dieser Stadt:

„Wir kamen gerade in einem günstigen Augenblick zu Cairo an; an diesem und dem folgenden Tage feierten die Muselmänner die Geburt des Propheten. Der große und imposante Platz Ezbekieh, bis zu dessen Mitte die Ueberschwemmung reicht, war mit Leuten bedeckt, die die Possenreisser, die Tänzerinnen, die Sängerinnen und sehr schöne Zelte umgaben, unter denen gottesdienstliche Handlungen vorgingen. Hier lasen sitzende Muselmänner im Takte Kapitel aus dem Koran vor; dort waren 300 Betende in parallelen Reihen geordnet und sitzend, immer mit dem obern Theile des Körpers sich vor- und zurückneigend, und im Chore la-Alla-Ellallhah (es gibt keinen andern Gott als Gott) singend; weiter entfernt stunden 400 Begeisterte, kreisförmig geordnet, sich mit den Ellenbogen berührend, im Takte hüpfend, und aus der Tiefe ihrer erschöpften Brust den Namen Allah mit so dumpfem Tone tausendfach wiederholend, daß ich mich nie in meinem Leben einen so schauderhaften Chor gehört zu haben erinnere; dieses furchtbare Saussen schien aus den Tiefen des Tartarus zu kommen. Spiele aller Art waren in voller Thätigkeit. Wir durchzogen darauf einen Theil der Stadt, um in unsere Wohnung zu kommen. Man hat Cairo viel Böses nachgesagt: mir für meinen Theil gefällt es hier, und die so verschrienen sechs bis acht Fuß breiten Straßen scheinen mir sehr zweckmäßig zum Schutze gegen die übermäßige Hitze berechnet. Ohne gepflastert zu seyn, sind sie doch sehr reinlich. Cairo ist eine Stadt voll von Denkmälern; der größte Theil der Häuser ist von Steinen, und in jedem Augenblicke stößt man auf Thore, die im arabischen Geschmacke ausgehauen sind. Eine Menge Moscheen, immer eine zierlicher als die andere, mit den geschmackvollsten Arabesken und mit Minarets geziert, die durch Reichthum und Anmuth Bewunderung erwecken, geben dieser Hauptstadt ein imposantes und sehr buntes Ansehen. Ich habe sie in allen Richtungen durchwandert und entdeckte täglich neue, mich überraschende Gebäude.

Meine erste Andacht verrichtete ich in der Moschee Thulum, einem Gebäude des neunten Jahrhunderts, einem Muster von Zierlichkeit und Größe, das ich, obschon es halb zertrümmert ist, nicht genug bewundern kann. Während ich das Portal betrachtete, lud mich ein alter Scheik zum Eintritt in die Moschee ein. Ich war sogleich bereit, gieng langsam durch das erste Thor, ward aber auf einmal bei dem zweiten angehalten. Man durfte in den heiligen Ort nur ohne Fußbekleidung eintreten; ich hatte Stiefel, aber keine Strümpfe darunter. Dies war eine neue Schwierigkeit; ich entlehnte von meinem Janitscharen ein Taschentuch, mit dem ich meinen rechten Fuß, und von meinem Bedienten ein anderes, mit dem ich meinen linken Fuß umwickelte, und trat dann auf die Marmorstufen des heiligen Eingangs. Dies ist ohne allen Zweifel das schönste in Aegypten vorhandene arabische Denkmal. Die Zartheit der Bildhauerei ist un-

glaublich, und diese Reihe von Pforten und Bögen macht die herrlichste Wirkung. Ich will hier nicht von den andern Moscheen, und von den Gräbern der Kalifen und der mamelukischen Sultane sprechen, die um Cairo eine zweite noch prachtvollere Stadt bilden. Am 22. Sept. bestieg ich die Citadelle von Cairo, um dem Gouverneur Habid Effendi, der bei dem Vicekönige sehr beliebt ist, einen Besuch zu machen. Er empfing mich sehr höflich, sprach viel mit mir über die Denkmäler Oberägyptens, und gab mir den Rath, sie mit Muße zu studiren."

Der Maienkäfer macht Antons Glück.

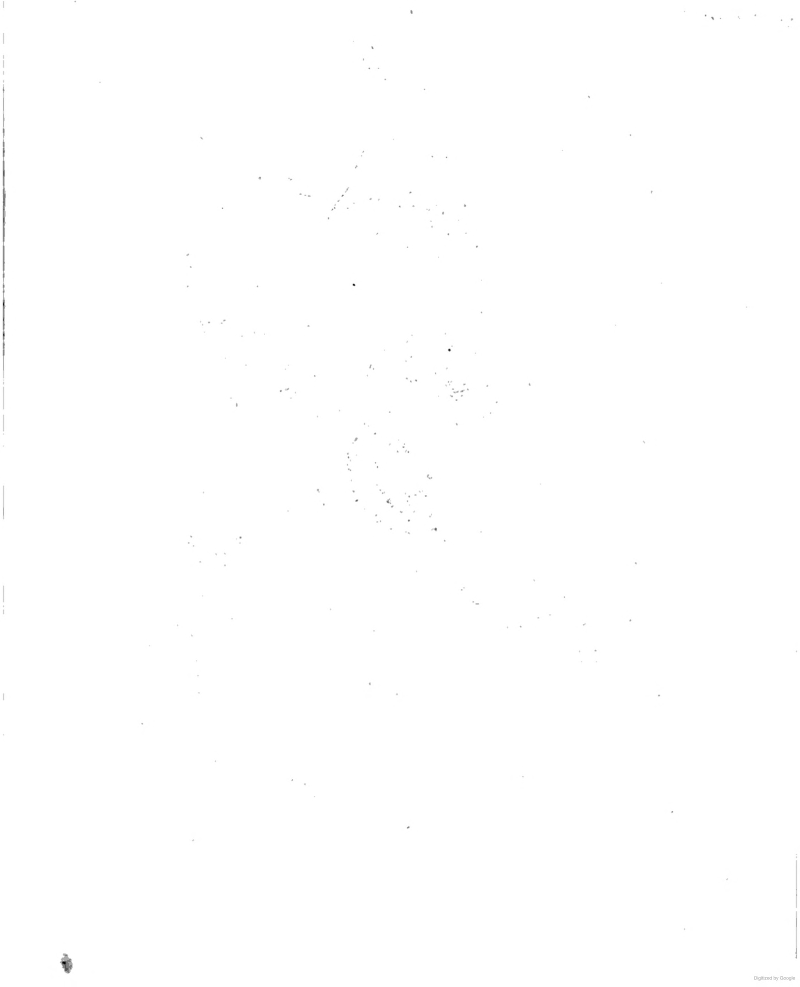
Anton war der Sohn eines Kupferstechers. Er gieng eines Tages nach seiner Arbeit spazieren. Es war ein Maiabend, und Wonne und Vergnügen lachte rings umher von den blühenden Fluren, die ganz mit Blumen überdeckt waren; Anton fühlte das Vergnügen, das ein schöner Frühlingsabend uns gewährt, und jagte den Maienkäfern nach, die schwarmweis sich auf die Bäume lagerten. Einer der schönsten und prächtigsten Käfer saß am Gipfel einer Staude, und wurde Antons Gefangener. Lange betrachtete Anton diesen sonderlichen Maienkäfer; er war schlanker als alle übrigen, und seine Flügel waren bräuner als die Flügel der übrigen Maienkäfer. Ich will dich nicht tödten, sagte Anton, armes Thierchen! genieße das Leben, und freue dich deines Daseyns. Er ließ den Käfer wieder fliegen: wie erschrack aber Anton, als im Augenblick eine schöne Dame vor ihm stand. Guter Knabe! sagte sie, die Güte deines Herzens soll dir belohnt werden; denke in allen deinen Handlungen: eine gute That bringt immer Lohn. Die Dame gieng wieder fort, und schenkte dem Knaben ein schönes Stück Geld.

Wahrhaftig! sagte Anton, diese Dame war gewiß ein übernatürliches Wesen. Ich hab unlängst so ein Feenmährchen gelesen; sie mag vielleicht selbst der Maienkäfer gewesen seyn: doch gut! ich will mich des Sprichworts erinnern: Eine gute That bringt immer Lohn. Anton kehrte ganz vergnügt nach Hause, und war munter; arbeitete jeden Tag fleißig fort, und sang manchmal: eine gute That bringt immer Lohn.

Es fügte sich, daß Anton in die Fremde reisen mußte; er kam nach Paris. Da war er lange und vervollkommnete sich in der Zeichnung. Allein das Glück fieng an ihn zu verlassen; er wurde krank — lag lange krank, mußte aus dem Hause, wo er arbeitete, und war aller Hilfe entblößt. Er saß traurig auf dem Zimmer einer armen Wittwe, die selbst sehr bedrängt lebte, und viele Kinder hatte. Sein Haupt auf die Rechte gestützt, schlummerte er am Fenster; aber unerwartet wurde er aus seinem Schlummer aufgeweckt, indem ein Knabe seiner Hausfrau zu ihm kam, und ihm einen Maienkäfer brachte. Mein Gott! rief Anton, und erinnerte sich des glücklichen Tages seiner Jugendjahre, und der Dame, die er an selbem sah. Eine gute That, sagte sie, bleibt nie unbelohnt. Mein Gott! ich that so viel Gutes als ich konnte, und nun bin ich doch so elend! — — Er nahm den Maienkäfer, und ließ ihn fort fliegen. Geh hin, sagte er, und bettele Mitleiden bey deinen Brüdern für mich, denn ich finde keines bey den Menschen. Der Maienkäfer flog fort, und als es Abend wurde, und Anton noch am Fenster saß nahe an einem kleinen Gärtchen, kamen so viele Maienkäfer in sein Zimmer geflogen, daß die Leute darin kaum mehr Ruhe vor ihnen hatten. Anton haschte nun einige, und kleidete sie als kleine Soldaten; setzte ihnen Mützen auf, gab ihnen Säbelchen von Papier in die Füße, und schenkte sie den Kindern seiner Hausfrau zur Unterhaltung. Den andern Tag trugen die Kinder diese Rekruten in die Stadt, wo man nicht gewohnt war, diese Tändelei zu sehen. Es fügte sich, daß ein Marquis dieses Spielwerk sah; kaufte dem Jungen so einen gekleideten Käfer ab, und brachte ihn nach Hof, und erkundigte sich sogleich um das Haus desjenigen, der diese Käfer so bekleidete. Der Käfer kam in die Hände der Königin; man lachte über den Einfall, und bald wurde Anton berufen, und mußte eine ganze Maskerade von Käfern machen. Nun arbeiteten Frau und Kinder, Anton und Gesellen — alles an Käfer-Masken; und die Bestellung wurde so stark, daß man eine halbe Louisd'or für einen maskirten Käfer bezahlte. In etlichen Wochen erwarb sich Anton so viel Geld, daß er sich ganz aus der Noth retten konnte; er half auch der armen Frau und ihrer Familie, bey der er wohnte, und als er einst eingeschlafen war, träumte er einen großen Maienkäfer auf dem Nachttische zu sehen, der so zu ihm sprach:

„Anton! lerne durch dein Schicksal die Menschen kennen. Talente und Kunst machen nicht „immer das Glück: es muß etwas seyn, das die „Neugier der Reichen reizt, wenn sie von ihrem „Ueberflusse mittheilen sollen. Studiere die Menschen, und denke, daß eine geheime Kraft oft „in den unbedeutendsten Dingen liegt, und sollte „es auch nur ein Maienkäfer seyn."

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Muscatennuſs-Baum.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Muscatennußbaum.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXIII.

Der Muscatennußbaum, von dem wir die gewürzreiche Muscatennuß und die kostbare Muscatenblüthe erhalten, wächst vorzüglich auf den Molukkischen- oder Gewürz-Inseln, wo er im wilden Zustande gedeihet und im Jahre 1511 von den Portugießen entdeckt wurde.

Dieser Baum erreicht die Größe unsrer größten Birnbäume und trägt das ganze Jahr hindurch zu gleicher Zeit reife und unreife Früchte. Er hat lanzettförmige, hellgrüne, glatte Blätter, blühet gelb, und die Blüthen kommen einzeln nach und nach zum Vorschein; sie sitzen in den Winkeln der Blätter, immer mehrere beisammen, auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele und haben keinen Geruch. Die Frucht ist länglich rund, von olivengrüner Farbe, und gleicht in Gestalt und Größe ziemlich der Aprikose. Der Länge nach hat sie eine Vertiefung, wie die Pfirsiche; sie ist äusserlich glatt und wird zur Zeit der Reife, welche 9 Monate nach der Blüthe erfolgt, blaßgelb.

Wenn die Frucht ganz reif ist, springt sie der Länge nach da, wo die Vertiefung ist, auf (s. fig. a.) und läßt die Nuß oder den Kern (fig. b.) fallen. Das Fleisch, welches die Nuß umgiebt, ist von weißlicher Farbe, ziemlich hart, herbe und von keinem Nutzen; unter demselben und fest um die Nuß herumgewunden, befindet sich, wie bei der welschen Nuß, ein markiges, netzartiges Gewebe von röthlicher Farbe, welches die im Handel vorkommende, sogenannte Muscatenblüthe ist (s. fig. c.) Der Kern oder die Muscatennuß ist noch, wenn das Fleisch und das netzartige Gewebe abgenommen ist, in eine schwarze Schale, die jedoch nicht dicker als die an einer Haselnuß ist, eingeschlossen; sobald derselbe trocken ist, klappert er beim Schütteln, und sind zwei solcher Kerne in der Schale, so nennt man sie Zwillingsnüsse. Fig. d. zeigt den Kern im Durchschnitt; sein Inneres ist weiß und braun geadert.

So wie die Früchte anfangen aufzuplatzen, werden sie eingesammelt; die Einsammler steigen auf die Bäume, brechen die Nüsse mit Haken ab, und lassen sie auf die Erde fallen. Hier werden sie aufgelesen, mit Messern von der äussern Schale, die man wegwirft, befreit, und nach Hause getragen. Alsdann hebt man mit einem Messer das netzförmige Gewebe ab, und sorgt dafür, daß es nicht zerbrochen werde. Um es zu trocknen, setzt man es der Sonnenhitze aus, besprengt es mit Seewasser, und trocknet es hierauf wieder im Schatten. Durch diese Behandlung erhält dasselbe eine pomeranzengelbe Farbe und eine Geschmeidigkeit, welche das Zerbrechen verhindert. Zum Verkauf wird es in Säcke gepackt und unter dem Namen Muscatenblüthe nach allen Welttheilen versandt. Die Nüsse werden ebenfalls einige Tage an der Sonne getrocknet, des Abends in den Häusern auf Horden gelegt, unter welche Feuer gemacht wird, und wenn sie trocken genug sind, entweder mit Stöcken geschlagen, oder gewalzt, damit die

schwarze holzige Schale zerspringt und die Nuß herausfällt. Um die Nüsse vor dem Verderben zu bewahren, müssen sie vor dem Versenden noch in Kalkwasser eingetaucht werden.

Die Holländer, die am längsten in dem Besitze der Gewürzinseln waren und es jetzt wieder sind, haben früher den Handel mit den Muscatnüssen ausschließend betrieben, und füllten damit große Magazine an. Sie verbrannten bisweilen sogar, um das Fallen des Preißes zu verhindern, eine große Menge derselben, und man schätzt den Werth dieser verbrannten auf mehrere Millionen Thaler.

Die Muscatennüße sind nicht alle von gleicher Güte. Die schönsten und größten werden für den Handel ausgesucht und nach Europa geführt. Eine Mittelsorte wird in Ostindien verbraucht, und die schlechten wendet man zur Bereitung des kostbaren Muscatnußöhls an, welches noch weit mehr Kräfte besitzt, als die Nuß selbst. Unreife Früchte werden auch in Zucker eingemacht und wie Confect gegessen; häufig genossen wirken sie jedoch wie Opium. Der Baum selbst pflanzt sich auf den Gewürzinseln durch seine Nüsse fort.

Pomeranzen- und Melonen-Schalen.

Vor einem Posthause in Italien stand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die schwarzen Augen schimmerten düster unter den langen Wimpern hervor, und das schwarze struppigte Haar umflatterte sein blasses Gesicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico sein Name, ein Waise von wackern, verarmten Aeltern, die ihm nichts hinterließen, als ihre Ehrlichkeit und den guten Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in seiner Vaterstadt, die keinen andern Reichthum besitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaisers Augustus, gewesen zu seyn, konnte Niemand den noch schwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er seine Dienste anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achselzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: Gehe mit Gott! Diese Worte prägten sich nach und nach tief in sein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath seyn, meinte er, den so viele gute Menschen mir ertheilen; und so faßte er endlich den Entschluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er selbst nicht recht. Nach Neapel, hielt er für das Beste, denn er hatte gehört, daß dort viele tausend Faulenzer lebten, und so dachte er, es würde ja wohl auch ein fleißiger Knabe sein Brod finden.

An dem Tage, wo er diesen kühnen Vorsatz wirklich ausführte, war er gerade in einem Kloster wohl gesättigt worden, und fühlte sich stark genug, die Wanderschaft anzutreten. Es ging ihm aber mit seinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfennig zu gehen pflegt; sie halten den Schatz für unerschöpflich. Erst wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er schon ermattet niedersank.

„Ich bin mit Gott gegangen," sagte er weinend, „warum kann ich denn nicht weiter?"

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäurin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopf trug, hatte seinen Seufzer vernommen, und als er das gesenkte Haupt emporhub, weil er ein kleines Geräusch in seiner Nähe hörte, so schwebte der Milchtopf vor seinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den seinigen. Das schien dem Knaben ein Wunder, und, so hübsch auch das Mädchen war, so konnte er sie doch nicht ansehen, ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er sich satt getrunken und nun seinen Dank stammeln wollte, schwebte das Mädchen, ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico „verschwinden," und war sehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Bäurin zu vermuthen.

Gestärkt an Kräften und Vertrauen setzte er seinen Weg fort, trillerte, betete und blieb wohlgemuth, bis der Hunger sich wieder einfand. Da hub er an, erst leise, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als seinem Reisegefährten, Hülfe zu erwarten berechtigt sei. Es währte auch nicht lange, so begegnete ihm ein Eseltreiber, der sein Maulthier mit Kastanien

beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als die junge Bäurin. Enrico setzte sich ohne Bedenken noch einmal an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete sehr zuversichtlich die Einladung zum Gastmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico schlich trübselig weiter, und stand schon im Begriff, gegen seinen erhabenen Reisegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kastanien gleichsam besäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eseltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und verzettelte nun bei dem Tritte des Maulthiers einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Wenn schon die Milch, die ihm gleichsam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, so war eine Landstraße mit Kastanien gepflastert, doch offenbar ein ganzes. Er sammelte seine Taschen voll, trug einige dürre Reiser zusammen, röstete und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch so viel übrig, daß in den nächsten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

So setzte er seine Reise weiter fort, und wiederholte jetzt mit frohem Muthe die Worte: Ich gehe mit Gott. Noch zuversichtlicher und sehr laut sprach er sie aber aus, als er am andern Tage, da er gerade einen schönen Schmetterling einige Schritte vom Wege verfolgte, ein ganzes Nest voll Kibitz-Eier fand. Was schien gewisser, als daß ein Engel die Gestalt eines Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neste zu führen? — Selige, kindliche Täuschung! warum ist nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, sich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am sichersten das Schifflein, zum Erstaunen der Zuschauer, in den Hafen geleitet. —

Mit diesem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Posthaus in Italien in den Pontinischen Sümpfen erreicht. Der Kastanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Posthalter und seine ganze Familie wankten wie Gespenster umher, denn sie schleppten sich mit jenem Fieber, welches von der bösen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren sie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und besprach sich leise mit seinem erhabenen Reisegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüssig seyn werde. Da vernahm er plötzlich das rasche Rollen eines Reisewagens, schlich aus seinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kalesche mit sechs Postpferden bespannt, die vor dem Posthause hielt.

Ein Jüngling und ein Mädchen stiegen aus dem Wagen, und während die Pferde gewechselt wurden, setzten sich beide auf eine Bank, stellten ein Körbchen mit süßen Pomeranzen zwischen sich, schälten sie, schnitten sie in Scheiben, bestreuten sie reichlich mit Zucker, und erquickten sich an ihrem Safte.

Unwillkührlich hatte er dem schmausenden Paare sich so nahe geschoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der säuselnde Wind von des Mädchens Locken spielend ablösete. Mit der Dreistigkeit der Unschuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, stand er da; die schwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und grinzte ihn an, und sagte zu dem Mädchen (es war seine Schwester): „Sieh einmal den dummen Jungen."

Das Mädchen strich die Locken ein wenig aus dem Gesicht und warf einen Blick auf den Knaben, der seine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenstrahl den Apfel.

„Ein armer Junge scheint er zu seyn," lispelte das Mädchen: „dumm sieht er eben nicht aus."

Enrico verlor kein Wort.

„Höre du!" rief der Jüngling mit dem Uebermuth des Reichen, indem der Orangensaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „sage mir, bist du dumm?"

Enrico schwieg. Die Schwester sah den Bruder unwillig an. „Wie kannst du so hart seyn?" murmelte sie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte! Was uns beleidigen würde, ist dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein paar

Pfennige biete, so wird er gern versichern, daß er der dümmste Esel auf Gottes Erdboden ist. Nicht wahr? Du! wirst du reden?"

Enrico schwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Tasche. Willst du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit."

Enrico schwieg, aber sein Mund hatte sich verschlossen, und sein Auge starrte finster nach dem Unverschämten, der die Armuth verspottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchst," hub der Reisende wieder an: „so bist du klüger und reicher als ich." Mit diesen Worten schob er seine Münze wieder in die Tasche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen schien die Lust zu essen vergangen. Sie blickte einigemal verstohlen nach Enrico; Mitleid und Unmuth beschatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder streckte gemächlich die langen Füße von sich, schälte die Frucht, und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Gesicht. „Mein Gott, Bruder!" sagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein schöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege!" antwortete das kalte Menschengesicht, und fuhr fort sein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico sammelte schweigend die Schalen und steckte sie in ein Säckchen von Leinwand, das an einem Bindfaden über seine Schulter hing. Als der junge Herr das sah, lachte er laut auf. „Was willst du mit den Schalen machen?" fragte er spöttisch. Enrico dachte an seinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu sprechen.

„Mein Vater," stammelte er, „hatte mich gelehrt, man müsse nichts verachten, denn es sei nichts so klein und schlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne."

„Hörst du?" sagte das Mädchen: „er ist nicht dumm!"

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder sehr witzig: wer Schalen sammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem Buben rathen, ein Philosoph zu werden, das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieser Spott ging verloren, denn Enrico verstand ihn nicht, und hörte auch nicht einmal, was der Zierbengel sprach; seine ganze Seele war in seinen Augen, und seine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl gar Worte lieh: „Du bist wohl sehr arm?" fragte sie fast schüchtern, als fürchte sie, durch diese Frage wehe zu thun.

Enrico schwieg, aber es drängten sich zwei Thränen aus seinen Augen.

„Bist du hier zu Hause?" — er schüttelte den Kopf.

„Kommst du weit her?" — Von Velletri.

„Ganz allein?" — O nein! mit Gott.

„Siehst du," sagte spöttelnd der Bruder zu der Schwester: „wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müssen; deren hat er freilich nicht bedurft, er ist mit Gott gegangen." — — Ja, mit Gott! wiederholte der Knabe andächtig. — „Und bist nicht beraubt worden?" witzelte der junge Herr. — Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort," rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Schwester hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaster heraus, und reichte ihn dem Knaben, der seine Hand nur langsam darnach ausstreckte, und sich sehr hütete, die Finger seiner Wohlthäterin zu berühren, denn sie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gen Himmel, und meynte, sie werde den wohl verstehen.

„Man sieht es, Anunziata," rief der Bruder mürrisch: „daß du eben aus dem Kloster kommst. So viel Geld an Bettelbuben zu verschwenden, haben die Nonnen dich gelehrt."

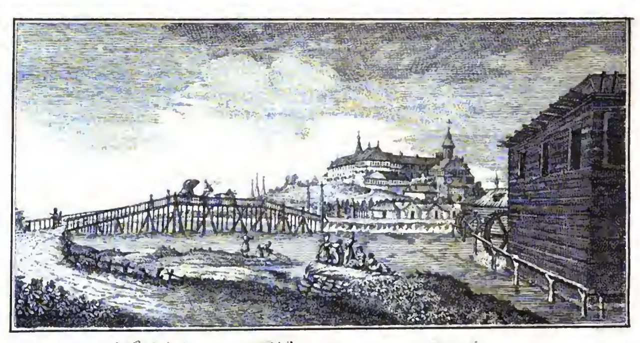
„Ich habe nicht gebettelt," unterbrach Enrico ihn schnell.

„Nein, das hast du nicht," sagte das Mädchen; „freiwillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient.

Ein Peitschenknall des Postillions machte dieser Scene ein Ende. Das holde Mädchen, in den Wagen steigend, schaute noch einmal zurück, und verdoppelte den Werth seines Geschenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenschalen dem Knaben vor die Füße, sprang ihr nach, schrie: „Fahr zu!" und fort rollte der Wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Schloß der Hospodare in Bukarest.



Jassy.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J.H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Ansicht der Stadt Jassy und des Schlosses der Hospodare in Bucharest.

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXIV.

Die beiden auf der mitfolgenden Tafel enthaltenen Ansichten sind aus der Gegend des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes entnommen; sie haben in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Namen der Städte Jassy und Bucharest so oft in den Zeitungen vorkommen, ein allgemeines Interesse, und wir wollen hier auch über die Lage und die Bauart dieser Städte noch Einiges mittheilen.

Jassy ist die Hauptstadt der Moldau und die Residenz des Hospodars oder Fürsten, so wie auch der Sitz des griechischen Erzbischofs; sie liegt 4 Meilen vom Pruth und zählt an 6,000 Häuser, worunter kaum 300 von Mauerwerk sind. Die Zahl ihrer Bewohner betrug früher 50,000; die Bevölkerung hat aber durch die russisch-türkischen Kriege so sehr abgenommen, daß sie jetzt kaum noch 20,000 Seelen beträgt.

Die Lage der Stadt, an dem südlichen Abhange eines niedrigen Berges und an den Ufern des Baklui-Baches, ist schön und gewährt eine herrliche Aussicht in die südwärts hochansteigenden mit Wald bedeckten Gebirge, ihre Umgebungen aber sind durch die Ausdünstungen der vielen Sümpfe, die durch das öftere Austreten des Baklui entstehen und die Gegend morastig machen, ungesund.

Die fürstliche Residenz daselbst ist ein schönes, weitläufiges Gebäude; ihr gegenüber, auf einer beträchtlichen Anhöhe, liegt die Citadelle, Tschetazuja genannt. Man zählt in Jassy 14 Bojarenpalläste, 69 Kirchen und Klöster, worunter eine einzige katholische und ein evangelisches Bethaus ist; die mit starken Ringmauern umgebenen Klöster haben das Ansehen, und mitunter in Kriegszeiten das Loos kleiner Festungen. Die Straßen sind statt des Pflasters mit festen Balken belegt, so daß man immer auf einer Zugbrücke zu fahren glaubt, und oft, wenn Pferde und Wagen darüber rasseln, spritzt der Schlamm zwischen den Balken so weit heraus, daß die Fußgänger, ohne beschmutzt zu werden, nicht nebenbei gehen können. Dennoch hat die Stadt Mangel an Brunnenwasser und muß sich dasselbe durch Fuhren und Träger herbeizuschaffen suchen.

Der Handel in Jassy war stets beträchtlich, weil sich hier die moldauischen Bojaren, (d. i. der hohe Adel) unter denen viel Luxus herrschte, um den Hof sammelten, und sich auch die Behörden des Landes daselbst befanden.

Es gibt in dieser Gegend unter dem Volke keinen Mittelstand; dasselbe lebt im Schmutze und selbst die reichen Handelsleute vernachlässigen jede bessere, feinere Sitte; nur die vornehmen Bojaren haben bey der mehrmaligen und langen Anwesenheit der Russen viel Ge-

schmack an europäischen Sitten, Gebräuchen und Hauseinrichtungen bekommen; ja die jungen Herren fingen schon an, sich europäisch modern zu kleiden, und ein Abendzirkel der vornehmen Damen in Jassy, entsprach schon größtentheils den Forderungen der Mode und Eleganz. Jetzt mag in Jassy, bei den vielen Drangsalen des Krieges, freylich Manches anders geworden und bei der Abwesenheit so vieler Bojaren-Familien nicht wieder hergestellt seyn. —

Bucharest oder Bucharescht (d. h. die Freudenstadt) ist die Hauptstadt der Wallachey, der Sitz des Hospodars und des Erzbischofs und aller im Staatsdienste angestellten Bojaren; die Stadt liegt in einer freundlichen Gegend, am nördlichen Ufer der Dumbovitza; die weit ausgedehnten, durch Gärten und Baumgruppen belebten Häusermassen, mit den 60 Kirchen und den vielen Thürmchen darauf, gewähren, von ferne gesehen, einen hübschen Anblick, aber in der Nähe findet man nichts als eine in Schmutz und Elend lebende Volksmenge von etwa 80,000 Seelen. Der Pallast der Hospodare, den unsere Abbildung darstellt, ist ein großes, massiv von Stein erbautes Gebäude, dasselbe liegt zur linken Seite der Dumbovitza auf einer kleinen Anhöhe. Die Häuser in der Stadt sind schlecht gebaut, meistens nur niedrige Hütten. Keine Straße ist gepflastert, sondern, wie in Jassy, mit eichenen Balken überlegt, und alles zeigt hier schon den Uebergang in das wüste und unreinliche städtische Wesen der Türken an. Die vorzüglichste Klasse der Einwohner in Bucharest besteht aus Griechen, türkischen Handelsleuten und in einer großen Anzahl von Bojaren, die hier den Ertrag ihrer Grundherrschaften verschwelgen, und durch ihre oft plumpe Pracht in Kleidern und Einrichtungen, mit dem sonstigen Schmutz ihrer Umgebungen und des ganzen gemeinen Haufens, im grellen Contraste stehen.

Gegenwärtig, wie die Zeitungen berichten, herrscht in Bucharest die furchtbare orientalische Pest; sie soll daselbst täglich an 20 — 30 Personen wegraffen, und stets noch im Zunehmen seyn.

Pomeranzen- und Melonen-Schalen.

(Fortsetzung von Seite 92.)

So lange Enrico ihn sehen konnte, stand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, schien ihm dieser eine Wolke, in der sein Engel schwebte. Anunziata wurde ihm der Name einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte sich tief in sein Herz, jedes ihrer Worte in sein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Gestalt des hämischen Bruders nicht davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaster als eine Reliquie verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberstück zu verwechseln. Der kleinen Münze bekam er so viel, daß er meinte in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieser Ueberzeugung that er sich gütlich, und kam, nicht bloß gestärkt, sondern auch vertrauensvoller als jemals, nach Terracina. Der Weg dahin schien ihm so kurz, denn das hohe Bild seines Engels schwebte vor ihm her. Es war ihm immer, als müsse er die Arme ausbreiten, um es zu erhaschen, und so verdoppelte er, ihm selber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn sein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländischen Meeres, an dem er zum ersten Male stand, fesselte ihn durch seine bunten Muscheln. Erst nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerschöpflich hielt. Fast erschrak er, als der kleine Ueberrest von Münze in seiner Tasche nicht mehr volltönend klappern wollte; allein der Trost: „ich gehe mit Gott, und sein Engel ist vor mir her geflogen!" richtete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegestade hin, und erreichte Molo di Gaeta, als eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fische aufgegangen war. Nun sah er sich wieder mit andächtigen Blicken nach seinem Reisegefährten um; doch der ließ ihn einen ganzen Tag hungrig am Markte stehen, und eine ganze Nacht hungrig und schlaflos auf einer Kirchentreppe liegen.

Mit steifen Gliedern erhob er sich am andern Morgen, und griff in sein Säckchen von Leinwand,

um zu suchen, ob nicht eine Brodrinde sich noch irgendwo versteckt habe. Die fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenschaalen. Auch gut, dachte er, es ist doch Alles zu gebrauchen, wer's nur zu gebrauchen versteht. Er erinnerte sich, daß seine Mutter bisweilen aus solchen Schalen ein wohlriechendes Oel gepreßt, und eben da er sich dessen erinnerte, öffnete ein Destillateur seine Bude.

Sogleich trat Enrico dreist hinzu, denn er war ja kein Bettler, sondern bot sein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Destillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antlitz, aus dem ein paar lustige Augen blitzten.

„Was soll ich damit thun?" fragte er lachend.

„Ei, ich meyne, der Herr ist so ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft."

„Freilich."

„Nun so kann er ja das Oel aus diesen Schalen pressen."

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen."

„Einige Tropfen sind auch nicht zu verachten."

„Sehr wohl, aber die Hand voll ist ja kaum einen Bajocco (4 Pfennige) werth."

„Ein Bajocco ist auch nicht zu verachten, besonders wenn man keinen hat, so wie ich, und doch hungert, so wie ich."

Des Knaben Naivetät gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburschen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern sei, auch sonst aus dessen Antworten ein frommes, ehrliches Gemüth erkannte, so that er ihm den Vorschlag, seine Kunst zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, sprang sogleich in die Bude, warf sein Säckchen ab, war in der ersten Minute wie zu Hause, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte seine Freude an dem muntern Burschen, aber Signora Villani, seine karge, gelbe Gattin, stimmte keineswegs ihm bei. Sie führte das Regiment mit eisernem Zepter. Das Erscheinen des Enrico erregte einen furchtbaren Sturm.

Die Nothwendigkeit, einen Lehrburschen anzunehmen, hatte sie zwar schon öfter eingestanden, aber es sollte ein honettes Nachbarskind seyn, das von seinen Eltern mit Kleidung und Wäsche gehörig ausgestattet würde, und, im väterlichen Hause wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herstürzte. Am liebsten hätte sie von Vaucanson sich einen Automaten verfertigen lassen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel stellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt dessen erschien nun eine Art von Bettelbuben, der bloß eine gute Verdauungskraft, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenschalen. Der sollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger gestillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entstand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten Lavendelhaufen saß, und die Entscheidung seines Schicksals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Destillateur behauptete, der liebe Gott selber habe ihm den Burschen zugewiesen, und blieb standhaft bei dieser Behauptung, trotz der Gegenversicherungen seiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burschen noch von ihm selbst die mindeste Notiz nehme.

Mit schweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in seinem Herzen Alles. Vier Jahre hatte er bereits in dieser beklemmten Lage geschmachtet, als sein guter Herr plötzlich starb. Enrico beweinte dessen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düstern Blick in seine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Wittwe, die ihres Mannes Gewerbe nicht einmal fortsetzen wollte, ihn plötzlich ersuchen werde, ihr Haus zu verlassen? — Dieß erfolgte auch, und sie ergriff mit einem hämischen Lächeln den kleinen, zuvor sorgfältig noch einmal umgewendeten Sack, füllte ihn mit kleinen unreifen Pomeranzen, die seit geraumer Zeit in einem bestaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erschrockenen Enrico mit den Worten:

„Da, junger Herr. Jetzt packe er sich fort, und preise er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenschalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann sich Punsch davon machen, wo es ihm beliebt, und auf meine Gesundheit trinken."

Während dieser Rede erholte sich Enrico von der ersten Bestürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hause genossen und nicht genossen, und verließ das Haus eben so arm, als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott," sagte er sehr gelassen: „Gott, der mich von Velletri durch die Pontinischen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kastanien bestreut und einen Engel vor mir her gesendet hat, wird auch ferner helfen."

Mit diesem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächste Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manchen Sonntag zugebracht und zum Zeitvertreib in dessen Kunst gepfuscht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte sich über sein Schicksal, um so mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war selber arm.

„Bin ich denn so ganz arm?" meinte Enrico: „habe ich denn nicht diesen Sack mit unreifen Pomeranzen? Es ist nichts so klein, daß man es nicht nützen könnte."

Der Alte lächelte mitleidig, und schüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen schon Jahre lang bei seinem Herrn gelegen und vergessen worden, und daß in solchen Fällen diese Frucht so hart zu werden pflegt, daß sie ohne Mühe sich drechseln läßt. Er wußte ferner, daß man hie und da in Italien Rosenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Principalin besaß selbst einen solchen, den sie mit großem Wohlgefallen abbetete. Flugs setzte er sich an die Drechselbank, drechselte munter seine Pomeranzen zu schönen, glatten Kügelchen, reihte sie auf eine Schnur, brachte solcher Rosenkränze wohl ein Dutzend zu Stande, und stellte sich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen sein Kunstwerk feilbietend.

Er verkaufte viele und kehrte mit einem kleinen Schatz in der Tasche zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierstunden den Gebrauch seines Handwerkszeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum so viele Rosenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode mischte sich ins Spiel und Jedermann wollte jetzt Rosenkränze von Pomeranzenkügelchen haben; lange konnte die Nahrungsquelle freilich nicht sprudeln, denn die Stadt war klein und bald versorgt. Aber ein Kapitälchen erwarb sein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rührung, daß Gott sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lasse, hielt er seinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, sprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenschalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhaftesten an?"

„Ihr seyd ein guter Kaufmann," meinte der Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare."

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verstehe mich auf keine Waare."

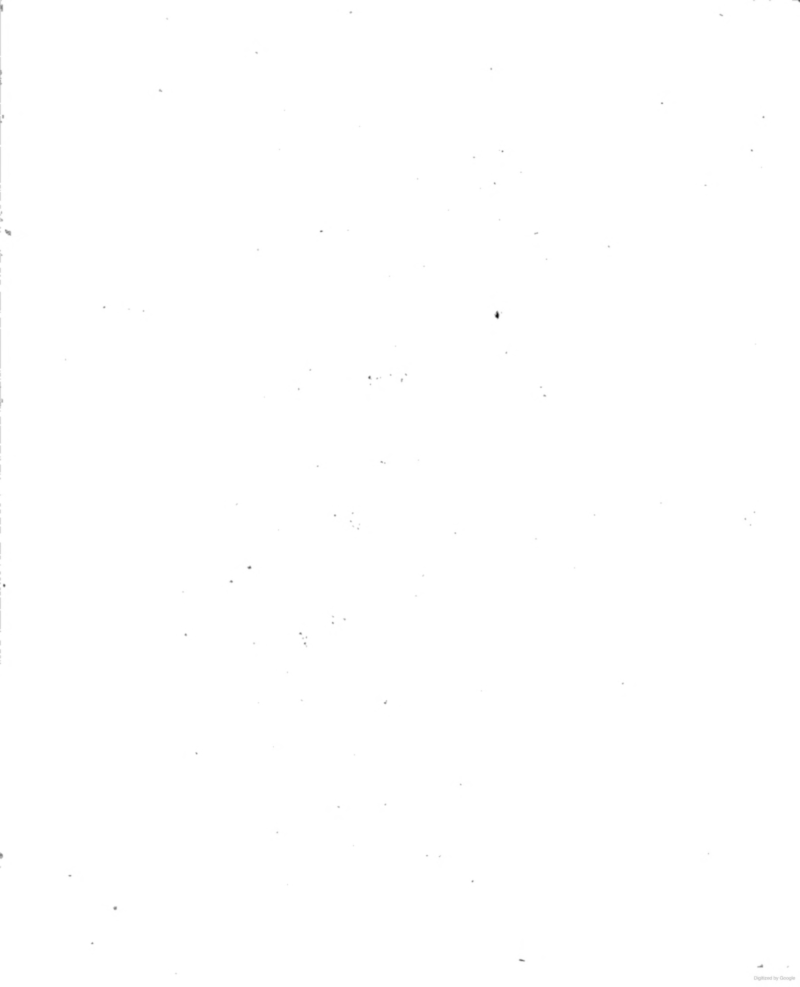
„Doch wohl auf unsere edeln Südfrüchte? die habt Ihr ja bei meinem verstorbenen Nachbar hinlänglich kennen und würdigen gelernt."

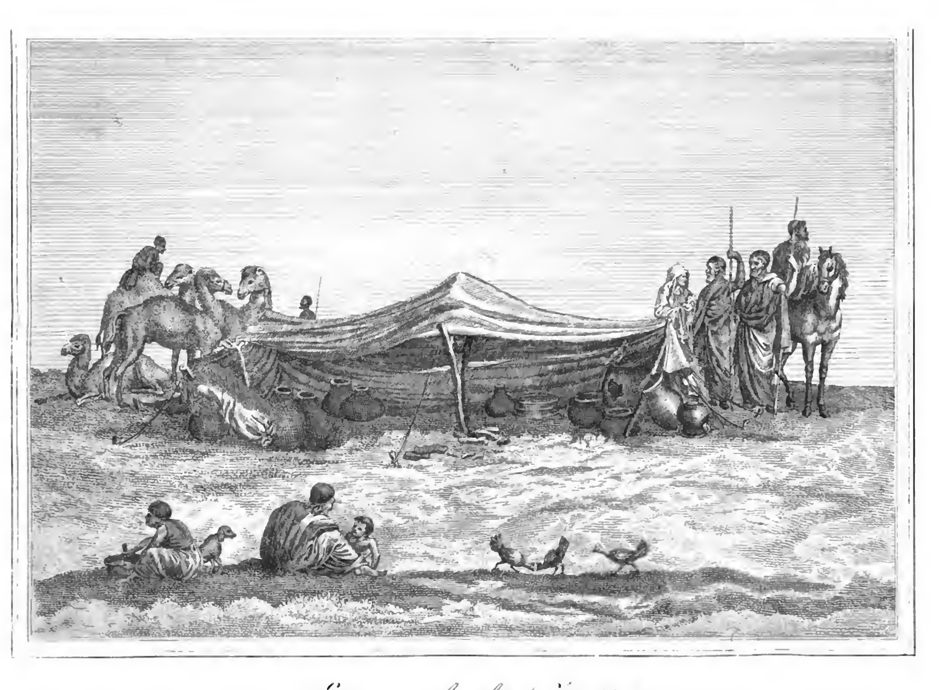
„Recht," sagte Enrico, „ich will es mit Gott versuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieser Beutel voll Piaster, und geschieht das, so nehme ich mein leeres Säckchen und wandere nach Neapel."

Aber es geschah nicht. Er pachtete einen Orangengarten um geringen Preis. Es war derselbe, von dem die Sage geht, er sei Cicero's Eigenthum gewesen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweisen, als ein verfallenes Bad und eine köstliche Aussicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert starke gesunde Bäume schöne reichliche Früchte. Der sparsame Enrico legte einen Piaster zum andern. Nach einigen Jahren konnte er schon drei Gärten miethen, und wieder nach einigen Jahren fast alle Gärten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten, und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in diesem Garten genossen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Ein arabisches Zelt.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Ein arabisches Zelt.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XXV.

Bevor wir die Erklärung der beifolgenden Tafel geben, wollen wir hier Einiges über den Volksstamm der Araber, dessen Krieger unter dem Kommando des Ibrahim Pascha in den letzten Jahren das unglückliche Griechenland so furchtbar mit Feuer und Schwerdt verheerten, vorangehen lassen.

Die Araber, auch Beduinen genannt, d. h. Söhne der Wüste, stammen aus Persien oder Ostindien, und wanderten von da aus nach der großen Halbinsel, die zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen liegt; sie waren von jeher eine rohe kriegerische Horde, und ihre barbarischen Eroberungen umfaßten zu Anfang des achten Jahrhunderts sogar Sizilien, Neapel und ganz Spanien.

Schon längst aber sind sie wieder in ihre frühern Wohnsitze zurückgedrängt, und stehen nun theils unter türkischer, theils unter der Herrschaft ihrer eigenen Fürsten.

Das Volk der Araber ist ein schöner Schlag Menschen; ihre natürliche Farbe scheint ein dunkles Rothbraun zu seyn; sie haben eine weit angenehmere Gesichtsbildung als die Neger, und man hört sie daher oft sagen, „wir sind Araber und keine Neger!" Unter dem Kinn haben sie einen kurzen Bart, einen solchen aber selten im dem Gesichte. Ihr Haar ist buschig und stark, aber nicht wollig, und liegt, wenn sie es kurz tragen, in dichten Locken, tragen sie es aber lang, in breiten, starken Büscheln.

Man schätzt bey den Arabern ihre Gastfreundschaft; sie sind jedoch keineswegs ein treuherziges Volk, sondern erlauben sich stets, da, wo es ihren Vortheil gilt, jede Art von Verrätherey. Betrug und Diebstahl und der schwärzeste Undank werden überall bey ihnen gefunden, und selten entgeht eine Karavane, die diese Gegenden durchzieht, ihrer Angriffe und Plünderung.

Jedesmal, bevor eine Karavane die Reise antritt, erscheinen vor ihr die Frauen der Herrscherstämme; sie setzen sich, mit irdenen Gefäßen in den Händen, die mit glühenden Kohlen angefüllt sind, vor den Ladungen nieder, streuen auf diese Kohlen Salz, und während die bläuliche Flamme aus denselben emporsteigt, rufen sie aus: „möge der Himmel Euch bey dem Gehen und Kommen segnen."

Der Weg einer solchen Karavane führt gewöhnlich durch sandige Ebenen oder steinige und unwirthbare Hügel, nicht selten auch durch enge Thäler und Schluchten, die von beyden Seiten durch Granit- oder Sandstein-Felsen begränzt sind.

Bey jedem Halt, den die Karavane auf der Reise macht, sucht jeder, bevor er sich zum Schlafen niederlegt, sein Gepäck so zu ordnen, daß es den Dieben, ohne ihn zu wecken, schwer werden muß, einen Versuch darauf zu wagen.

Kommen sie in eine Gegend, wo ihnen einige Bäume vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz gewähren, so entsteht gewöhnlich Streit darüber, wer von ihnen in der Kühle des Schattens ruhen soll. In einer solchen Karavane befinden sich oft

5—600 Kamele und mehrere tausend Menschen beysammen. Das gemeinschaftliche Mittagsgericht aller Reisenden besteht in einer Art Kuchen, die aus feinem Mehl mit Wasser gemischt, auf einer eisernen Platte gebacken wird und Fatihre heißt. Gewöhnlich genießt man die Fatihre mit darüber gegossener Butter, bisweilen wird aber eine Brühe von Butter und getrockneten Datteln dazu gemacht. Am Abend werden einige Zwibeln gekocht, oder Brod mit Salz gebacken, oder Zwibeln über Kuchen oder auf das Brod geschüttet, nachdem dieß in schmale Stücke gebrochen worden. Frühmorgens ißt Jedermann ein Stück trockenen Zwiback mit einigen rohen Zwibeln oder Datteln.

Das Rauchen und Schnupfen des Tabaks gilt bei den Arabern für den größten Hochgenuß; bei dem Schnupfen nehmen sie jedoch den Tabak nicht zwischen den Zeige- und Daumen-Finger, sondern legen ihn auf den Daumennagel und bringen ihn so zur Nase.

Ihre Kleidung besteht gewöhnlich in einem leichten Zeuge von blauer und weißer Farbe; gegen Regen und Thau suchen sie sich durch einen Mantel aus Thierfellen oder aus grobem Ziegenhaar zu schützen.

Beide Geschlechter pflegen sich täglich mit frischer Butter die Haut einzureiben. Sie behaupten, dieses erfrische, es verhüte die Hautbeschwerden und mache die Hautoberfläche weicher.

Jeder Araber erbaut sich sein Haus selbst, der Zimmermann legt nur das Dach und macht die Thüren dazu. Dasselbe besteht aus einem weiten Hof, der in einen innern und äussern Raum getheilt wird; um diesen herum stehen einige Stuben, die selten mehr als ein kleines Fenster haben, so daß man die Thüren öffnen muß, wenn man sie hell haben will. Die Zelten hingegen, die sich die Araber im Freyen aufschlagen, sind offen; in diesen hat sich das Hirtenleben noch in derselben Gestalt erhalten, wie es zu Abrahams Zeiten war.

Die beygefügte Abbildung vergegenwärtigt uns in einem arabischen Zelte ein solches Leben. Auf der linken Seite stehen die Kamele, auf der rechten die Stute, worauf der Hausvater auf Raub auszieht. Daneben befinden sich 2 andere Araber auf ihre Lanzen gelehnt, in Lumpen gehüllt, die ihnen durch ihren Faltenwurf ein ehrwürdiges Ansehen geben. Das wollene Zelt ruht auf Pfählen. Im Innern befinden sich zwey Vorrathssäcke, ein Kleiderbehälter, eine Handmühle, ein Hühnerkorb und einige andere Geräthe.

Die Bevölkerung der Araber beträgt auf der weiten Landesstrecke, die sie bewohnen, nur 10-12 Millionen; sie treiben einen Land- und Seehandel, und statt des Geldes dient ihnen zur Auszahlung eine Art Frucht, die sie Durra nennen. Jede Sache von geringerem Werth hat daselbst ihren Preiß in Durra, die in Gefäßen oder Handvoll gemessen wird. Sehr häufig entstehen aber bei dieser Auszahlung Streitigkeiten zwischen Käufer und Verkäufer über die ungleiche Größe ihrer Hände, und da wird dann in einem solchen Falle immer ein Dritter herbei gerufen, der mit unpartheischen Händen die Durra den streitenden Theilen zumißt.

Pomeranzen- und Melonen-Schalen.

(Beschluß von Seite 96.)

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter und berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein schöner junger Mann sey.

Seine Geschäfte breiteten sich immer mehr aus, und jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn seine Ordnung und Redlichkeit waren stadtkundig.

Einst that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorschlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu schicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo sie dort selten sind. Freilich war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finnischen Meerbusen zwischen Eisschollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entschloß sich selbst mitzufahren, und zwar

in Begleitung seines alten, wohlbekannten Reisegefährten. Seine Zuversicht täuschte ihn auch diesmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptstadt des Nordens, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche mächtige Fürst Potemkin eben in seinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige fête geben wollte. Man weiß, daß dieser Fürst seine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kurier hundert Meilen weit nach Moskau zu schicken, bloß um einige Gurken zu holen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Lust anwandelte, alle Bäume seines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und sogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt schiffte Enrico als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Für den großen, seine kühnsten Hoffnungen übersteigenden Gewinn hatte er russische Produkte eingetauscht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit ansehnlichem Vortheil umsetzte.

An dem Tage, an welchem er dieses glückliche Geschäft vollendet hatte, führte in sein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in stiller Freude, wünschte sich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen, darum haftete sein Auge besonders auf Armen, deren es damals in Neapel viele Tausende gab. Nicht lange, so fesselte eine Gruppe von Lazaroni seine Blicke. Sie standen um den Tisch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen schnittweise verkaufte. Diese Frucht ist in Neapel so gemein, daß nur die Armen sie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer sie bei kleinen Stücken um einen sehr geringen Preis zuschneidet. Die Lazaroni verzehrten ihre Stücke mit großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen stand Enrico, als er neben dieser Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der diese abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder hervorsuchte, um sie gierig noch einmal zu benagen, und als er in diesem Unglücklichen alsobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den Pontinischen Sümpfen ihn mit Pomeranzenschalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er schaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erschrocken anstarrte. „Sie scheinen sehr arm zu seyn?" fragte Enrico.

Der Mensch lächelte bitter, und antwortete: „Das sehen sie wohl."

„Sie waren nicht immer in dieser traurigen Lage?"

„Was kümmert das Sie?"

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beschäftigung anweisen."

„Ich verstehe nicht zu arbeiten."

„Haben Sie nicht eine Schwester?"

„O ja, wenn die wollte —"

„Wie? sie wäre im Stande, Sie zu unterstützen, und wollte es nicht?"

„Eigensinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen."

Enrico's Gemüth war tief gerührt; er bat den zerlumpten Lazaroni, ihn zu seiner Schwester zu führen, ihm nur die Thür von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

„Sehr gern," sagte der Mensch.

Enrico folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauses, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er seinen Engel, seine Annunziata, die neben dem Krankenbett ihrer Mutter saß und emsig arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jetzt in voller Blüthe, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo sie saß, schien ein sanftes Licht auszugehen und die dunkle Kammer zu erleuchten. Sie erschrack und wurde glühend roth, als sie einen jungen Mann in Begleitung ihres Bruders hereintreten sah. Allein Enrico, der den Ausbruch seiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch sein bescheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er sey gekommen, um Arbeit bei ihr zu bestellen. „Nein," sagte Enrico, „ich bin gekommen, um meine alte Schuld abzutragen."

Das Mädchen stutzte und sah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre," fuhr er fort, „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünsche zu wissen, wer Sie sind, und wie Sie in diese traurige

Lage gekommen. Ich bin ein ehrlicher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und seyen Sie der nahen Hülfe gewiß."

Sein Führer murmelte unverständliche Worte. Das Mädchen warf einen niederschlagenden Blick auf ihre Mutter und sagte: „Ich kann ihre Neubegier nicht befriedigen."

„Aber ich kann es," hub die Mutter an, und richtete sich mühsam auf: „ich allein trage die Schuld unseres jammervollen Zustandes. Ich war eine wohlhabende Wittwe, hatte nur diese beiden Kinder, war blind für meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterin ist."

Mutter! rief Annunziata mit ausbrechenden Thränen, und wollte durch eine Umarmung ihr den Mund verschließen. Aber die Kranke stieß sie sanft zurück. „Vergönne mir den einzigen Trost, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preisen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieses Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in einem Kloster es erziehen, und versorgte es kaum mit dem Nothwendigen, während dieser unwürdige Knabe Alles verschwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß; daß dieses fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgestorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, ist das Werk dieses Bösewichts."

„Warum haben Sie mich verzogen?" sagte der Verstockte, und trommelte am Fenster.

„Ich verdiene diesen Vorwurf," schluchzte die Mutter: „aber aus deinem Munde ist er mir nur Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Absicht Sie hieher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieses Menschen Trotz; führen Sie Ihr edles Vorhaben aus um dieses frommen Mädchens Willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch Etwas gilt!"

Sie hatte bei diesen Worten ihre entfleischte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und diese stand, mit den Armen über die Brust gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte sich sammeln, um zu sprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?" redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erste Wohlthäterin, und auch ihr Bruder ist mein Wohlthäter."

Sie meinte, er wolle spotten. Der Bruder wandte sich hastig um.

„Erinnern Sie sich noch eines armen Knaben, der vor einem Posthause in den Pontinischen Sümpfen stand, als Sie die Pferde wechselten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz strahlte aus ihrem Auge.

„Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einen Piaster schenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenschalen warf?"

„O ja!" rief sie freudig. Der Bruder wandte sich mürrisch um.

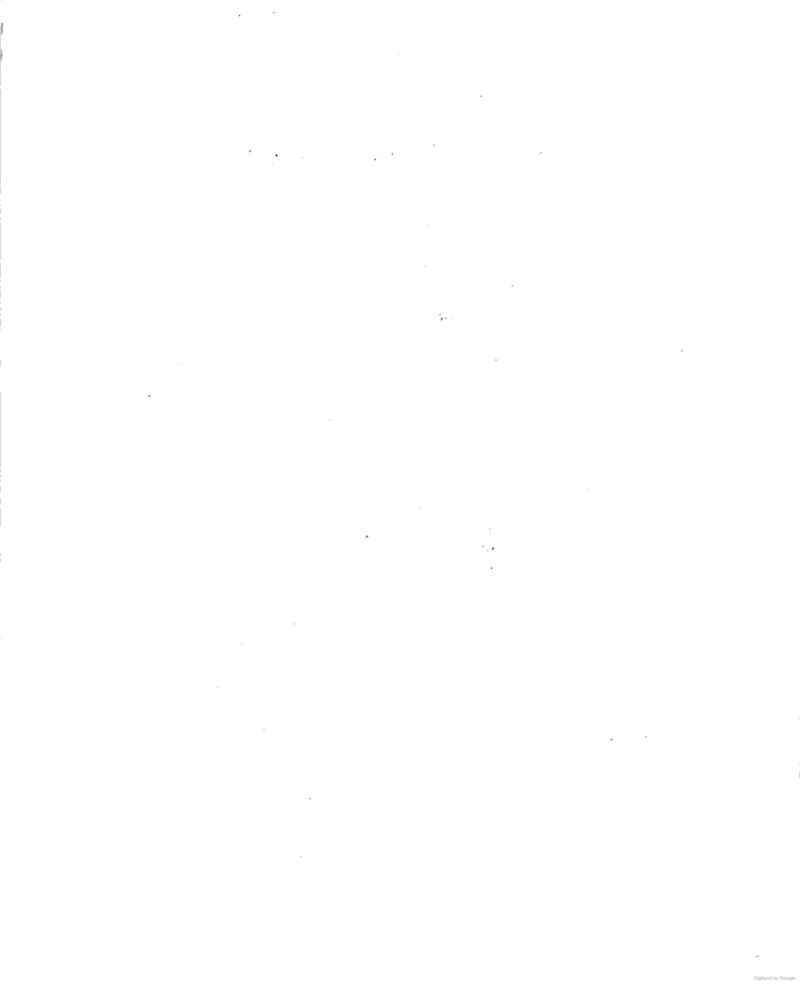
„Nun denn," fuhr Enrico fort: „Ihr Piaster war mein Reisegeld, und die Orangenschalen haben mein Glück gemacht." Er erzählte seine Geschichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorsehung. Das Mädchen hing mit inniger Theilnahme an seinen Lippen. Der Bruder stand mit verschränkten Armen, den starren Blick an den Boden geheftet.

„Damals sagte Enrico (den einzigen Vorwurf sich erlaubend): „damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reisenden, der mir so übermüthig seine Schalen zuwarf, einst Melonenschalen würde benagen sehen." — Gottes Gericht! sagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederholte dumpf der tief erschütterte Sohn. Die Tochter schluchzte leise.

„Sie kennen nun meine Schicksale," hub Enrico wieder an: „aber noch nicht die Geschichte meines Herzens. Ihr Bild, schöne Annunziata, ist seit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen Engel. Vernichten Sie diese liebliche Täuschung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden, die Gattin des Mannes, der seinen ganzen Reichthum, vielleicht auch seine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend sank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend stürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch einmal ihre Hände segnend empor!

Karlsruhe, in der Müllerschen Hofbuchdruckerey.





Der Korkbaum.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Korkbaum.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXVI.

Der Kork- oder Pantoffelholz-Baum ist eine Art Eiche; seine Blätter und Eicheln, obgleich etwas kleiner, gleichen am meisten denen unserer gemeinen Eiche; die Blätter bleiben das ganze Jahr hindurch grün und werden in der Mitte des Maymonats wieder durch neue ersetzt; die Rinde gibt das bekannte Kork- oder Pantoffelholz.

Dieser Baum wächst nur in den wärmern Ländern. In Europa trifft man ihn in Italien, in den südlichen Provinzen von Frankreich, in Spanien und Portugal an; er erreicht die Größe unsrer gewöhnlichen Eichen, wird 150 bis 200 Jahre alt und pflanzt sich durch seine Eicheln, am liebsten in einem sandigen Erdreich fort; die Rinden derjenigen Bäume, die im fetten und festen Boden stehen, werden nicht so hoch geschätzt.

Man pflegt den Korkbaum so viel wie möglich gerade in die Höhe zu ziehen, und befreit ihn 10 bis 12 Fuß hoch, von allen Nebenästen, damit später die Korkstücke desto größer ausfallen und glatt werden. Nach dem 12 — 15 Jahre wird die erste Rinde von dem Stamme abgeschält; diese ist jedoch noch löcherig und nicht zu gebrauchen, muß aber wegen der nachfolgenden abgelöst werden, damit diese um so schneller gedeihen und dichter werden kann; erst die dritte Rinde erlangt die gehörige Vollkommenheit, und so gewinnt man bloß von den alten Bäumen den besten Kork.

Nach 8 bis 10 Jahren kann die Rinde jedesmal wieder abgenommen werden; die Bäume haben noch eine innere Rinde, durch die sie ihre Nahrung erhalten, so daß ihnen das Abschälen der äußern, nicht den geringsten Schaden zufügt; vielmehr ist ihnen dasselbe zuträglich, denn die Bäume, deren Rinde nicht abgelöst wird, bleiben selten über 60 Jahre gesund, während die andern, die alle 8 bis 10 Jahre abgeschält werden, 150 — 200 Jahre andauern.

Die Zeit die Rinde abzulösen ist im July und August, wenn der zweite Saft am häufigsten vorhanden ist. Es geschieht solches mit einem Instrumente, welches demjenigen gleicht, womit man die Eichen abzuschälen pflegt, nemlich mit einer kleinen Axt, deren Stiel am Ende keilförmig ist. Hiermit spaltet man die Rinde von oben bis unten an die Wurzeln, und um den Stamm herum, oben und unten, werden Quereinschnitte der Länge nach gemacht, die Rinde wird, je nachdem der Stamm dick oder dünn ist, 3 bis 4 mal durchschnitten, mit dem flachen Hintertheile der Axt geklopft und so vermittelst des keilförmigen Stiels abgesprengt. Hierauf kommt dieselbe, in 4 bis 5 Fuß lange Stücke geschnittten, einen Tag lang ins Wasser und wird mit Steinen beschwert, damit sie platt gedrückt.

im getrockneten Zustand um so bequemer zu packen und zu versenden ist.

Man unterscheidet von dem Korkholz zweyerley Sorten:

Französisches und spanisches; das erstere ist weißlichgrau, das letztere dunkler.

Bei dem Einkaufe des französischen Korkes muß man denjenigen wählen, der in schönen ebenen Tafeln ausgebreitet, glatt und leicht ist, keine Knoten, Knöpfe oder Hügel, noch Risse und Löcher hat, weich, biegsam, mittelmäßig dick, aus- und inwendig graugelb, und leicht und glatt zu schneiden ist. Der spanische Kork muß schwärzlich und inwendig gelblich aussehen, übrigens aber die Eigenschaften wie der weiße haben. Je schwärzer und dicker diese letztere Gattung ist, desto besser ist sie.

Aus den Korktafeln werden die Stöpfel geschnitten, die wir zum Verschließen der Bouteillen rc. gebrauchen; man bedient sich zu deren Verfertigung eines scharfen, 1 Fuß langen, 2 Zoll breiten und am Rücken 2 Linien dicken Messers, von gutem gehärtetem Stahl. Die Korktafeln werden zu diesem Ende in kleine Vierecke geschnitten, diese Vierecke kommen auf einen, in einem Tische angebrachten Nagel zu stehen, werden auf demselben mit der linken Hand umgedreht, und mit dem Messer in der Rechten zu Stöpseln formirt. Ein geschickter Arbeiter ist auf diese Weise im Stande in einem heitern und langen Sommertage 15 bis 1600 Pfropfen zu schneiden. Der Abgang bei dem Schneiden der Stöpsel ist gewöhnlich sehr groß und oft gehen von einem Centner Kork über ¾ Centner Späne ab. Die Späne werden zum Heitzen der Stubenöfen und auch zu kleinen Pfropfen für die Medicin-Gläser verwendet.

Ausser den Stöpseln werden noch vielerlei Gegenstände aus Kork verfertiget, namentlich: Korksohlen, die gegen das Eindringen der Feuchtigkeit gute Dienste leisten, und Absätze, um die Schuhe und Pantoffeln leichter zu machen. Oft täfelt man ganze Kriegs-Schiffe inwendig mit Kork-Tafeln aus, um dadurch die Kugeln abzuhalten. In Spanien deckt man mit den schönsten und festesten Tafeln an verschiedenen Orten die Häuser; auch in Deutschland werden Mauern und Wände in den Gebäuden damit bekleidet, um dadurch die Zimmer im Winter vor der Kälte, und im Sommer vor der Hitze zu bewahren. Man hat auch Kleider aus Korkholz verfertiget, in denen man ohne Gefahr in dem Wasser gehen und schwimmen kann; ein solches Schwimm-Kleid nennt man einen Kork-Wammes; 12 Pfund Kork in dasselbe gefüttert, sind hinlänglich, einen erwachsenen Menschen über dem Wasser zu erhalten.

Die Frucht des Kork-Baumes schmeckt angenehm; sie wird als Fütterung für das Vieh gebraucht, und auch von Menschen gegessen. Die Spanier genießen sie, wie die Kastanien, geröstet.

Das Holz dient zu Rammen, Stielen, Keilen, Achsen und Brennholz, und giebt die schönen spanischen Holzkohlen.

Der Corsar.

Zur Hälfte verflossen war die schönste der Nächte, die im Lenz so schön auf Granada's Küste herniedersinken. Die Oberfläche der See war spiegelglatt, der Himmel heiter; die Luft, beladen mit den Düften der Myrthen und Pomeranzenbäume, und mit tausend Wohlgerüchen, womit die Natur diese glücklichen Gegenden so mild beschenkt hat, säuselte sanft, vom Zephyrhauche bewegt. Die majestätische Stille der Nacht wurde nur durch die Nachtigallen dieser lieblichen Haine unterbrochen.

Aber plötzlich ward die Ruhe dieses Wohnorts der Glückseligkeit und des Friedens durch die Stimme des Krieges gestört. Don Ludwig de Ferez, der sich noch mit seiner Familie im Garten befand, wurde durch den Knall der Feuergewehre und das verwirrte Geschrei in einem benachbarten Hause erschreckt. Die Sturmglocken der Dörfer umher verriethen eine Landung der Corsaren aus der Barbarei, und verbreiteten allgemeine Bestürzung.

Don Ludwig sandte seinen Sohn ab, die Mannschaft des Dorfes zu versammeln. Er griff zu den Waffen, ließ sein Haus unter dem Schutz seiner Bedienten, und eilte sich an die Spitze seiner Vasallen zu stellen. Ihrer waren schon mehr als hundert, und ihre Zahl wuchs beständig. Er sandte einige ab, das angegriffene Haus zu unterstützen; und da er vermuthete, daß sich der Feind schleunig zurückziehen würde, so begab er sich zu einer kleinen Bucht, die der einzige Ort war, wo die Seeräuber hatten landen können. — Es traf ein, was er voraus gesehen hatte. Die Corsaren eilten mit ihrer Beute zur Bucht hin. Aber das Feuer von Don Ludwigs Leuten trieb sie in die Flucht, acht oder zehn ausgenommen, die noch Stand hielten, um die Flucht ihrer Gefährten zu decken.

Das unaufhörliche Feuer der Spanier war so wirksam, daß zuletzt von dieser Handvoll tapferer Türken nur Einer übrig blieb. Dieser ward gefangen, während die Schiffe mit vollen Segeln die See erreichten.

Das tapfere Benehmen dieses Gefangenen, vermochte Don Ludwig, ihm jeden Beweis der Achtung zu geben. Er wurde mit den Verwundeten, worunter sich auch Don Michael, Don Ludwigs Sohn befand, in das Schloß geführt. Don Michaels Wunde schien am andern Tage sehr gefährlich, so daß des Vaters gütige Gesinnung, die er für den Gefangenen hegte, sich merklich veränderte. Er ging in das Zimmer, wo er gefangen saß, und redete ihn an, aber er erhielt keine Antwort. Der Gefangene verstand die spanische Sprache nicht. Don Ludwig sprach sehr fertig arabisch und redete ihn darin an, indem er sprach: „Sklave, du hast meinen Sohn verwundet, wenn er stirbt, so erwarte kein Mitleid!" Der Gefangene betrachtete Don Ludwig mit einem gleichgültigen Blicke, und antwortete: „Hab ich Euch nicht schon gezeigt, daß ich mich vor dem Tod nicht fürchte? Gehe Christ, ich hab' alles, was mir theuer ist, verloren, das Leben ist mir nichts mehr werth."

Don Ludwig fragte ihn: aus welchem Theil der Barbarei er sei?

„Aus der Barbarei?" erwiederte er, „ich kenne kein solches Land. Du belegst mein Vaterland mit diesem Namen, aber wir geben ihn dem Lande der Christen. Mein Volk hegt eine unversöhnliche Feindschaft gegen das deinige, und was du auch thun magst, so kannst du dieselbe nicht vermehren."

Diese kühnen Reden, weit entfernt Don Ludwig zu erzürnen, gaben ihm einen hohen Begriff von seinem Gefangenen. Er bemerkte, daß dieser Afrikaner kein Mann von gemeinem Schlage sei.

Einige Tage nachher, als sein Sohn ausser Gefahr war, beschloß er im Ausbruch seiner Freude, seinem Gefangenen Beweise einer ausgezeichneten Achtung zu geben.

Die zwei Schwestern des Don Ludwig waren begierig, den stolzen Corsaren zu sehen. Er sandte ihn in ihr Zimmer. Seine edle Miene, und sein bescheidenes, jedoch nicht erniedrigendes Betragen setzten sie in Erstaunen. Don Ludwig benachrichtete den Afrikaner, daß sein Sohn nicht länger in Gefahr sei, und daß er ihm seine Gefangenschaft so viel als möglich erleichtern wolle. Er wolle ihn nur als einen Gefangenen aufs Ehrenwort ansehen, und ihn bis auf glücklichere Zeiten als ein Glied seiner Familie behandeln.

Der Gefangene dankte ihm für seine gütige Gesinnung. „Jeder Ort, sagte er, ist mir jetzt gleich. Es giebt nur einen, der mir Vergnügen machen könnte. Aber du bist noch eines größern Edelmuthes fähig; daher wag ich es, mir eine Gunst von Dir zu erbitten, die in meinen Augen einen viel höhern Werth hat."

Don Ludwig machte ihm Muth fortzufahren, und der junge Corsar sagte:

„Deine Leute haben mich geplündert, aber ich beklage mich nicht darüber. Es ist so die Gewohnheit bei dieser Art Kriegen. Ein unschätzbares Kleinod ist ihnen entgangen. Indeß möchte ich nicht immer so glücklich seyn. Ich möchte nicht immer in so gute Hände fallen, wie die Deinigen. Daher bitte ich Dich, diesen Schatz in deine Verwahrung zu nehmen."

Hiermit zog er ein Armband hervor, worauf ein schönes weibliches Gemälde war. Er drückte es an seine Lippen, Thränen floßen aus des Jünglings Augen, der doch mit Thränen unbekannt schien.

„Dies, sagte er, indem er Don Ludwig das

Gemälde reichte, dies ist mein Theuerstes. In dem Augenblick, wo ich meine Freiheit werde erlangen, will ich dasselbe auch um jeden Preis, den Du darauf setzen magst, einlösen."

Obgleich die beiden Schwestern die Rede des Corsaren nicht verstanden, so bemerkten sie doch seine tiefe Rührung, und verstanden die Ausdrücke eines leidenschaftlichen Herzens. Sie betrachteten das Gemälde, und fühlten die zärtlichste Theilnahme für einen so treuen Verehrer.

Don Ludwig gab ihm seinen Schatz lächelnd zurück.

„Bewahre Du ihn selbst, sagte er, er ist ohne Lösegeld dein, und er soll dir nimmer genommen werden."

Der Jüngling dankte gerührt Don Ludwig und den beiden Schwestern, die so warmen Antheil an seinem Schicksal nahmen. Die Frauenzimmer konnten ihre Neugierde nicht unterdrücken, und verlangten zu wissen, wen das Gemälde vorstelle. Er antwortete mit Ausdrücken der heißesten Leidenschaft:

„Es ist die sehr unvollkommene Aehnlichkeit meiner Gebieterin, der anbetungswürdigen Azide, die schöner ist, als die Houris des Paradieses, und deren Vollkommenheiten kein Sterblicher Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann."

Die Frauenzimmer lächelten über diese leidenschaftliche Antwort, und fragten aus welchem Lande die Schöne sey?

„Azide, sagte er, ist die Tochter des Ali Horuck von Tetuan, der Name Horuck ist furchbar im mittelländischen Meere. Er ist zwar ein rauher Corsar, aber in meinen Augen hat er das höchste Verdienst — er ist Azidens Vater."

„Ihr kommt also von Tetuan?" fragte Don Ludwig.

„Ja, erwiederte der Corsar, aber ich finde kein Vergnügen an diesem Umherkreuzen, da wir nur selten auf tapfere, und immer nur auf schwache Feinde stoßen. Aber der unbiegsame Horuck will seine Tochter keinem andern als einem Seemann, der ihm gleicht, geben, und was würde ich nicht thun, um Azidens Hand zu erhalten?"

Indeß waren die mohrischen Schiffe nach Tetuan zurückgekehrt. Die Nachricht von ihrem Unfall und von der Gefangenschaft des jungen Sayd konnte dem Horuck nicht hinterbracht werden, weil er eben damals an einer schweren Krankheit das Bett hütete. Azide war die erste, welcher diese schreckliche Neuigkeit zu Ohren kam. Dies war zu viel für ihr Herz, das schon in dem vermeinten Verluste so unendlich litt. Ihre Untergebenen waren lange um ihr Leben besorgt, und es dauerte einige Tage, ehe Thränen ihr Erleichterung verschafften.

„Ach! rief sie, ich weine nur, indeß Sayd vielleicht in Ketten schmachtet. Ist dieses ein Augenblick für Thränen, da ich zu seiner Rettung hineilen sollte?"

Sie ging augenblicklich alle ihre Juwelen zu sammeln und eilte zu ihrem Bruder Abdallah. Sie konnte nicht reden. Stillschweigend legte sie ihr Gold und ihre Juwelen vor ihm hin. Ihre Blicke waren voll des unaussprechlichsten Jammers. Sie rief nur den Namen: „Sayd!"

„Verzweifle nicht, meine theure Schwester," sagte der theilnehmende Abdallah; „wenn der Engel des Todes seine Hand noch nicht ausgestreckt hat, wenn er noch bloß Gefangener ist, so will ich für seine Befreiung flehen und dafür Sorge tragen."

Ein Strahl der Hoffnung drang in Azidens Herz; sie drückte die Hand ihres Bruders mit der süßen Gewalt ungeduldiger Wünsche.

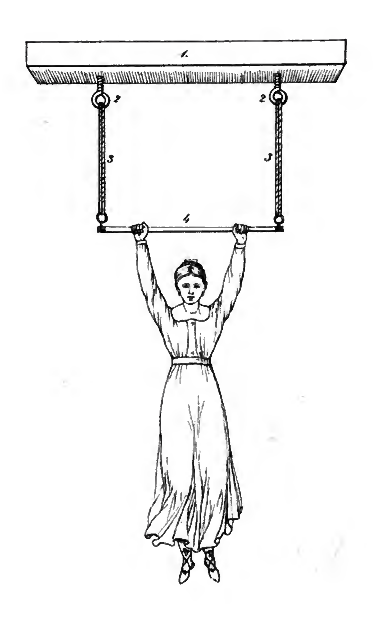
„Sorge dafür, sagte sie, aber es muß heute, es muß noch in diesem Augenblick geschehen."

Abdallah verließ sie, um die nöthigen Maaßregeln zur Befreiung ihres tapfern Geliebten zu nehmen. Aber er nahm nichts von dem Golde und den Juwelen, die sie ihm in dieser Absicht gebracht hatte.

Abdallah suchte nun einen treuen Mohren auf, der bei dem unglücklichen Unternehmen zugegen gewesen war, und die spanische Sprache redete. Er brachte ihn leicht dahin, das Geschäft — Sayd zu befreien — zu unternehmen, und da zwischen Tanger und Algesiras eine Gemeinschaft statt fand, so schiffte der Mohr ohne Schwierigkeit in spanischer Kleidung nach Spanien über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Streck = Schaukel.

Nro 27. Zweiter Jahrgang 1829. (105)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3, — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Streck-Schaukel.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXVII.

Man ist auf verschiedene Arten bemüht, dem täglich überhandnehmenden Uebel: „Die Schultern vorzuhalten" abzuhelfen, weil durch dieses Vorhalten der Schultern, die Brusthöhle beengt und dadurch nicht allein auf das Innere des Körpers schädlich gewirkt, sondern diesem auch die äußere Schönheit geraubt wird.

Hiergegen hat man in der jüngsten Zeit ein einfaches Mittel in Anwendung gebracht, das den Kindern zugleich auch als Spiel dient und überdieß noch dem Wachsthume des Körpers förderlich ist; es ist dieses die auf unserer beifolgenden Tafel abgebildete Streck-Schaukel.

Um solche herzurichten, schraubt man nämlich zwei Schrauben in einen Balken, zieht Stränge oder Riemen durch dieselben, und zwar von solcher Länge, daß die junge Person, wenn sie auf ein Fußbänkchen tritt, den an den Strängen oder Riemen befestigten Stock erlangen kann. Das Fußbänkchen wird dann unter den Füßen weggeschoben, damit die Person frei herab hängt und sich so hin und her schaukeln kann. Dabei ist es gut, wenn man 1 bis 2 Schuh, rückwärts von der Schaukel, eine Bank anbringt, die fest steht und welche die Person im Stande ist, noch mit den Füßen zu erreichen, damit sie von Zeit zu Zeit auf derselben, ohne gerade die Schaukel fahren zu lassen, ausruhen kann.

Bei dem Schaukeln, das des Tages öfters wiederholt wird, bringe man die Hände ja nicht nahe zusammen, sondern halte sie so weit als möglich aus einander.

Auf der Abbildung stellt fig. 1. den Balken vor, in welchem die Schrauben eingeschraubt werden.

Fig. 2. 2. sind eiserne Schrauben, einen kleinen Finger dick, mit tief eingreifendem Schraubengewinde, damit sie fest in dem Holze halten.

Fig. 3. 3. sind Stränge oder Riemen, welche durch die Ringe gezogen und zusammengeknüpft werden.

Fig. 4. ist der Stock. Dieser muß von gutem, hartem Holze, an zwei Ellen lang und im Durchmesser bei ¾ Zoll stark seyn, damit keine Gefahr seines Zerbrechens zu befürchten, er aber auch leicht zu umspannen sey.

Beide Ende dieses Stocks sind mit eisernen Bändern, auf deren jedem ein Ring angeschmiedet ist, beschlagen; in diese Ringe greifen wieder zwei andere bewegliche Ringe, und durch diese werden alsdann die Stränge oder Riemen gezogen, und oben am Balken in den Schrauben befestiget.

Der Corsar.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 104.)

Sayd lebte indeß in dem Genuße der edlen Freundschaft des Don Ludwigs und dessen Familie, daß er sich kaum selbst für einen Gefangenen gehalten haben würde, wenn er nicht von seiner angebeteten Azilde getrennt gewesen wäre. Er hatte mit seinen dortigen Freunden häufige Unterredungen, wobei die edelmüthige Ergießung seiner Seele machte, daß jeder von ihnen das Verhältniß von Herrn und Gefangenen vergaß.

„Wie ist es möglich, sagte einst Don Ludwig, daß ein Krieger, wie Du, mit Seeräubern in Verbindung treten konnte?"

„Herr! erwiederte Sayd: der Name Menschheit ist nicht allein auf die Christen beschränkt, Du mußt bedenken, daß zwischen den Mahomedanern von Afrika und den Christen ein beständiger Krieg Statt findet, welchen kurze schlecht beachtete Waffenstillstände kaum unterbrechen. Der Schwächere wird von dem Stärkern überwältigt, zum Sclaven gemacht, und nie ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt. So weit sind beide Partheien gleich."

„Welch eine verabscheuungswürdige Gewohnheit, sagte Don Ludwig, durch Gewaltthätigkeit Sclaven zu machen, und Menschen gleich Thieren zu verhandeln?"

„Ich gebe zu, erwiederte der Corsar, daß unsere Gewohnheit, Sclaven zu machen, zuweilen gewaltthätig und grausam seyn mag, aber nie ist sie niederträchtig. Dein Edelmuth gegen mich fordert meine Dankbarkeit, ich berufe mich auf Dich selbst, ob ich Dir nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Aber bis jetzt hatte noch keines unserer Schiffe einen Hafen verlassen, um an den westlichen Küsten von Afrika einen entehrenden Handel zu treiben, dort Männer, Weiber und Kinder zu kaufen, die wir niemals kannten, und die uns niemals etwas zu Leide thaten! Niemals führten unsere Schiffe diese unglücklichen Wesen zu entfernten Himmelsstrichen, dort ohne Erquickung, ohne Trost und Hoffnung ihr elendes Leben unter der Last der Ketten fortzuschleppen, und es unter der Geißel ihres grausamen Peinigers auszuhauchen. Niemals häuften wir Reichthümer auf, die der Ertrag des Schweißes und Blutes jener bedauernswürdigen Schlachtopfer des fühllosesten Geizes sind. Was kann wohl tadelnswürdiger seyn, als unschuldigen Menschen das größte Unrecht zuzufügen, sie in den Zustand des größten Elendes zu versetzen, ohne ihnen die Mittel der Selbstvertheidigung zu gestatten, indem der Beleidiger bei seinen Angriffen keine Gefahr läuft; und diese schändlichen Handlungen aus den niedrigsten und verächtlichsten Beweggründen zu begehen! und doch sollen wir, die wir dieses Verfahren verabscheuen, die Feinde der Menschheit seyn? Welch eine seltsame Philosophie ist dies? Ihr erleuchteten, ihr menschlichen Europäer, ihr wollt die Freude des Menschengeschlechtes seyn, und doch habt Ihr Herzen von Stein und Eisen! — Ich für meinen Theil will lieber ein Anhänger der edeln Philosophie des weisen Mahomed Taffer, Lehrers der hohen Schule zu Fez, worin ich erzogen wurde, bleiben. Er lehrte mich, daß ein Volk hohen Kriegsruhm, glänzende Reichthümer besitzen, und wegen seiner Künste und Wissenschaften berühmt seyn, und dennoch keinen wahren Ruhm besitzen, ja sogar in Unwissenheit und Barbarei versunken seyn kann, wenn es die Beobachtung der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit vernachläßigt. Herr, sollen wir die Europäer nach den Grundsätzen des Mahomed Taffer beurtheilen?"

Mit solchem Freimuth unterhielt sich der edle Corsar mit seinem Ueberwinder. Bei andern Unterredungen erwähnte Sayd der Vertreibung der Mauren aus Granada und der treulosen und grausamen Behandlung derselben, die auch Don Ludwig beklagte.

„Wir sind hier in Spanien, sagte dieser, für diese falsche und unmenschliche Politik genug bestraft. Der bemerkbare Verfall unserer Monarchie begann in dem Zeitraume als eure Vorfahren daraus vertrieben wurden. —"

Der Mohr, den Abdallah abgeschickt hatte, die Befreiung des edeln Sayd's zu bewirken, langte bald in dem Schlosse des Don Ludwig an. Er erstaunte, als er den Corsaren in einer Gefangenschaft antraf, die in Tatuan gar nicht bekannt war. Er überreichte ihm die Briefe von Abdallah und Azi-

den. Mit welchem Entzücken betrachtete der heißliebende die bekannten Schriftzüge seiner Gebieterin! Er war einige Augenblicke, unfähig den Brief zu öffnen, und den Inhalt zu lesen. Azide schrieb:

„Ach! Sayd! Sayd! wo bist du, Geliebter meiner betrübten Seele? Wenn dich der Engel des blassen Todes — Ich schaudere vor dem Gedanken. Aber, Sayd, wenn du noch lebst, wenn die Schriftzüge deiner treuen Azide dich erreichen sollten, so nimm das Gold und die Steine, die dir der treue Markon überliefern wird. Gieb alles zu deinem Lösegeld hin, und verlaß eiligst das schändliche Land. Mein Bruder wird einen Boten an Hamet Muley Zegri senden, um ihm unser Unglück zu melden. — Kehre augenblicklich zurück, wenn du noch liebst deine Azide."

Sayd brannte vor Begierde seiner schönen Gebieterin zu gehorchen. Er begab sich zu Don Ludwig, welcher seinen Gefangenen zu hoch schätzte, als daß er ein Lösegeld für seine Befreiung hätte nehmen sollen. Das Gewerbe eines Kaufmanns war zu sehr unter der Würde eines edlen Spaniers und es stimmte mehr mit seinem Ehrgefühl überein, die Losgebung einer Anzahl Christen dem Range Sayd's gemäß gegen seine Freilassung zu verlangen.

Eben war er mit diesem Vorschlag beschäftigt, als Sayd hereintrat, und ihm die Briefe nebst dem Lösegeld einhändigte. Aber wie sehr stieg die Angst des Jünglings, als er in Don Ludwigs Blicken plötzlich eine Veränderung wahrnahm.

„Wer bist du? Wie ist dein Name? fragte er."

„Mein Name, erwiederte der Corsar, ist zu bekannt und berühmt, als daß ich ihn verbergen konnte. Ich heiße Sayd Zegri?"

„Wie? rief Don Ludwig, bist du ein Zegri? Ist dies wahr?"

„Ich bin von einer Familie, erwiederte er, der die Falschheit, jenes verächtliche Laster niedriger Seelen, unbekannt ist. Ich bin ein Zegri!" —

„Ich habe doch gehört, sagte Don Ludwig, daß Hamet Zegri keine Nachkommenschaft hinterlassen habe, oder daß sie zu Marokko ausgestorben sei."

„Ich wundere mich, daß du den Namen Hamet kennst, sprach Sayd, er war ein großer Mann. Wenn sein Monarch seinen Werth gekannt hätte, so würde König Ferdinand mit seinen Soldaten vor den Mauern vor Granada umgekommen seyn. Nach dem Verlust dieser Stadt entschloß sich Hamet, weder ein Christ zu seyn, noch zu scheinen. Er nahm seinen Wohnsitz zu Marokko. Seine Nachkommen wohnten dort länger als ein Jahrhundert, bis auf meinen Urgroßvater, Ibrahim Zegri. Dieser zog sich von den Stürmen eines ränkevollen despotischen Hofes nach Mantesa, in die Provinz Tremecen zurück, wo wir große Güter besitzen, und wo Hamet Muley Zegri und ich geboren wurden."

Don Ludwig reichte Sayd die Hand.

„Ich stamme, sagte er, von Isuf Ferez, Bruder des Hamet Zegri ab; komm und umarme einen Zegri!"

„Herr, bist Du auch ein Zegri? rief Sayd aus. Ich glaube es, ja ich glaube es, Dein Betragen gegen mich ist dieses Namens würdig!"

Don Ludwig ließ seine Schwestern rufen.

„Hier ist ein Zegri; sagte er, indem er ihnen Sayd vorstellte. Er ist von unserer Familie."

Die Schwestern hörten die Neuigkeit mit eben so viel Vergnügen als Erstaunen, und die folgende Scene vereinigte die Freude der Entdeckung mit der Wiedergabe eines Freundes, der lange für seine Familie verloren war.

Dies wird denen nicht sonderbar vorkommen, welche wissen, wie sehr der spanische Adel auf berühmte Vorfahren stolz ist; daß auf dem Namen eines alten Hauses eine Art von Heiligthum ruht, die alle, welche ihn führen, zu einer vorzüglichen Achtung berechtigt, und daß das Blut der maurischen Eroberer von Spanien noch in den Adern mancher der edelsten Familien Spaniens fließt. —

Durch diese unerwartete Entdeckung ward die Lage der Dinge sehr verändert. Sie verschaffte Sayd die Bekanntschaft mit der spanischen Linie seiner Familie, sie gab ihm ohne ein Lösegeld seine Freiheit, und die volle Gewißheit seine Azide wieder zu sehen. Aber dieser glückliche Zufall verzögerte natürlicher Weise seine Abreise. Don Ludwig konnte und wollte Sayd nicht ohne reiche Geschenke und mit einem Gefolge, des Namens der Zegri würdig, entlassen.

Endlich rückte der Zeitpunkt der Abreise näher. Allein so ungeduldig Sayd auch war, seine geliebte Azide wieder zu sehen, so konnte er doch die trefflichen Zegris nicht ohne Bedauern verlassen. Don Ludwigs Sohn begleitete Sayd nach Algesiras. Er schenkte ihm einen reich mit Diamanten besetzten Ring.

„Nimm, Freund, diesen Ring, sagte er, für die schöne Azide. Wenn ihn Sayd ihr als die Gabe eines Zegri überreicht, so kann sie sich nicht weigern, ihn anzunehmen."

Die beiden Zegris schieden nun von einander, und das afrikanische Fahrzeug verschwand den Augen der Nachsehenden sehr bald.

Drei Monate nachher langte ein Spanier, den Sayd in Afrika losgekauft hatte, in dem Schlosse des Don Ludwig an. Er benachrichtigte ihn, daß das Schiff, welches ihn nach Karthagena gebracht habe, mit einer reichen Fahrt für Don Ludwigs Rechnung beladen sey, und übergab ihm folgenden Brief:

„Du und die Deinigen sind unaufhörlich in dem Herzen des dankbaren Sayd. Er geizt nach euren Glückswünschen, denn er ist der glückliche Gemahl seiner Azide. Mein theurer Herr, du kannst versichert seyn von der Freundschaft meines Bruders Hamet. Er hat deine Geschenke empfangen. Nimm auch Du die unsrigen gütigst an. Ausser denen, welche Du unter Deine edlen Verwandten vertheilen wirst, empfängst Du zwei arabische Pferde mit ihrem Geschlechtsregister. Wir bestimmten das eine für Dich, das andere für den edeln jungen Zegri, Don Michael. Azide trägt seinen Ring; sie sendet ihm eine Schärpe von ihrer Hand gestickt. Ach! theurer Herr! Ihr seyd nicht hier, und wir nicht bei Euch, dies ist der einzige Kummer des überglücklichen Gemahls der Azide. Warum trennt das Schicksal mit solcher Grausamkeit zwei Zweige einer Zeder, die einst so hoch emporstrebte? Möge der Gott aller Völker die Zegris von Spanien und Afrika beschützen, und wenn ihr nach unsern Küsten hinblickt, so sprecht: Sayd Zegri ist dort und liebt uns. Lebt wohl.

Die Waarenhäuser in Constantinopel.

Ein Waarenhaus in Constantinopel gleicht mehr einer kleinen Stadt als einer Waarenhalle, aber von einer Stadt unterscheidet es sich nur wieder darin, daß alle Gänge gewölbt und alle Gassen und Gäßchen darin gegen den Regen, Wind und andere Witterung geschützt sind. Es gibt Waarenhäuser, die wohl 40 und noch mehr solcher Gänge und Gäßchen haben. In einer Gasse ziehen sich die Goldarbeiter, in einer andern die Lederhändler, in einer dritten wieder andere Fabrikanten, Gewölbe an Gewölbe hin, und zwischen den Gängen wogen die Käufer auf und ab. — Der Handel wird hier leicht geschlossen. Der Verkäufer setzt den Preis, der Käufer bietet und bei'm dritten Worte sind sie meist einig oder — geschieden. Doch halt! — Jetzt ruft der Muezzyn vom Minaret der nahen Moschee draußen zum Gebet. Alle Gläubigen eilen dahin und lassen ihre Gewölbe offen. Ein Bindfaden quer vorgezogen sagt, daß der Besitzer bald zurückkehre. Von Diebstahl ist hier fast nie und leider nur dann die Rede, wenn ein Jude, Armenier oder Grieche der Thäter war!

A p h o r i s m e n.

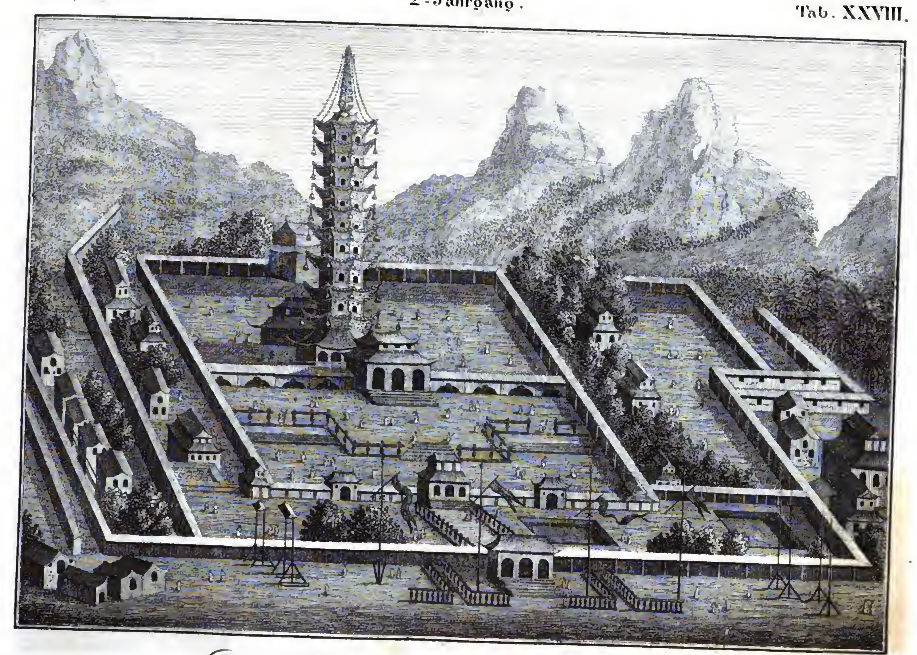
„Erst wäg's, dann wag's" war das Sprichwort eines berühmten Herzogs.

Je übermüthiger, desto blinder.

Die Beispiele der Eltern sind die wichtigste Schule der Kinder.

Wer seine Schwachheit erkennt, ist eher zu großen Handlungen aufgelegt, als derjenige, der sich selbst genug zu seyn wähnet.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der Porcellan-Thurm zu Nanking.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Porcellan-Thurm zu Nanking.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXVIII.

Unter den vielen Erzählungen, die uns aus dem Lande der Chinesen zukommen, gewährt jene von dem berühmten Thurme zu Nanking, der aus Porcellan gebaut und mit silbernen Glocken behängt seyn solle, ein eigenes Interesse; wir wollen diese unsern verehrten Lesern, nachdem wir über das Land selbst einige Nachrichten werden vorangeschickt haben, hier ausführlich mittheilen.

Das Reich der Chinesen ist das älteste der noch jetzt auf der Erde bestehenden Reiche, es wurde erst zu Anfang des 13ten Jahrhunderts in Europa bekannt, nachdem es bereits schon über 2000 Jahre bestanden hatte; es liegt in Asien, und gränzt gegen Norden an die große Tartarey, gegen Westen an die verschiedenen Staaten von Indien, und gegen Süden und Osten an den großen Ocean. Sein Umfang beträgt beinahe so viel als ganz Europa, es ist außer Rußland das größte Reich der Erde und hat über 300 Millionen Einwohner, sonach zweimal mehr als Europa.

Dieses unermeßliche Land ist zugleich auch eines der vortheilhaft gelegensten des Erdballs; ein Theil desselben ist durch die hohen Gebirgsgegenden von Mittelasien gegen die Nordwinde geschützt, den andern bespült der große Ocean, dessen Ausdünstungen das Land jederzeit mit einer milden und feuchten Athmosphäre bedecken.

Auf der nordwestlichen Seite wird China durch die ungeheure, 300 deutsche Meilen lange, Mauer eingeschlossen; es ist dieses das größte Unternehmen von Menschenhänden und wurde schon 300 Jahre vor Christi Geburt von den Chinesen vollendet, um dadurch dem Eindringen der Feinde in ihr Land abzuwehren.

Diese Mauer ist unten 25, oben 10 Fuß breit, in der Mitte mit Erde und Schutt ausgefüllt, 25 Fuß hoch, geht über Berge und durch tiefe Thäler, mittelst Bogen über Flüsse, hat viele Krümmungen, alle 200 Schritte einen 30 bis 50 Fuß hohen Thurm und hie und da Thore. An manchen Orten ist sie doppelt, auch dreifach und hinter ihr liegen zu ihrem Schutze noch einige Forts und Citadellen.

Seit die ganze Tartarei dem chinesischen Kaiser unterworfen ist, hat diese Mauer ihre große Bedeutung verloren. Sie nützt nur dazu noch, daß sie die wilden Thiere von China abhält, eine genaue Gränze zwischen beyden Ländern zieht und das Entkommen der Missethäter und Mißvergnügten aus China verhindert.

Die Residenzstadt der Kaiser von China ist Peking, das an 3 Millionen Einwohner hat und den Umfang von London um einen Dritttheil übertrifft; früher war Nanking eine ebenfalls sehr große Stadt, die über 1 Mill. Einwohner zählte und woselbst auch der auf unsrer Tafel abgebildete Porcellan-Thurm steht. Dieser Thurm ist achteckig, hat überall 40 Fuß im Durchmesser, und 9 Stockwerke über einander. Ein jedes Stockwerk wird von dem andern durch dicke Balcken abgesondert, die kreuzweise liegen, den Boden tragen und das Zimmer bilden, dessen Decke mit verschiedenen Gemälden geziert ist. Die Wände sind mit Nischen versehen, worin Bilder stehen. Es ist alles vergoldet und scheint aus polirten Steinen zu bestehen.

Die Stockwerke sind von gleicher Höhe, außer dem ersten, das etwas höher als die übrigen ist; man gelangt von einem zum andern, vermittelst einer innen angebrachten Treppe, mit sehr hohen Stufen, und die ganze Höhe des Thurms beträgt an 200 Fuß.

Bei jedem Stockwerk ragt ein chinesisches Dach hervor; an dessen Spitzen befinden sich die silbernen Glocken, die, von der Luft bewegt, sich hören lassen. Das ganze Aeussere des Thurmes ist mit Porcellan-Plättchen belegt, und von diesen hat derselbe auch seinen Namen erhalten.

Das Schönste an dem ganzen Gebäude ist seine kunstreiche Spitze. Sie besteht aus einem starken Baum, der von dem achten Stockwerk, worauf er ruht, 30 Fuß hoch über das oberste Dach hinaus ragt. Er ist mit einem eisernen Gewinde schlangenförmig umgeben, und durch dasselbe soll man bis zu dem Knopfe des Thurmes, der einem vergoldeten Fichtenapfel gleicht, gelangen können, von wo aus man alsdann eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt Nanking und ihre Umgebungen genießt.

Das hölzerne Haus.

Erstes Kapitel.

Weit abgelegen von Städten und vornehmen Häusern lag auf freundlichem grünem Hügel eine von hohen luftigen Bäumen umgebene ländliche Wohnung, aus Foren eines ehemaligen alten Kernwaldes erbaut. Da war Wilhelm, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, geboren.

Es ging ihm, wie es fast allen Menschen geht, die harmlos in das Leben treten; er lebte glücklich, ohne eine Anschauung davon zu haben; er schloß mit allem, was ihn umgab, immer neue Freundschaften, aber er wußte es nicht, daß er liebte; so setzte er sich jeden Tag fröhlich an den Tisch, wo immer auch für ihn gedeckt war, ohne auch nur den kleinsten Gedanken daran zu haben, daß das jemals anders seyn könne, und eben so wollte er seinen guten Eltern wohl, ohne nur je daran zu denken, daß er ihnen wohl wolle, oder ihnen Dankbarkeit schuldig sey, was auch niemand von ihm forderte. Er wußte nur, daß er Wilhelm heiße und auf den Ruf seines Vaters sich zu stellen habe. Sein Name gehörte zu dem Hause, denn ausserdem, daß des Namens Klang ihn als ein Mitbewohner des Hauses nannte und gleichsam vorführte, so wußte er, daß in einem großen grünen Buche mit großen Buchstaben Wilhelm geschrieben stand. Sobald er daher Buchstaben zu zeichnen verstand, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als mit eigener Hand den Namen einer Wand einzudrücken. Dies war Wilhelms erste Bekanntschaft mit dem Hause selbst.

Beneidenswerthe Augenblicke! da man in kindlich herrschendem Gefühl, das Leben wie einen Tribut fordert, und so die Freude empfängt; nur der, dem ihr einmal zu Theil wurdet, hat einmal gelebt. Denn so wie der Zustand der Gesundheit derjenige ist, da man den Körper gar nicht fühlt, so ist das eigentliche Leben dasjenige, da man in Freude

da ist, ohne sichs einfallen zu lassen, das für etwas zu halten.

Das Haus, in welchem Wilhelm seine Kinder- und Knabenjahre lebte, war nach alter Art, ohne große Kunst, aber solide erbaut, und zwar von einem Baumeister, den Wilhelms Vater noch gekannt hatte und der der alte Bergmann genannt wurde. Wilhelm faßte aus verschiedenen Gründen eine in seinem Innern sich ganz besonders auszeichnende Ehrfurcht für diesen Namen, hauptsächlich weil ihm das Haus doch ein gar großes Werk zu seyn schien, und weil er den Vater den Namen des alten Bergmanns mit besonderm Nachdruck hatte nennen gehört, wenn er von der ausdauernden Beschaffenheit der alten Wohnung sprach.

Das Haus hatte ein hohes Fudament, und auf der eigentlichen Eingangsseite eine hohe Treppe, die mit einer durchbrochenen Lehne versehen und mit runden oder zugespitzten Pfostenköpfen geziert war. Zur Sommerzeit, wenn die von der ganzen Länge des Hauses stehenden Bäume ihre Zweige ausstreckten, und gleichsam ein leichtes Dach bildeten, hatte diese Treppe das Ansehen eines offenen Zimmers, und wurde bei etwanigen Anläßen auch so gebraucht. Uebrigens hatte das Haus selbst nur eines Stockwerks Höhe, das aber geräumig war. Ueber alle Stuben und Kammern lief ein flacher Boden hin. Auf diesem Boden war eine Lücke, eine mit dem Ausgang aus dem Hause korrespondirende Oeffnung, die dazu diente, Sachen bequem hinaufzuziehen oder herabzulassen. In dem Dache aber befand sich ein enges Dachfenster, durch welches man auf einen waldigen Berg hinaus und auf einen unter ihm liegenden See hinab sah. Dies war die wesentliche Beschaffenheit des Hauses, in so fern es vornehmlich den Wilhelm anging. Thüren und Fenster waren schlecht verwahrt, und ausserdem gab es noch manches Schlupfloch, wo etwa ein kleines Fenster hätte eingesetzt werden sollen, durch das, wer es konnte und nicht groß und breit war, hinein und hinaus kommen konnte. Dies hatte wenigstens in jener Zeit und Gegend nichts mit der Sicherheit des Hauses zu thun, ja man schlief wohl manche Nacht, selbst bei unverriegelten Thüren, sicher und ruhig.

Wilhelm hatte von Kindheit auf mit dem alten Hause viel zu schaffen. Er betrachtete es wie etwas auf eine besondere Weise beseeltes, und hatte für das hohe Große und Mannigfaltige des großen Körpers einen eigenen Respekt. Mit aller Anstrengung seiner Kraft konnte er keinen Stein über das hohe unzugängliche Dach hinaus werfen, und manchen Pfeil seines Schnellbogens hatte es ihm entzogen. Bei allem dem aber war das alte Haus sein bester Freund. Es ließ sich von ihm tausenderlei Dinge gefallen, war immer auf die gleiche Weise da, und nahm ihn gegen allen fremden Angriff, in Schutz; es war ihm zu allerlei Spielen, die er sich selbst ersann, behülflich, indem es aus der Fundamentmauer Steine hergab, und besonders schien es zu thätig mit ihm einverstanden, als er es schon gelernt hatte, auf seinem eigenen Wege ins Haus hinein und hinauszuschlüpfen. Immer blieb es ihm neu und eine Fundgrube neuer Entdeckungen. Das war hauptsächlich auf dem Dachboden der Fall, wo es nie recht helle wurde. Dort war er wie in einer mystisch feierlichen Region. Er fürchtete das Dunkel, das durch die Mauer des Küchenschornsteins vermehrt wurde; er scheute die Oeffnung der Lücke, auch wenn sie verschlossen war, weil er gehört hatte, daß seine Wärterin einst bei Abendzeit durch diese Lücke herabgefallen war: daneben aber reizten ihn einige verschlossene Kasten mit eingebrannten Blumenverzierungen, und in dem Sande des Dachbodens fanden sich allerlei Abfallstücke von kleinen Leisten, spitzigen Pflöcken und manches andere, was Symmetrie hatte. Was ihn aber dort am stärksten anzog, war das kleine Dachfenster, nachdem es ihm gelungen war, mittelst eines erbauten Gerüstes hinauf zu gelangen. Dort sah er wie in eine andere Gegend, ja wie in eine ihm neue Welt. Tiefes, Fernes, Hohes übten zum ersten Male ihre magische Gewalt über ihn aus. Alles das ging in der Stille seines Lebens vor. Niemand beobachtete ihn, und er wußte es am allerwenigsten, was er trieb.

Welchen Einfluß alles Genannte, so sehr es als unbedeutende Kleinigkeit erscheinen mag, auf den Geist Wilhelms, auf seine erste und seine schönste Geistesrichtung hatte, begreift nur der, der es weiß,

daß in der Welt der Mensch ganz anders gebildet und erzogen wird, als in einer Schulstube, in einem Philantropin, oder in einer methodischen Erziehungsanstalt. Wenn Wilhelm in der Folge seines Lebens an allem, was ihm sich zeigte, eine unermüdliche Unterhaltung hatte, oder wenn er von Höhen der Berge herabschaute oder an dem jähen Rand steiler Felsen mit vorsichtiger Scheu hinging, oder wenn er sich aus der einengenden Stadt in die freie Landgegend gleichsam hinausstahl, oder wenn er zu gewissen Lieblingsorten immer mit neuer Liebe zurückkehrte, so war es ihm, als wäre er noch immer in dem Hause des Vaters und der Mutter. Das eigentliche Schema zur Identität aller seiner Ideen und Gefühle war, der wesentlichen Form nach, ihm dort in unscheinbaren Kleinigkeiten gegeben. Es ist gewiß, hätte Wilhelm nicht in jenem, sondern in einem andern Hause seine erste Jugend gelebt, er wäre sicher ein ganz anderer Mensch geworden. Seine früheste Art zu seyn konnte er selbst in den höhern Beziehungen seines Geistes nicht verläugnen. Er war in seinem Innern gedrungen, auf der einen Seite allem Fesselnden zu entfliehen, auf der andern aber zu allem Liebe und zu allem Freude zu haben, wie er es in den frühesten Jahren erhalten hatte.

So verknüpfte sich mit dem, was sein erstes Glück ausmachte, seine nachmalige Zufriedenheit, ja seine ganze Religiosität, und er hatte es, ohne zu wissen, wie das geschehen war, zu einer großen Fertigkeit darin gebracht, gleichsam über das Erscheinungsleben emporzusteigen, und wie aus einem hellen isolirten Dachfenster auf die Dinge, auf das Leben und Treiben der Menschen herabzusehen.

Nach dieser ersten Bekanntschaft mit dem Hause, worin Wilhelm zu leben angefangen hatte, forschen wir nun weiter, was in jener Wohnung sonst besondern Eindruck machte, und welche Sitte und Lebensweise daselbst daheim war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sporn ohne Stiefel.

Ein Irländer schlief mit einem jähzornigen Schotten in einem Bette, und hatte den blosen Fuß unter der Decke hervorgestreckt. Dies bemerkte ein im Zimmer befindlicher Engländer, und schnallte flugs dem Irländer einen Sporn an den Fuß, den er von seinem Stiefel herunter genommen. Der Irländer zog schlafend den Fuß wieder unter die Decke und ritzte mit dem Sporn den Schottländer, der darüber aufwachte und dem Irländer eine tüchtige Ohrfeige gab, worauf dieser sagte: Was Teufel ficht Dich an, warum schlägst Du mich? — Weil Du mich mit Deinem Sporn geritzt hast. — Wie ist dies möglich, da ich ja mit blosen Füßen im Bette liege? — Und doch ists so; sieh nur her! — Bei Gott, Du hast Recht! Hat der verfluchte Esel von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen und den Sporn sitzen lassen.

Aphorismen.

Ein jeder wünschet alt zu werden. Nun so ehre das Alter!

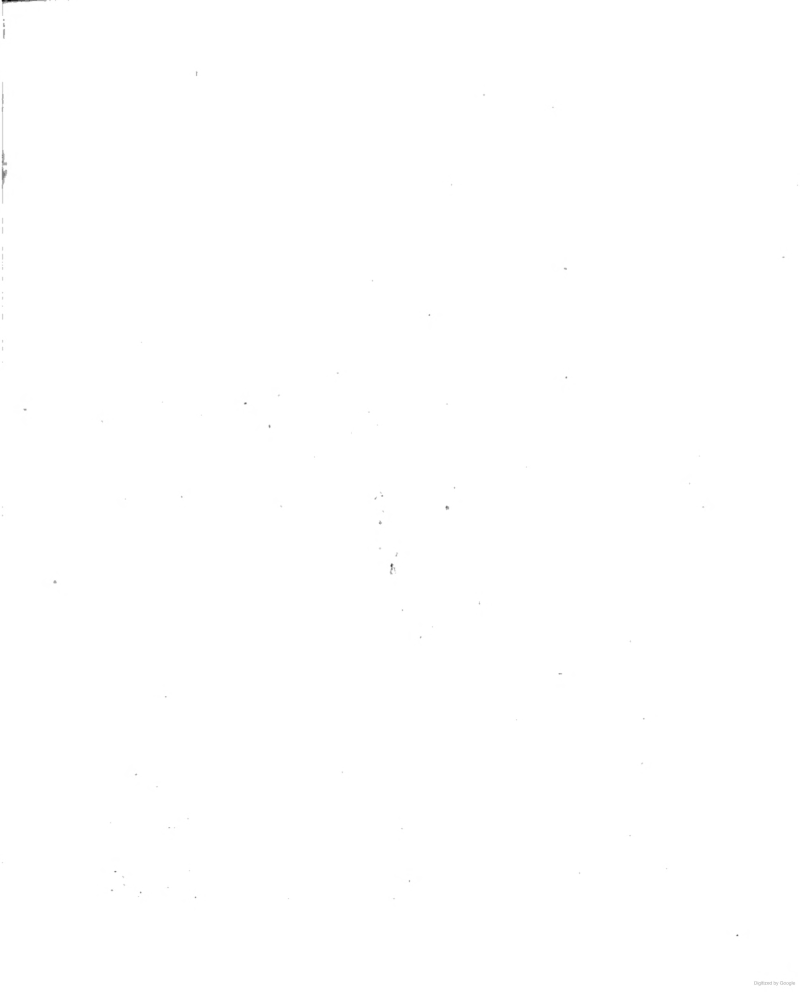
In einer harmonischen Harfe sind die kleinen Saiten eben so nothwendig, als die großen. —

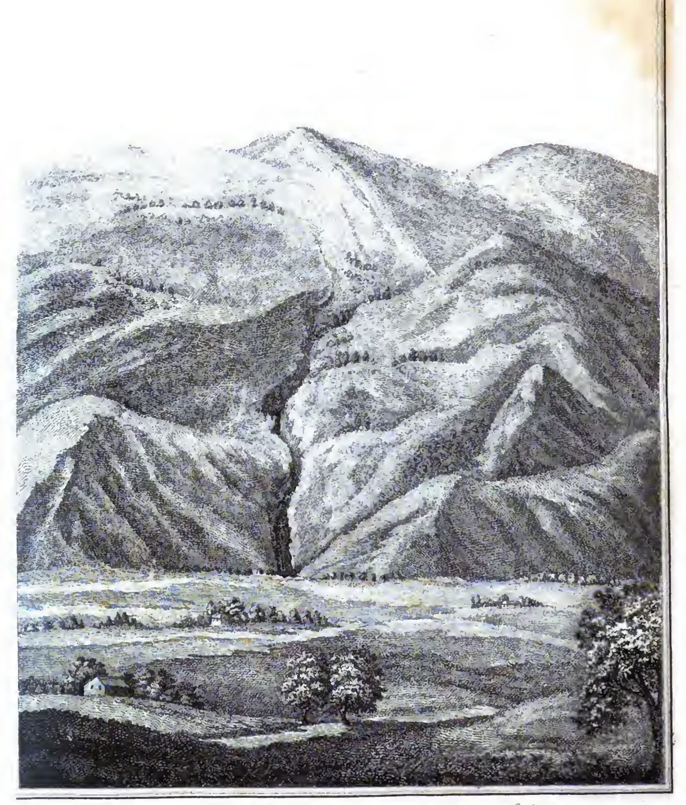
Es ist besser, hungrig einzuschlafen, als mit Schulden aufzuwachen.

Denke zweimal nach, eh du einmal sprichst, du sprichst dann zweimal so gut.

Mäßigkeit und Fleiß, sind die Dienerinnen des Glücks.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Gebirgs-Ansicht aus der Gegend bey Schumla.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Gebirgs-Ansicht aus der Gegend von Schumla.

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXIX.

In unserm Blatte Nr. 39. vom Jahr 1828 haben wir über Schumla und seine Umgebungen bereits eine Beschreibung, so wie einen Plan und ein Kärtchen über die von der Donau her nach Constantinopel ziehenden Straßen geliefert.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo es sich so ernstlich um den Besitz von Schumla handelt, möchte eine Abbildung aus der dortigen unwirthlichen und allen militärischen Operationen so sehr hinderlichen Gebirgsgegend, nicht ohne Interesse seyn; wir geben unsern verehrten Lesern eine solche auf der beifolgenden Tafel; dieselbe stellt einen zwischen Haidhos und Schumla liegenden Bergpaß dar, und damit man sich zugleich auch eine deutliche Vorstellung von den ausserordentlichen Schwierigkeiten machen kann, die diese Berge schon dem Durchreisenden entgegen stellen, so wollen wir hier einige Nachrichten aus einer über diese Gegend neu erschienenen Reisebeschreibung mittheilen, und zum Schlusse noch weitere interessante Notizen über die Stadt Schumla selbst folgen lassen.

„Von Haidhos aus, einer nicht unbedeutenden Ortschaft am südlichen Fuße des obern Balkan, woselbst sich die im Alterthum berühmten warmen Quellen befinden, erstiegen wir die erste Kette des hohen Balkan und erhielten sogleich eine Probe von dessen regnerischem Character. Der Wind hatte sich nach Süden umgesetzt, und dicke, schwere Massen Nebel hingen auf den Berggipfeln. Nach ungefähr einer Stunde ging es wieder abwärts und wir gelangten auf eine andere von jenen fruchtbaren und einsamen Ebenen, auf die wir so häufig in diesem Gebirge stießen. Sie war 10 bis 12 englische Meilen lang und 3 bis 4 breit, und ein Fluß schlängelte sich mitten hindurch; Dörfer, Viehherden, Getraidefelder, Weingärten und Fruchtbäume weit und breit, bildeten das schönste ländliche Gemälde. Die Bäume hatten ihre Blätter noch nicht verloren, das Winterkorn war eben aus dem Boden emporgeschossen, und die Wiesen standen im reichsten Grün; aber was uns am meisten überraschte, waren die schroffen, scheinbar unübersteiglichen Berge, von denen wir rings umgeben waren. Nach welcher Seite wir auch blickten, so waren wir doch nicht im Stande zu sehen, wo wir hereingekommen seyen, oder wie wir wieder hinauskommen sollten. Wir folgten indeß dem Laufe des Flusses, bis wir an den senkrechten Abfall der Bergkette auf der entgegengesetzten Seite des Thales kamen. Hier schien, wie durch den Schlag eines Zauberstabes, das Gebirge sich plötzlich zu öffnen, und wir traten in eine enge Schlucht, in welcher wir dem Fluße folgten.

Dieses Thal ist vielleicht eine der erhabensten und mahlerischsten Naturscenen in Europa. Die fast senkrechten Wände erheben sich zu einer unermeßlichen Höhe, vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald bedeckt, und lassen nur einen schmalen Streifen des Himmels durchblicken. Einige Zeit verfolgten wir das Bett des Flußes, indem wir immer tiefer in diesen

Abgrund hineinstiegen; und ich glaubte, wir würden dasselbe in dem Halbdunkel, in welches wir gehüllt waren, den ganzen Weg über zur Seite behalten, bis wir auf der andern Seite der Berge wieder heraus kämen, aber wir verließen es nach kurzer Zeit, und begannen allmählich emporzusteigen, bis wir den Gipfel der zweiten Reihe erreicht hatten. Hier waren die Nebelmassen, die von unten so mahlerisch aussahen, in einen gleichförmigen Dunst zerstieben, welcher unsre Aussicht auf eine sehr geringe Weite beschränkte und aus dem der Regen stark herabrieselte. Die Straße wurde dadurch sehr unwegsam und gefährlich; zuweilen war sie so steil und schlüpferig, daß die Pferde nicht festen Fuß fassen konnten und beständig stürzten. Wir giengen über verschiedene Abgründe, mittelst schwankender Brücken von leichten Bretern, die so lose zusammengefügt waren, daß sie an dem einen Ende in die Höhe emporstiegen, während unser Gewicht an dem andern sie niederdrückte.

Auf diese Weise ging es fort, bis die Schatten des Abends uns daran erinnerten, daß wir Eile hätten. Wir ritten daher einen steilen Abhang mit der den Türken auf unebenem Boden eigenthümlichen Schnelligkeit hinab und sprengten über eine jener zerbrechlichen Holzbrücken, die über eine tiefe Schlucht gelegt war, als sie plötzlich mit Krachen nachgab und der Tartar und sein Pferd, die vor uns waren, verschwanden. Der Tartar wurde vorn übergeworfen und kletterte, indem er sich an den zerbrochenen Planken festklammerte, auf die andere Seite hinüber; aber sein Pferd brach durch. Seine Hinterfüße verwickelten sich indessen in dem Gebälk, welches die Brücke trug, und so blieb dasselbe schwebend hängen. Wir versuchten Alles, was in unsern Kräften stand, um das Pferd aus dieser gefährlichen Lage zu bringen; aber umsonst. Wir konnten es nicht von der Stelle bewegen und ich hielt es in der That für unmöglich; das arme Thier ächzte so erbärmlich, daß ich glaubte, alle seine Glieder wären zerbrochen. Dieß war keine erfreuliche Aussicht. Vorwärts konnten wir nicht kommen, und an die Rückkehr zu denken, war zu spät. Wir hatten daher nichts Anderes zu erwarten, als daß wir die ganze Nacht ohne Obdach unter einer Sündfluth von Regen und Schlamm auf dem Gipfel dieser traurigen Berge würden zubringen müssen.

Es wurde jetzt vorgeschlagen, das Pferd zu erschießen, theils aus Menschlichkeit, um seinen Qualen ein Ende zu machen, theils auch um die zerbrochene Brücke über seinen Leichnam zu passiren: als gerade in diesem Augenblicke der Courier nach Silistria, den wir mit seinen Leuten zu Haidhos gelassen hatten, uns einholte. Mit seiner Hülfe machten wir einen neuen Versuch, das Pferd zu retten. Wir stiegen in die Schlucht hinab, und nach großer Anstrengung gelang es uns endlich, indem wir uns der Breter von der Brücke als Hebel bedienten, es emporzuheben und auf die andere Seite zu wälzen. Hier kam es wieder auf die Beine, und zu unserer großen Freude fand es sich gesund und unverletzt. Wir stellten jetzt die Brücke so gut her, wie wir konnten, und führten unsere Pferde vorsichtig hinüber. Der Abend dunkelte bereits, als wir in das Thal hinabkamen, in dessen Mitte das romantische Dorf Lopenitza liegt.

Dieses Dorf liegt am Fuße des hohen Balkan und die Reisenden, die darin ankommen, wünschen sich Glück dazu, jetzt das Gebirge überwunden zu haben. Wir hatten außerdem auch noch andere Ursachen, uns zu unsrer Ankunft Glück zu wünschen; denn wir waren durch Nässe, Kälte, Anstrengung und Hunger im höchsten Grade erschöpft, und nie konnte daher ein Ruheplatz willkommener seyn. Diesen fanden wir in einem Bauernhause bei freundlichen Leuten, die uns gut bewirtheten.

Noch vor Tagesanbruch verließen wir unser Nachtquartier, und fanden nicht ohne Schwierigkeit im Dunkeln unsern Weg durch niedere felsige Hügel, indem wir alle Augenblicke über Gräben stolperten. Endlich erschien der Morgen, von einem schneidenden kalten Nordostwind begleitet, der bald so scharf wurde, daß wir uns kaum noch bewegen konnten; der Himmel war trübe und düster, und schien mit Schnee zu drohen, von dem diese Gegen-

den nicht selten plötzlich überfallen werden. Unser Weg führte uns über die letzten Ketten des Balkan und durch die Ebenen, von denen dieselben von Zeit zu Zeit unterbrochen werden. Auf einer derselben begegneten wir dem Flusse wieder, mit dem wir in das Gebirge eingetreten waren; er heißt hier Bujek Kametschi und fließt dem Hauptrücken des Balkan paralell, in das schwarze Meer. Gern wäre ich diesem wunderbaren Strom durch die dunkeln tiefen und unterirdischen Abgründe gefolgt, durch welche er seinen Lauf nehmen soll. Man sollte meynen, daß, da er die Hochebene auf der einen Seite des Gebirges durchströmt, und durch dasselbe sich hindurch windend, auf der andern Seite herauskömmt, sein Bett Raum für eine Straße bieten müßte, die es unnöthig machte, diese bedeutende und rauhe Höhe zu übersteigen; und ohne Zweifel wäre dieß in einem andern Lande geschehen, nur nicht in der Türkei. Möglich ist indessen, daß die Türken absichtlich sich hüten, jene furchtbare Vormauer zu entfernen, welche die Natur zwischen sie und ihre Feinde im Norden gestellt hat. Nachdem wir diesen Fluß überschritten hatten, ging es ohne Rast weiter nach Schumla, wo wir nach einem langen und beschwerlichen Ritt, nach 3 Uhr Nachmittags, ankamen. Unbekannt mit den Wirkungen einer solchen Kälte, versuchte ich abzusteigen, war aber so völlig alles Gefühls beraubt, daß ich bewegungslos wie ein Mehlsack zu Boden fiel."

Die Stadt Schumla bildet den Mittelpunkt aller Verbindungen zwischen Konstantinopel und den Provinzen an der Donau; das Posthaus ist daher ein sehr ansehnliches Gebäude, und obschon die Anzahl der Pferde, die hier gehalten werden, ungeheuer ist, so müssen doch oft die Reisenden mehrere Tage lang warten, ehe sie weiter befördert werden. Dagegen findet man hier mehr Bequemlichkeit, als in irgend einem andern türkischen Posthause. Die Treppe des Posthauses führt nach einer langen Gallerie und von da in verschiedene Gemächer. Eines derselben ist sehr groß und mit einem Divan und Kissen an den Wänden versehen; aber nach der gewöhnlichen türkischen Art fehlt auch hier in den Fenstern das Glas, und nur im Wirthszimmer, wo jedermann ein- und aus geht, sind Fenster angebracht, jedoch bloß mit Papier überzogen.

An den steilen Bergen, die die Stadt Schumla von drei Seiten umschließen, bemerkt man Gärten und Pflanzungen; das Innere der Stadt ist mit Moscheen, deren Dome und Minarets mit glänzenden Blechplatten bedeckt sind, angefüllt, so daß man, wenn die Sonne scheint, den Anblick der Stadt kaum ertragen kann. Eine Merkwürdigkeit daselbst ist die große Stadtuhr; sie verkündet die Stunden durch eine Glocke, welche in der ganzen Stadt gehört wird, und die Stelle der Muezzims vertritt, die sonst in den mahomedanischen Städten die Zeit ausrufen. Diese Neuerung wurde vor einigen Jahren durch einen Pascha eingeführt, der Gefangener in Rußland war, und aus seiner Gefangenschaft die Schlaguhr mitgebracht hatte. Nie hatte man in dem ganzen türkischen Gebiete von einer andern Uhr etwas gehört oder gesehen, außer der zu Athen, welche Lord Elgin als Ersatz für die Zerstörung des Parthenon's zurückließ.

Das hölzerne Haus.

(Fortsetzung von Seite 112.)

Zweites Kapitel.

Wilhelms Eltern waren gute Menschen, und das wichtigste, was sie für des Knaben Erziehung thaten, war, daß sie zufrieden, still, thätig, fromm und heiter in dem Alter lebten, gerade so, wie Wilhelm in dem seinigen, das heißt, auch sie wußten es nicht, daß sie etwas Lobenswerthes thaten, am wenigsten, daß sie ein schönmenschliches Leben führten in Einfachheit, Wahrheit, Treue, Anspruchlosigkeit, dabei fromm in Liebe, nicht in scheinheiliger oder petantischer Frömmelei. Der alten Hausordnung wegen wurde Morgens und Abends Gebet gehalten, so wenn man zu Tische ging oder vom Essen aufstand, eine Danksagung gesprochen, des Sonntags aber eine Predigt gelesen. Daß Wilhelm, der immer mit zugegen seyn mußte, keine Idee davon hatte, warum das geschehe, versteht sich von selbst, aber da er in der ganzen übrigen Zeit des

Tages seine Eltern heiter sah, und aus ihrem Leben, ohne es zu wissen, den Geist ihres Gebetes abfaßte, so versah er sein Amt, die Gebetbücher herbei und fortzutragen, sehr pünktlich, und unterhielt sich, wenn ihn nicht der Schlaf überfiel, während der Andachtsstunde selbst, mit den Wänden des alten Hauses und den alten Bildern, die an der Wand hingen.

Unter den letztern war ein Christusbild, das den Ausdruck eines erhabenen Leidens hatte. Vor diesem Bilde hatte er, ohne es zu wissen warum? eine kindliche Ehrfurcht. Das alte Christusbild war ein uraltes Erbstück in der Familie, und ein wahrer Wächter des Hauses, auch pflegte der Vater, wenn in einem alten Kirchenliede die Worte vorkamen: „Vor dem Bösen uns bewahr", zu dem gedachten Bilde über die Thür hinzublicken. In Wilhelms Seele erregte das unaufhörende des Leidens in dem Bilde ein gewisses unwillkührliches Mitleid.

Nächst diesem zog das immerwährende Leben und Regen einer langen Wanduhr seine Aufmerksamkeit auf sich. Durch dieses oft wiederholte Verweilen bei denselben Gegenständen bekam Wilhelm ein stillbeachtendes Auge, besonders für fremden Schmerz und für alles Regen lebendiger Thätigkeit, und so war die Gebetsstunde doch auch für ihn nicht verloren.

Wilhelms Vater unterrichtete ihn in mancherlei Dingen, die nach seinen Begriffen den Grund zu des Knaben Erziehung legen sollten. Das Beste war, daß er, ohne es planmäßig zu beabsichtigen, das Gedächtniß des Knaben übte, und ihm in den Feierstunden viele Freiheit ließ. Dieser ging daher in aller Unbekümmertheit den Eingebungen seines Herzens nach, und nur auf den lauten Ruf seines Namens stellte er sich wieder zu dem Hause.

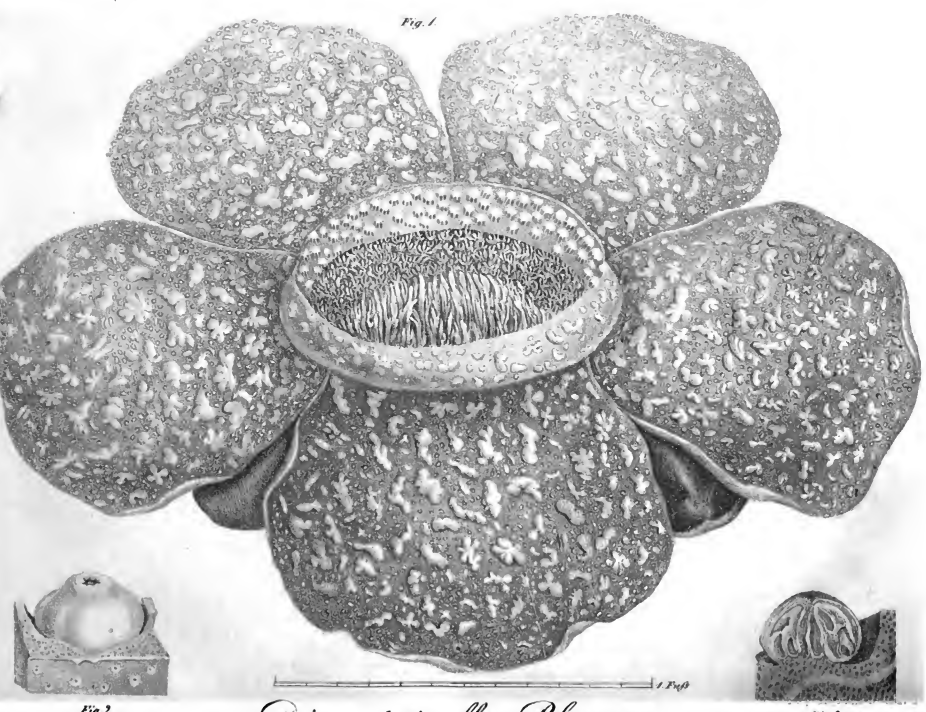
Wilhelms eigentlicher Lehrmeister, dem er in jenen Jahren in mancher Hinsicht mehr, als selbst dem Vater verdankte, war ein Hauskater, den Wilhelm bereits im Hause vorgefunden hatte. Dieses Thier war der eigentliche Besitzer des ganzen Hauses. Ueberall strich es umher, ja selbst zum Dachfenster hinaus aufs Dach, von wo es öfters in aller Ruhe, in furchtloser beneidenswerther Abgeschiedenheit auf die unten liegende Umgebung und in die blaue Luft hinaus, nach den vorbeifliegenden Vögeln schaute.

Dieser Murr, wie er genannt wurde, war öfters Wilhelms Gesellschafter, aber nie ließ er sich lange durch etwas, am wenigsten durch bloße Liebkosungen, fesseln. Er ging immer eignen Wegen nach, und kannte vor allen Dingen jedes Schlupfloch, durch welches man in das Haus hinein oder hinaus kommen konnte. Wilhelm lernte von ihm jeden Winkel durchsuchen, rasch sich auf und davon machen, und besonders aus dem Hause hinaus zu kommen, auf Wegen, die kein anderer machte. So kam er endlich selbst auf das Dach und auf die hohen Bäume. Alles dies, was den Grund zu seiner Regsamkeit und seinem Muth, auch Gefährliches zu wagen, legte, und auf die Ausbildung seiner physischen Kräfte, ohne Gymnastik, den größten Einfluß hatte, hätte er von dem Vater sicher nicht gelernt, und ohne jene Schlupflöcher, bei deren Anlegung der alte Bergmann wohl schwerlich dachte, wozu sie einst dienen würden, hätte auch Wilhelms Lehrmeister nicht das genialische Beispiel geben können.

Auf ähnliche Weise gehörte noch manches andere zu dem alten Hause, das auf Wilhelms Geist und Sinn den entschiedensten Einfluß hatte. Wann Leute aus dem Volke oder sonst arme Menschen in diese gar nicht vornehm aussehende Wohnung traten, war es ihnen dort ganz anders zu Muth, als etwa in einem Palast. Eine alte hölzerne Bank, die im Gemach beim Eingang von der Rückseite stand, lud jeden zum Sitzen ein, denn dazu war sie da. Wilhelm ließ sich mit allen ins Haus Kommenden in ein trauliches Gespräch ein, er lernte selbst gegen die Aermsten ein natürliches Wohlwollen haben; denn er kannte von Kindheit auf in allen nur Seinesgleichen, d. h. Menschen, nur mit dem Unterschied, daß bei einigen mehr als bei andern sein Mitleid rege wurde. Solche zu trösten, ihr Leid zu erforschen, und ihnen hülfreich zu seyn, lernte er von der Mutter, die eine wahrhaft hülfreiche Seele hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Die grösste aller Blumen.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf daselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die größte aller Blumen.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXX.

Die größte aller bis jetzt bekannten Blumen findet sich in Ostindien, auf der unter der Mittagslinie liegenden Insel Sumatra; sie wurde daselbst von dem Dr. Joseph Arnold auf einer von ihm nach dem Innern des Landes unternommenen Reise entdeckt, abgezeichnet und so durch die Engländer in Europa bekannt.

Als man diese Blume fand, stund dieselbe dicht am Boden und wuchs aus einer kleinen, etwa zwei fingerdicken, auf der Erde fortlaufenden Wurzel hervor; sie war von einer Menge Fliegen umschwärmt, die hier ihre Eyer niederzulegen schienen, und ihr Geruch glich dem des verdorbenen Rindfleisches.

Das Erstaunenswürdigste an ihr war, die ungeheure Größe; sie maß querdurch 3 Schuh, jedes Blatt hatte eine Länge von 1 Schuh, und die innere Höhlung oder der Kelch der Blume war so groß, daß darin an 12 Maas Flüssigkeit würden Platz gehabt haben; ihr Gewicht betrug 15 Pfund; weder Stängel noch Aeste waren an der Pflanze zu bemerken, nur zwei Knospen saßen noch auf der Wurzel, von denen jede schon die Größe zweier Fäuste hatte.

Diese Pflanze hielt man anfangs für höchst selten und nannte sie nach dem Gouverneur von Sumatra Stamfort Raffles, Rafflesia; sie war jedoch in diesen Gegenden schon früher bekannt und hieß Krabut oder Ambun Ambun. Sie braucht vom ersten Erscheinen der Knospe an bis zur vollen Ausdehnung der Blume einen Zeitraum von drei Monaten, und blühet des Jahrs nur einmal; sie sitzt als Schmarozer auf den Wurzeln und Stängeln einer Schlingpflanze auf und scheint aus einem Ritz oder Spalt derselben, in der Gestalt eines runden Knopfs, welcher durchschnitten die unentwickelte Blume zeigt, hervorzukommen.

Unsere Abbildung stellt diese Blume um zwei Drittheile verkleinert dar.

Fig. 1. zeigt dieselbe von oben; ihr Saum ist fünftheilig, die Lappen desselben sind gleich groß, gerundet, auch größtentheils glatt, innen mit zahlreichen, rundlichen, zerstreut stehenden Warzen besetzt, zwischen welchen die Oberfläche der Lappen glatt ist. In der Mitte der Blume erhebt sich eine Säule, die die Staubfäden trägt; sie ist nach oben erweitert und mit zahlreichen, fleischigen, schwach gekrümmten, fast hornartigen Spitzen versehen; über diesen, auf der innern Seite des Kelchs, nah am Rande desselben, befinden sich die Saamengefäße; sie sitzen stiellos in den Höhlungen der zurückgebogenen Saumeshälfte, sind eiförmig, erbsengroß, in der Mitte der Spitze eingedrückt und dann nabelförmig geöffnet. Fig. 2. zeigt diese Saamengefäße im vergrößerten Maaßstab, und Fig. 3. im Durchschnitt, mit den in den Zellen liegenden Saamenkörnern.

Die Farbe dieser Riesenblume, wovon jede einzelne den Raum eines gewöhnlichen Fensters ausfüllen würde, ist röthlich gelb; aus dem blutrothen Grunde ihres Kelchs steigen weißliche Staubfäden herauf, und zunächst über diesen, auf der innern Seite des Kelchs, ist die Farbe himmelblau, und weiter nach oben dem Rande zu, safrangelb, mit weißlichen Punkten besprengt.

Das hölzerne Haus.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 116.)

Mit allen Personen, die für längere Zeit, um irgend ein Geschäft zu treiben, ins Haus kamen, schloß Wilhelm eine nähere Freundschaft, und lernte von allem, was sie trieben. Dies war z. B. der Fall, wenn Handwerker ins Haus genommen wurden. Er half und diente allen, wo er konnte, und alle suchten ihrerseits ihm auch eine Freude zu machen. So lernte er Bücher einbinden, allerlei Tischlerarbeiten verfertigen, glühenden Eisen Form geben u. s. w.

Alle Handwerker waren in der alten Wohnung, wo man ihnen Wohlwollen erzeigte und das Rechte gab, geschweige den Lohn ihrer Arbeit entzog, gern, und da wie zu Hause. Die hölzernen Wände gestatteten jedem nach seiner Weise seine Einrichtung zu machen. In die Spalten zwängte der eine Pflocke, sein Handwerkszeug aufzuhängen, der andere errichtete ein Wandbrett u. s. w. Alles das ahmte Wilhelm nach, und lernte jede Sache an ihren gehörigen Ort hinthun. Die größte Freude gewährte ihm ein Wandbrett, das er seinem Bette zur Seite errichtete. Daß er daselbst sein eigenes Feuerzeug hatte, war ihm ein Talisman gegen alle Gespenster, die ihm — seit er sie aus Volkserzählungen kannte — höchst zuwider waren, übrigens konnte ihm kein ehrenvollerer Auftrag von der Mutter gegeben werden, als etwa in der Nacht Feuer anzuschlagen.

Auf diese Weise spielte das alte hölzerne Haus in Wilhelms Leben eine immer bedeutendere Rolle. Er fand von Tag zu Tag mehr zu thun, hatte an vieles zu denken, und lebte immer wie im Einverständniß mit dem alten, wie für ihn gemachten Hause. Das wußte er in der Empfindung zu schätzen; denn wenn ihn seine Eltern bei irgend einem Besuch in ein vornehmes oder auch nur in ein steinernes Haus brachten, fühlte er sich dort wie eingemauert, wie verloren, und ohne Herz, wenn er die glatten Wände ansah, und das Abgemessene, den Spielraum des freien Geisteslebens Beschränkende, dort vor Augen hatte.

Ob Wilhelm aus Neugierde wohl hie und da ein hohes Schloß, an dem der Weg vorbeiführte, zu sehen verlangt hatte, so war ihm doch nur in dem natürlichen Hause wohl — denn da hatte er eben dadurch seine Heimath, daß es ihm dort wohler war, als an jedem andern Orte. Selbst das viele Bildliche des alten Hauses, die verschossene alte rothe Farbe, mit der es vor vielen Jahren angestrichen gewesen war, die auf den Balken und an mancher Thür eingegrabenen Zeichen von Namen und Jahren, waren ihm etwas Bedeutendes. An die Namen knüpfte sich ihm das Andenken an solche, die er gekannt hatte, zumal an solche, die ihm vorzugsweise werth gewesen waren. So trug das alte Haus auch dazu bei, ihm das Vergangene zu bewahren und Interesse dafür einzuflößen, wozu insonderheit auch Erzählungen des Vaters, die ihm absichtlos bei diesem und jenem einfielen, mitwirkten.

Selbst das Morschwerden vieler Balken, insonderheit an den Ecken, wo der Regen hineingedrungen war, ging nicht ohne Eindruck an Wilhelms Seele vorüber, und manche Stelle, die er in den Lehrstunden in der Bibel las, wurde ihm bildlich auschaulich, wenn er die Würmer in den Balken bei ihrer verborgenen Arbeit belauschte.

Einst geschah es, daß eine große Reparatur vorgenommen werden mußte. Eine ganze Seite des Hauses wurde mittelst großer Balken in die Höhe geschwungen, und statt der durch Fäulniß beschädigten wurden frische eingesetzt. Wilhem empfand eine wahre Seelenangst, als er das so fest und sicher geglaubte Menschennest so auf der Wippe sah. Daher kam es ihm vor, als er bald darauf in eine Fieberkrankheit fiel, als würde die alte Wohnung mit schweren Bäumen und Mauerbrechern bestürmt. Er sprang im bloßen Hemde aus dem Bette davon, um dem Wald zuzueilen, wurde aber von einem alten Stallknecht aufgehalten und ins Haus zurückgeführt. Helle schien die Morgensonne, und Wilhelm genas vor Freude, daß dem Hause nichts geschehen sey.

Auf die gleiche Art hatte er früher mit den Zimmerleuten sich wieder ausgesöhnt, weil alles wieder in die alte Ordnung zurückgekehrt war, und es ging ihm nichts über das Werk eines Zimmermanns. Dazu trug auch das nicht wenig bei, daß von dem Ausbesserungsbau eine Menge Ueberbleibsel von Balkenenden und Brettern u. s. w. zurückgeblieben waren. Wilhelm fing an, da er überdies so glücklich gewesen, durch Hülfe der Mutter ein eigenes Beil zu besitzen, ein eigenes kleines Haus zu bauen, und dies führte ihn zu immer größerer Geschicklichkeit, so daß er bald darauf wagte, selbst im Wasser zu bauen, Fischbehälter u. s. w. zu errichten, ja selbst Kähne zu zimmern. Doch wir bleiben bei dem, was am unmittelbarsten mit dem Hause zusammenhing.

Drittes Kapitel.

Wie bei einem Kunstwerke viel auf den Stoff ankommt, an oder in welchem es sich darstellen soll, so hängt auch bei den Empfindungen unendlich viel davon ab, wo eine Scene oder Handlung spielt. Es gibt Orte, wo die Begebenheiten, die vor unsern Augen vorübergingen, gar nie verschwinden. Sie stellen sich mit dem Orte der Handlung immer wieder vor Augen, während in andern, und dies gilt besonders von den das Leben und Empfinden gleichsam ausstoßenden Zimmern eines Palastes, wo mit dem Augenblicke alles vergangen zu seyn scheint. In Wilhelms väterlichem Hause schien auch das Todte mitzuleben, und die Empfindung der Lebenden zu theilen. Der Wochentag und der Sonntag, das Fest und die Jahreszeit hatten dort ihren bestimmten Karakter. Vor allem war der Frühling ein alter Freund des Hauses. Junge Birken und andere Bäume, die in einer Ecke der größten Stube in einem Gefäß mit Wasser gestellt wurden, trieben dort früher, als es im Freien geschah, Knospen, Blätter und Blüthen. Zauberischer malte sich, wenn der Sommer begann, glänzendes Sonnenlicht, und die Schatten der bewegten Zweige an dem Hause auf dem Boden der südlich gelegenen Zimmer. Kam nun gar das Pfingstfest oder der St. Johannestag, dann schmückten die Hausknechte auf eigenen Antrieb die Pfosten der hohen Treppe, und flochten eine grünende Laube über dieselbe. Da wurde dann auf irgend eine ausgezeichnetere Weise das Frühstück genossen, da eine glückliche Abendstunde gefeiert, indeß die Nachtigallen von dem nahen Berge her sangen, oder irgendwo in der Nähe ein Nachtfeuer emporflammte.

Wilhelm gewöhnte sich, ohne daß er es wußte, alles, was im Hause geschah, mit einem bleibenden Interesse zu beachten. Das Leben des Vaters und der Mutter entgingen ihm nicht, ohne daß er den Zuschauer machte. Er wußte es ausserdem beim ersten Blick, welche Menschen zu dem Hause paßten und gerne da waren, und welche nicht dahin gehörten. Zu den letztern rechnete er alles, was im Soldatenrock erschien, vornehme Herren, stolze Fräulein, unruhige, allzu lebhafte Menschen. Kam aber ein alter Mann, ein guter alter Nachbar, jemand der des Weges verfehlt hatte, oder jemand, der Freude an irgend einem Instrument hatte, namentlich ein Harfenspieler, der, so oft er kam, ein altes Klavier stimmte: dann war Wilhelm glücklich.

Unter den vielen Erinnerungsbildern, die sich in Wilhelms Seele mit dem Bilde des alten Hauses bewahrten, gehörte eine Szene, die vor seinen Augen vorüberging, so wie alles, worin sich ihm Liebe abdrückte.

Jene Szene hatte statt, als durch unglückliche Blatterneinimpfung Wilhelm mehrerer seiner Geschwister beraubt wurde. Es war jenes das erstemal, da das Haus der harmlosesten Freude in ein Trauerhaus verwandelt worden war. Zwar hatte sich Wilhelm nie viel aus seinen Geschwistern gemacht, weil sie jünger waren, als er, und er sie zu dem, was ihm Unterhaltung gab, wenig brauchen konnte, als er sie aber bewegungslos mit Blumen geschmückt da liegen sah, gingen ihm die Augen über, und er vergaß es nie, wie der Vater vor den todten Kindern stehend die Hände gen Himmel hob, und während ihm die Thränen strömten, die Worte sprach: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn sey gelobet."

Zu diesen Erinnerungen kam noch die eines feierlichen Augenblicks, als Wilhelms Vater in einer Stube, die in der Regel nicht bewohnt wurde, den zwölfjährigen Knaben, nachdem er ihn selber in aller Treue und Liebe in der Religion unterrichtet hatte, mit ihm auf die Knie sank, und ihn segnend an sein Herz schloß.

Nach den Knabenjahren änderte sich alles. Wilhelm mußte in andere Verhältnisse übergehen, auch wurde viel von dem Bau eines neuen Hauses gesprochen. Das letzte söhnte ihn mit dem ersten aus. Er wollte lieber das alte Haus für immer verlassen, als den Ort seiner theuersten Lebenserinnerungen zerstört sehen.

Die Sache hatte große Schwierigkeiten und konnte nicht so leicht geschehen, als davon gesprochen wurde. Wilhelm sah die väterliche Wohnung noch öfters wieder, und sah drei Jahre hinter einander am Weihnachtsabend, an dem er zu dem Haus der Eltern zurückzukehren pflegte, die dreiarmigten Weihnachtsleuchter brennen, und erneuerte jedesmal die alte Freundschaft mit dem Hause.

Endlich wurde Wilhelm für mehrere Jahre von der Heimath entfernt. Er pilgerte bis zu den Pyrenäen, und war im Begriff nach Amerika zu gehen, als ihn ein Traum so heftig erschütterte, daß er beschloß, sich der Heimath wieder zuzuwenden, um seine Mutter aufzusuchen.

In dem Traum war es ihm vorgekommen, als sey sein Vater gestorben. Er sah ihn aus dem Hause zu Grabe tragen, er sah, daß er dem Hause und

den Menschen fremd geworden war, und versank in Reue über sein langes Ausbleiben. Als er erwachte, war sein ganzes Gesicht von Thränen überlaufen.

Sein Herz ließ ihm kaum Ruhe; er wandte sich der alten Heimath zu, und erreichte die geliebte alte Wohnung, die noch stand, an einem Abend des Julius. Geschwister, die in seiner Abwesenheit groß geworden waren, fielen ihm auf der alten Treppe, unter den blühenden Bäumen, selber blühend, um den Hals. Er flog in die alte Stube. Das Christusbild hing noch auf der alten Stelle und ganz so, wie er vormals unzähligemal den Vater am Schreibtische gesehen hatte, sah er ihn jetzt wieder.

Dies war Wilhelms seligster Lebenstag. Nun traten alle Bilder seines vorigen Lebens in bewußter Empfindung ihm vor Augen — aber er fühlte auch, daß von da an mit jeglichem Tage die Zeit alles ausstoßen werde, was bisher sich ihm in einer goldenen Welt gegeben und vollendet hatte.

Er entsetzte sich vor dem Gedanken, sich selbst in dem alten Hause zu überleben Daher ordnete er sein ganzes Verhältniß und alles, was die Kindespflicht von ihm fordern konnte; Zufall und Glück waren ihm dabei hülfreich, und er beschloß aufs neue, in die Ferne zu gehen, und ein seinem ehemaligen beschränktern Seyn entgegengesetztes Leben zu umfassen, und gleichsam in das große Vaterhaus, „die Welt“, überzugehen.

Viertes Kapitel.

Ehe Wilhelm von seinen Eltern schied, die ihm in Ruhe seine Einwilligung gegeben hatten, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als von dem alten Hause Abschied zu nehmen. Er erneuerte noch einmal sein ganzes Knabenalter und alle Eindrücke, die ihm aus jener Zeit geblieben waren, dann begab er sich auf den der alten Wohnung nahe liegenden Berg, der höher war, als das Haus, und von da man die ganze Gegend übersehen konnte. Von dort aus rief er seiner vorigen Welt das Lebewohl und wischte sich die Augen.

Er fühlte plötzlich, wie viel er dem alten Hause, wie viel er dem Umstand, in einem hölzernen und zwar in diesem Hause geboren zu seyn, zu verdanken habe.

Er erinnerte sich an viele Menschen, die er fast gleichzeitig mit ihm hatte aufwachsen gesehen. Er beneidete keinen; er bemitleidete diejenigen, die als Edelknaben oder als die Kinder vornehmer Häuser sich in dem Strom des gemeinsten Lebens verloren hatten.

Zwar war er mit seiner eigenen Erziehung nicht zufrieden, er erkannte, was darin vernachläßigt worden war, was er wohl anders gewünscht hätte, dennoch, wenn er an das alte Haus dachte, und an alles, was er dort gesehen und empfangen hatte, konnte er nicht anders, als sich mit dem Loos seines Lebens aussöhnen.

Er umfaßte im Geist die alte trockene Wand, an der sein Bett gestanden hatte. Vielleicht habe ich es ihr zu danken, daß kein die Gesundheit untergrabender Luftstoff in meinen Körper drang. In Kraft der Gesundheit entließ mich, das alte Haus, und dieses Geschenk des Himmels ist mir immer geblieben.

Wilhelm empfand nun das hohe seltene Glück, seine an unschuldsvollen Freuden reiche in harmloser Thätigkeit gelebte Kindheit gehabt zu haben, und wußte es im voraus, daß er überall Freude finden würde, weil ihm die Kunst und Gabe zu Theil geworden war, sie sich selber und ohne Aufwand von künstlichen Mitteln zu verschaffen.

Er hatte in jenem Hause der Menschenwelt lieben und in einfacher Beziehung zu den simpelsten Menschen glücklich zu seyn gelernt, durfte er je fürchten, in der Welt seine Welt zu verlieren? Natur, Liebe und Sonne, sagte er zu sich, sind überall, wo man fern bleibt von steinernen Häusern, vornehmen Palästen und dem Nachtleben der alles wahre Empfinden ausstoßenden Verfeinerung.

Mit dem Gedanken, das alte Haus auf immer verlassen zu wollen, erhob sich in Wilhelms Seele der Entschluß, in jedem Sinn frey zu seyn und frey zu bleiben. „Wolle keine Sache besitzen — sagte ihm sein Geist — die heute oder morgen dich verläßt und von sich stößt. Sey froh in einer langen Freundschaft, welche von deiner Empfindung unbedauert wurde, glücklich gewesen zu seyn, so wirst du immer und überall in der Welt, wie einst im väterlichen Hause, des Lebens Freude finden.“

Er drückte in diesem Augenblick mit tiefer Empfindung die Worte des Evangeliums in sein Herz: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ So verließ er den Berg und das Haus seiner Kindheit.

Wilhelm änderte seine letzten Ueberzeugungen nie. Er wurde dem Hause seines Vaters nirgends fremd, und freute sich immer, daß er von allen seinen schmerzlichern Erfahrungen seines nachfolgenden Lebens keine in einem hölzernen Hause gemacht hatte.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Türenne's Denkmahl bei Sasbach,
errichtet am 27ten July 1829.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J.H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Turenne's Denkmahl bei Sasbach,

errichtet am 27. July 1829,
nebst
ausführlichen Nachrichten von seinem Tode.

(Mit einer Abbildung.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. XXXI.

Bei Sasbach, anderthalb Stunden von Bühl und sechs Stunden von Straßburg, ließ die französische Regierung, auf der Stelle, wo der berühmte Turenne gefallen, dem Andenken des Helden ein neues, seiner würdiges Denkmahl errichten. Anfänglich stand daselbst nur ein kunstloser Stein, mit der von Schöpflin verfaßten dreifachen Inschrift:

Ici fut tué Turenne.
Hic cecidit Turennus die 27. Jul. anni 1675.
Hier ist Turennius vertödtet worden.

Neben dem Stein sieht man noch den Stamm des Nußbaumes, in dessen Schatten Turenne geruht, ehe die verhängnißvolle Kugel ihn traf. Nahe dabei ließ der Cardinal Prinz von Rohan, dem, als teutschem Reichsfürsten, Sasbach damals gehörte, ein Häuschen erbauen, welches von einem franz. Invaliden (aus Turenne's ehemaligem Regiment) bewohnt, aber im Laufe der französischen Revolution verlassen und nachher zerstört wurde. Später zog Moreau mit seinem Heere vorüber und besuchte die Stelle. Aus dankbarer Achtung gegen die Asche des Helden, ließ er ein anderes Monument aus röthlichem Marmor aufrichten, in der Form eines Dreiecks, und auch das Haus für den Invaliden wieder herstellen*). Als im Jahr 1813 die russischen Garden durch Karlsruhe kamen, bat man daselbst den General Miloradowitsch, der sie befehligte, um Schonung für das Monument. Da antwortete der Krieger: Jeder brave Soldat muß das Andenken eines solchen Mannes ehren. Alsbald schickte er ein Detaschement ab, welches den französischen Invaliden in seinem Häuschen förmlich ablöste, und die Wache übernahm, bis die Truppen vorüber waren, worauf der Invalide die Russen ablößte, und seinen Posten wieder bezog.

Die französische Regierung, welche mit Recht den Nationalruhm als eines der kostbarsten Besitzthümer und als eine Hauptstütze der Monarchie betrachtet, und in diesem Sinne, schon so manches im Vandalismus der Revolution zerstörte, verschönert wieder herstellen ließ, konnte den Namen eines ihrer größten Feldherrn und dabei sehr edlen Menschen nicht vergessen. Das neue Monument, von welchem wir auf der beifolgenden Tafel eine sehr getreue Abbildung geben, wird unter Leitung des Genie-Corps in Straßburg errichtet. Die artistische Arbeit besorgte Herr Friedrich, ein sehr geschickter Bildhauer, von dessen Kunstvermögen die Ausführung des Denkmahls ein schönes Zeugniß giebt. Die nähere Beschreibung versparen wir bis zum Schlusse dieses Aufsatzes, und geben vorher eine Nachricht von den Umständen, welche Turenne's Tod begleiteten, und die gegenwärtig ein neues Interesse erhalten, besonders für diejenigen, welche die Stelle besuchen, wo der Held von seinem Schicksal ereilt wurde.

*) Der Marmor, aus welchem das Monument bestand, war zu weich und fieng bereits an zu verwittern.

Der Name der Vicomte von Turenne reicht in der französischen Geschichte über neunhundert Jahre hinauf, und ihn trug auch eine Landschaft im ehemaligen Limosin, wo das Stammschloß der Turenne stand. Das Geschlecht theilte sich nachher in mehrere Zweige. Aus einem derselben (Tour d'Auvergne) stammte Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, General-Marschall der Armee des Königs. Er wurde zu Sedan im September 1611 geboren und suchte in früher Jugend schon sein Recht an dem Kriegsruhm geltend zu machen, der in seiner Familie gleichsam erblich war. Seine ersten Feldzüge that er in Holland, unter seinem mütterlichen Oheim, dem Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau Oranien, und zeichnete sich, kaum 23 Jahre alt, bei verschiedenen Belagerungen und Schlachten aus. Später kämpfte er im Heere des tapfern Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar; focht mit bei Rheinhausen und Ensisheim und bei der Belagerung von Breisach. Nicht mindere Ehre erwarb er sich durch Tapferkeit und tiefe Einsicht in den nachherigen Feldzügen in Italien, und erhielt zur Belohnung, vom König den Marschallstab im Mai 1643. Es liegt ausser dem Zwecke dieser Nachricht, alle die Thaten einzeln aufzuführen, welche seinen Namen unsterblich machen. Dabei verleugnete er nie seinen offenen, geraden Sinn, und bot seine Brust eben so unerschrocken der Hofintrigue und dem Hasse des damals fast allmächtigen Kriegsministers Luvois dar.

Im Jahr 1672 erklärte Ludwig XIV, ganz gegen das wahre Interesse Frankreichs, den vereinigten Niederländern den Krieg. Dieser Krieg, der sich bald über ganz Europa verbreitete, gab dem Marschall von Turenne Gelegenheit, seine militärischen Talente im höchsten Glanze zu zeigen, und die Feldzüge von 1672, 1673 und 1674 sichern ihm auf immer eine Stelle unter den größten Feldherrn. Nach der Schlacht bei Türkheim am 5. Jan. 1675 berief ihn der König zu sich. Die Reise nach Paris war für den Marschall ein Triumphzug; durch ganz Champagne strömte ihm das Volk entgegen, und begrüßte ihn als seinen Erretter. Ludwig XIV. empfieng ihn mit so viel Huld, als er noch nie gegen Jemanden gezeigt; auf seinen Befehl mußte Luvois die Freundschaft des Feldherrn suchen, und er trug ihm den Oberbefehl über das Heer an, welches gegen die Kaiserlichen unter Montecuculi fechten sollte. Turenne lehnte Anfangs den Antrag ab, es war ihm wirklich Ernst, sich jetzt, nachdem sein Ruhm gesichert war, in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen. Vielleicht mochte es auch eine geheime Ahnung seines Schicksals seyn, die ihn in diesem Augenblick ergriff. Als der König aber auf seinem Willen bestand und jede Bedingung des Marschalls genehmigte, so übernahm er den Oberbefehl am Rhein. Fünf Armeen standen jetzt gegen Frankreich und seine Verbündeten im Felde, und zehn große Feldherrn waren bereit, sich miteinander zu messen.

Montecuculi, in der Schule der Griechen und Römer gebildet und Meister in der Kunst der Lagerung, Bewegungen und Stellungen, hatte seine Augen zunächst auf die Brücke bei Straßburg gerichtet. Diese Reichsstadt war bereit, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit, für die Sache des Kaisers zu erklären, und es lagen daselbst bedeutende Magazine für die Teutschen. Am 16. Mai 1675 vereinigte sich Montecuculi bei Oberkirch mit dem Corps des General Werthmüller, und bezog hierauf ein Lager bei Willstätt, während eine Abtheilung seines Heers von Speyer aus Philippsburg bedrohte.

Turenne zog jetzt schnell seine Truppen in Schlettstadt zusammen, und schickte die Cavallerie bis Benfelden vorwärts, wodurch Straßburg genöthigt wurde, sich neutral zu erklären.

Montecuculi zog hierauf plötzlich nach Speyer, vereinigte sich mit dem dortigen Corps und bedrohte zum Schein Philippsburg, um die Franzosen aus ihrer Stellung hinweg zu locken und sich selbst dann wieder schnell gegen Straßburg zu wenden. Turenne mochte das Spiel seines Gegners errathen haben; er ließ seine Armee in Achenheim, gieng mit einer Abtheilung nach Hagenau, warf 500 Mann nach Philippsburg, und kehrte dann wieder zu seinem Heer zurück.

Der kaiserliche Feldherr gieng jetzt wieder auf das rechte Rheinufer, Turenne that dasselbe, er ließ seine Brücken in der Gegend des Dorfs Ottenheim, vier Stunden von Straßburg, wieder herstellen, und führte am 7. Juni seine Armee herüber, und lagerte bei Willstätt an der Kinzig. Der Punkt war trefflich gewählt, denn in dieser Position schnitt

er den Kaiserlichen alle Verbindung mit Straßburg ab, und war gegen einen Angriff durch Wald und Moräste gesichert.

Am 13. wendete sich Montecuculi links, um den Marschall zu umgehen, und von der Straßburger Brücke oder seinen eignen abzuziehen. Als diesem der Marsch der Teutschen über Urloffen gegen Offenburg und die Kinzig gemeldet wurde, stellte er sich in Schlachtordnung, indem er den rechten Flügel an Eckersweier und die Schutter, den Linken an Willstätt und die Kinzig lehnte, die Fronte aber gegen den Feind kehrte. Jede der beiden Armeen zählte ohngefähr 25,000 Mann. Der östreichische Feldherr wählte, unter mehrern Mitteln, die sich ihm darboten, die Franzosen über den Rhein zu treiben, das Unternehmen gegen die Brücken als das zweckmäßigste. Turenne mußte sie mit der größten Sorgfalt bewachen, denn Straßburg hatte die Schanze zu Kehl durch Reichstruppen besetzen lassen, und harrte blos des günstigen Moments, um sich für die Teutschen zu erklären; Willstätt, zwo Stunden von Straßburg, war der einzige Punkt, der den Kaiserlichen den Weg dahin sperrte, und von da bis zu den französischen Brücken bei Ottenheim waren fünf Stunden. Diese ganze Strecke mußte gedeckt werden, ohne das Heer auszusetzen, und Turenne machte desfalls die trefflichsten Anordnungen.

Am 18. veränderte Montecuculi seine Stellung. Er lehnte seinen linken Flügel an Lahr, den Berg im Rücken und verlegte sein Hauptquartier nach Schuttern. Der Marschall folgte dieser Bewegung, er nahm sein Quartier zu Altenheim, und ließ auch seine Rheinbrücken dahin bringen. So befand er sich Straßburg um 2 Stunden näher.

Der kaiserliche Feldherr sah seine Absicht auf die Brücken abermals vereitelt, er wendete sich daher nach Offenburg; die französische Armee war ihm fast parallel, aber er ordnete seinen Marsch mit der ihm eignen Kunst und Sorgfalt. Turenne ging jetzt nach Willstätt zurück, traf aber zugleich Anstalten, dem Feind die Communikation mit Straßburg abzuschneiden. Darum schob er seinen rechten Flügel bis Neumühl an die Kinzig vor, den linken gegen Bodersweier. Die Rheininseln machten ihm große Schwierigkeiten; sie theilten den Fluß in mehrere Arme, waren mit Gehölz bedeckt, zum Theil verschanzt und wurden von Bauern vertheitigt, die es treu und fest mit ihren teutschen Landsleuten hielten. Montecuculi wendete sich abermals; er besetzte mit dem rechten Flügel Gamshurst, mit dem linken Urloffen, weswegen Turenne seinen rechten Flügel nach Bischofsheim zog. In dieser Stellung verharrten beide Armeen, unter fortwährendem Regen, auf einem morastigen, vielfach durchschnittenen Terrain, bis zum 3. Julius. In der Nacht auf den 4. erfuhr der Marschall, daß die Teutschen, unter Chavagnac und Schulz, das Rencher Loch (Grenze) besetzt hätten, wo der Weg von Philippsburg und dem Neckar, eine Viertelstunde vom Rhein, auf einer Brücke über die Rench führte. Die Armee sollte den 4. folgen, was auch geschah.

Da sich Montecuculi auf diese Weise von den Rheinbrücken entfernte, brach auch Turenne am 4. vor Tagesanbruch auf, und zog durch Bischofsheim bis zum Eingang eines Gehölzes, durch welches ein Defilee bis zur Renchbrücke führte, und stellte sein Heer in der Ebene zwischen diesem Gehölze und Freistätt in Schlachtordnung. Chavagnac hatte sich inzwischen schnell verschanzt. Der Marschall ließ durch ein starkes Korps die Stellung des Feindes recognosciren; diese war wegen der steilen Ufer und eines großen mit Wald bedeckten Morastes nicht wohl anzugreifen. Turenne nahm jetzt gleichfalls eine feste Position. Unterdessen langte Montecuculi mit seinen übrigen Truppen an. Das französische Lager befand sich kaum eine Viertelstunde von dem Lager der Teutschen, und die Vorposten in dem Defilee standen auf die Weite eines Flintenschusses einander gegenüber. Der kaiserliche Feldherr hatte die Absicht, seinen Feind, der jetzt nothwendig Mangel an Fourage für seine zahlreiche Kavallerie leiden mußte, und ihn mit Erfolg nicht angreifen konnte, rückwärts zu treiben, auch hegte er die Hoffnung, in der gegenwärtigen Stellung seinen Proviant und seine Pontons in Straßburg an sich ziehen zu können, indem der Rhein durch lange Regengüsse angeschwollen war, und die vielen Inseln den Franzosen die Bewachung der Schifffahrt erschwerten. Turenne wußte den Plan des Feindes

zu vereiteln, aber seine Lage wurde mit jedem Tage schwieriger. Die Kaiserlichen hielten Offenburg noch besetzt, und der Marschall sah sich genöthigt, seine Armee in Posten zu vertheilen, um seine Rheinbrücken zu sichern, und die Gemeinschaft der Feinde mit Straßburg und dem Rheine abzuschneiden. Die Lage seines Gegners war jetzt in mancher Hinsicht günstiger. Darum faßte er den Entschluß, den obern Theil der Rench, der die Front der Kaiserlichen deckte, aufwärts gegen das Gebirg zu besetzen, über den Fluß zu gehen, und in der linken Flanke des Feindes zu lagern, wodurch dieser gezwungen wurde, eine Schlacht anzunehmen, oder sich zurück zu ziehen. Der fortwährende Regen verzögerte noch die Ausführung dieses Entwurfs. Inzwischen erfuhr Turenne, daß die Kaiserlichen die ganze Rench von ihrer Mündung in den Rhein aufwärts, nicht mehr als eine Strecke von Dreiviertelstunden besetzt hätten. Ein alter Schäfer zeigte ihm in einer wilden, pfadlosen Gegend, eine Furth durch die Rench, dieser Punkt entschied über die folgenden Ereignisse.

Am 15. Juli, als die Wege etwas brauchbarer geworden waren, begann Turenne die Ausführung seines Plans. Er ließ über die Furth eine Brücke schlagen und die Ufer beiderseits verschanzen. Am 19. gieng er mit einer Abtheilung von Infanterie und Kavallerie nach Wachshurst, wo er über die Rench setzte, und die Gegend recognoscirte. Zwei Bataillone nahmen eine Stellung diesseits des Bachs, dem Dorf Wachshurst gegenüber, wo sie sich verschanzten, und ein drittes besetzte das Schloß Renchen auf 500 Schritte oberhalb des eben genannten Dorfs. Der Weg von da nach dem Lager wurde zugleich in bessern Stand gesetzt. Im Lager zu Willstätt sollten so wenige Truppen als möglich bleiben, darum ließ der Marschall die ganze Fronte desselben, vom Rheine bis zum Walde verschanzen.

An demselben Tag, als der franz. Feldherr den letzten Schritt thun wollte, faßte auch Montecuculi den Entschluß, die Sache zur Entscheidung zu bringen, die vertheilten Posten seines Feindes, die, seiner Meinung nach, sich einander nicht gehörig unterstützen konnten, zu umwickeln und zu sprengen. Der General Caprara in Offenburg erhielt darum den Befehl, den Posten von Wachshurst im Rücken zu fassen, während der Prinz von Lothringen den Angriff in der Fronte machte; das zweite kaiserliche Korps sollte den General Hamilton angreifen, und der Rest der Armee das Lager bei Bischofsheim allarmiren. Die Nacht vom 23. zum 24. war zum Angriffe bestimmt.

Am 23. brach der Marschall mit einem Theile seiner Truppen aus dem Lager bei Bischofsheim auf, zog die Posten im Schlosse Renchen und in Wachshurst an sich, und nahm eine Stellung jenseits des Flusses, bei einer Ziegelhütte. Am folgenden Tag wollte er näher gegen den Feind rücken.

Noch vor Tagesanbruch rückte der Prinz von Lothringen an, um die Franzosen zu überfallen. Er glaubte blos ein Detaschement zu finden, und sah nun bald den größten Theil der franz. Armee vor sich. Doch gewann er im Anfange einige Vortheile, und zog sich nachher mit Gewandtheit zurück. Die beiden Angriffe der Kaiserlichen auf Wachshurst und gegen Hamilton wurden durch Zufall vereitelt.

Turenne schlug jetzt denselben Weg ein, den der Prinz von Lothringen zum Rückzuge genommen, und erreichte am 24. Morgens um 9 Uhr das Dorf Gamshurst, die Truppen lagerten auf den Wiesen, mit der Rechten an dem Bache, der sie vom Dorf trennte, und vor der Fronte den Wald, der sich links auch um ihren Rücken zog, und sie von dem eine Viertelstunde entfernten Posten des Generals Hamilton trennte. Zwei Bataillon lagen dazwischen, um keine Lücke zu lassen und die Verbindung zu unterhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Erklärung der Zeichen auf beiliegender Tafel.

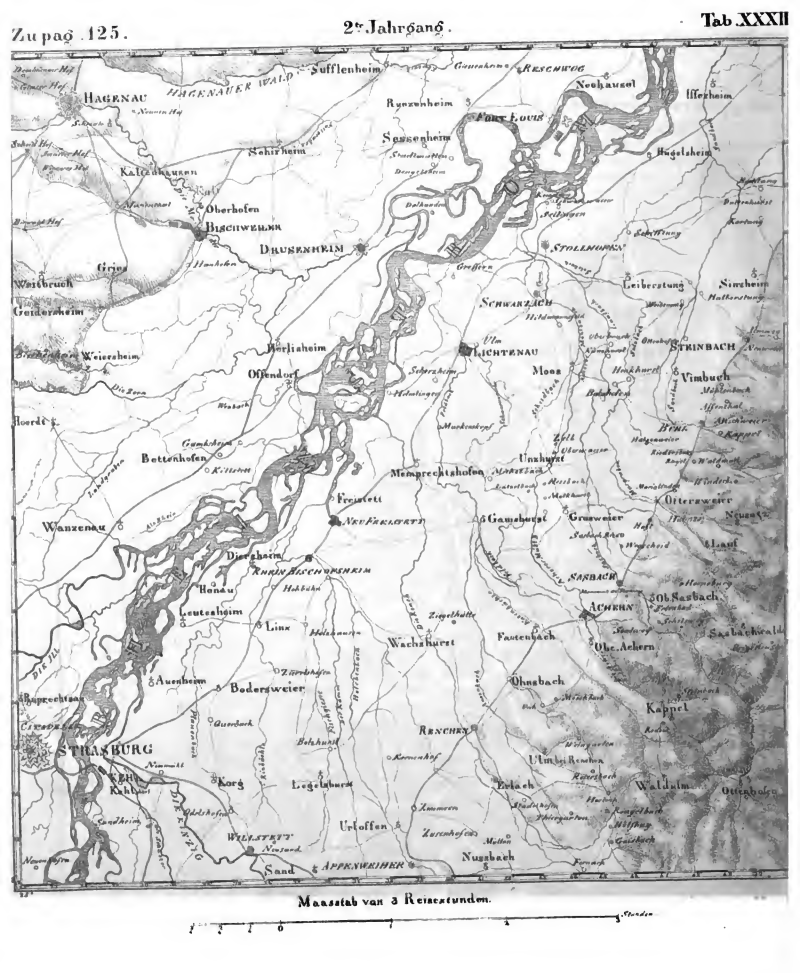
A. B. Dieser Stein ist an einem Stück, 23 Schuh 6 Zoll lang und wiegt 780 Zentner. Die Höhe des ganzen Monuments, das aus polirtem, sehr hartem, grauem Granit besteht, beträgt 38 Schuh, und die des Portraes von Turenne 3 Schuh.

C. Der Mummelsee.

D. Das Brigittenschloß.

E. Baumstamm, unter welchem Turenne geruht, ehe ihn die Kanonenkugel traf. Dieser Stamm ist gestützt und mit einem Gitter umgeben.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Maasstab von 3 Reisestunden.

1 2 1 0 1 2 3 Stunden

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jezt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Turenne's Denkmahl bei Sasbach

errichtet am 27. July 1829,

nebst

ausführlichen Nachrichten von seinem Tode.

(Mit einer Karte.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXII.

(Beschluß von Seite 124.)

Die Stellung war nun vollendet, und die franz. Armee, auf einer Strecke von anderthalb Stunden, in sechs Posten vertheilt, die mit einem Haken die Front und den linken Flügel der Kaiserlichen umschlossen, und durch das Terrain und die Anordnungen des Feldherrn sicher standen. Montecuculi war rechts durch den Rhein, links durch die Armee eingeklemmt, nur den Rücken hatte er frei, und auch hier suchte man ihn jetzt abzuschneiden.

Am 25. entsandte Montecuculi Truppen nach Gambshurst, um in der rechten Flanke der Franzosen eine Stellung zu nehmen, und zu hindern, daß sie sich daselbst ausbreiten und längs des Gebirgs Fouragiren möchten. Die Franzosen griffen jedoch den Feind an, der sich lange in dem hochgelegenen Kirchhof zur Wehr setzte, aber doch endlich erliegen mußte. Die Franzosen gewannen nun den Vortheil, sich jenseits des Bachs ausbreiten zu können, wo sie ein höheres Land und Futter für ihre Pferde fanden. Ihre Streifer giengen bis Bühl.

Montecuculi erkannte schnell das Mißliche seiner Lage, und er beschloß, sich herauszuziehen, bevor er ganz umwickelt würde. In der Nacht vom 24. auf den 25. gieng er über Lichtenau nach Bühl, ließ aber den Grafen von Chavagnac mit 4000 Pferden und tausend Infanteristen bei der Brücke zu Renchen, die er mit jeder Aufopferung zu behaupten befahl. Türenne, nachdem er hievon Kundschaft erhalten, brach gleichfalls auf, um die Höhen von Sasbach zu gewinnen. In Achern erhielt er die Nachricht, daß auf jenen Höhen sich schon Teutsche blicken ließen. Montecuculi hatte nämlich den Kirchhof zu Sasbach von Bühl aus mit 400 Mann besetzen lassen, die den Befehl hatten, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen. Bei der Kunde von Annäherung der Franzosen eilte Montecuculi selbst an der Spitze seiner Kavallerie dahin, und ließ die Kolonnen folgen.

Turenne, der das hügelichte, durchschnittene Terrain nicht überblicken konnte, mochte auf den Gedanken gerathen, die ganze kaiserliche Armee sey bereits angekommen, er besetzte daher nur die Höhen jenseits des Dorfs; dieß benutzte Montecuculi, er stellte schnell Truppen an dem Bache auf, der Kirche gegenüber, und Kavallerie in der Ebene zur Rechten des Dorfs. Die Armee folgte im Eilmarsch und die Regimenter wurden, wie sie eintrafen, in Schlachtordnung aufgestellt. Die Infanterie besetzte den Bach längs seines ganzen Laufs, die Kavallerie verließ die Ebene, die rechts vom Dorfe ablag, und hielt sich geschlossen am Fuße des Berges, der sie bedeckte, so daß nur bisweilen einige Abtheilungen auf den Höhen sich sehen ließen, die bald auf, bald abwärts ritten, damit alles in voller Bewegung schiene, und beständig neue Recognoscirungen veranlaßt würden.

Dieß war die Stellung der Teutschen. Von Turenne's Seite öffnete sich beim Ausgange von

Achern, nach einigem Gebüsch, das mit dem Gehölz am Fuße des Bergs eine Art Defilee bildete, eine kleine Ebene, deren eine Hälfte gegen den Berg sich erhob, die andre viel niedriger und flacher, zum Theil durch ein Gehölz umgrenzt war, welches, wenn man Sasbach sich genähert hatte, mit der Fronte, die man dem Dorf entgegen stellen mußte, einen Haken formirte. Das Dorf schloß die Ebene, und lehnte selbst an eine kleine Höhe, die es verbarg und umschloß; so daß man bloß durch einen Hohlweg, der den Berg durchschnitt, dahin gelangen konnte. Anfangs hegte Turenne die Hoffnung, sich Sasbachs bemeistern zu können, und durch dasselbe einen Weg gegen den Feind zu finden. Als er aber die Kirche, am Ausgange des Defilee's recognoscirte, und sie mit einem tiefen Graben umgeben und verschanzt sah, mußte er die Hoffnung aufgeben. Er recognoscirte jetzt die ganze Fronte zu seiner Rechten, die Stellung des Feindes, und die Bäche und Gründe, die ihn von seinem Gegner trennten. Es schien ihm unmöglich, hier anzugreifen, oder angegriffen zu werden, er wendete sich zur Linken, wo die Höhe, die das Dorf bedeckte, allmählig abfällt und sich in die Ebene verläuft.

Unterdessen ließ Montecuculi sein Heer eine Stellung nehmen, und errichtete auf einer Höhe die Batterie von sechs Kanonen, welche bald das Schicksal beider Armeen entscheiden sollte. Er übergab sie dem Prinzen Herrmann von Baden, weil er ermüdet war und ruhen wollte.

Die nachherigen Ereignisse des Tages, so wie einige andre zum bessern Verständniß derselben nöthigen Umstände wollen wir jetzt mit den Worten eines Augenzeugen, des jungen Marquis de St. Hilaire erzählen, der sich damals in der Suite des Feldherrn befand.

„Um 5 Uhr morgens (am 27. Juli) erreichte unsere Avantgarde das Dorf Sasbach, und der Marschall ließ alsbald die nächsten Häuser an der Kirche, die ehemals ein Templerhof war, besetzen, weil diese nicht mit dem Degen in der Hand genommen werden konnte, denn sie war von einer hohen, starken Mauer umgeben, die an den Ecken Thürme hatte; der Graben, der die Mauer umzog, war voll Morast und Schilf, und ein kleiner Bach floß daraus ab. Der Bach fiel zur Linken der französischen Stellung in einen großen Morast, zur Rechten zog sich eine meist unwegsame Schlucht bis in die Hochgebirge hin. Jenseits des Dorfs Sasbach war das von den Teutschen besetzte Terrain zu ihrer Rechten durch einen Morast und eine mit Holz bewachsene Höhe geschlossen, die gegen Sasbach ziemlich jäh abfiel. Zu ihrer Linken lief ihre Schlachtordnung längs der ganzen Höhe fort, die bald mehr, bald minder steil nach der Schlucht abfiel. Die gutbediente französische Artillerie beschoß bereits die Ringmauer des Kirchhofs, nahe genug, aber doch ohne sonderlichen Erfolg, weil die Mauer für das Kaliber zu stark war. Der Marschall befahl darum, das Feuer zu mäßigen."

„Bald darauf erschienen die Feinde mit mehreren Truppen auf den Höhen von Sasbach, und warfen neue Infanterie in die Kirche. Man sah auch Truppen in der Ferne, die diesen nachfolgten. Der Marschall begab sich zu den Batterien gegen die Kirche, wo ich mich damals befand, und ließ das Feuer aufhören. Er sagte zu mir: die ganze feindliche Armee scheint jetzt im Anmarsche, ob ich gleich bis jetzt der Meinung war, die Kayserlichen hätten den Posten nur besetzt, um den Marsch des Grafen Caprara zu decken."

„Dieser kam von Offenburg, und mußte den Weg zu seiner Armee über die Gebirge nehmen, weil die Tiefe durch uns gesperrt war. Auch sah man wirklich den Zug dieser Truppen, wobei die Reuter, wegen des schwierigen Bodens, ihre Pferde an der Hand führten; doch deckte sie der Hohlweg. Mit ihnen zugleich kamen auch andre Truppen an, die sich in Schlachtordnung stellten, um die Vereinigung mit den Caprarischen zu bewirken."

„Der Marschall sagte: Er werde seinen linken Flügel so nahe an Sasbach postiren, als möglich, und den rechten auswärts gegen das Gebirg laufen lassen. Zugleich befahl er mir, längs dieser Fronte hinzugehen, und die tauglichsten Stellen für die Artillerie auszusuchen. Kommt ihr Vater, setzte er hinzu, so führen sie ihn dahin, damit er die Kanonen auffühären lasse, wenn er mit ihrer Wahl einverstanden ist."

„Ich gieng sogleich, um meinen Auftrag zu besorgen, und führte meinen Vater hierauf an die von mir bemerkten Stellen, wo alsbald das Geschütz aufgepflanzt wurde."

„Unterdessen reihten sich unsere Truppen, so wie sie anlangten, in Schlachtordnung. Der rechte Flügel zog sich aufwärts nach dem Gipfel einer Höhe, und lehnte sich mit der Flanke an ein kleines Schlagholz, das an der Schlucht, welche die Armeen trennte, sich verlor. Dahinter war ein offenes Terrain von ohngefähr zwei Musketenschuß Tiefe, welches durch die ungleiche Länge der Höhen zur Rechten entstand, von da aus konnte man nach der vordersten Höhe allerdings defiliren, aber, wegen des oft steilen Abhangs und der Ungleichheit des Bodens, die erste Linie nicht sofort mit großen Fronten unterstützen. Zur Flanke des Flügels an der innern, ihm nächsten Seite des Schlagholzes, fand sich ein Fahrweg, der abwärts gegen die Schlucht lief, an deren äusserstem Ende einige Häuser und eine Ziegelhütte lagen. Die Kavallerie marschirte zur Rechten auf die Höhe in Schlachtordnung auf, und ihr vorwärts formirte sich die Infanterie in einer Vertiefung zur Linken von Sasbach. Hier wurde sie, gegen das Dorf, durch eine andre Höhe gedeckt, die längs der ganzen Fronte bis zum Gehölz von der Rechten fort lief, gegen die Mitte am breitesten war, und beim Morast von Sasbach sich verlor. Die Artillerie fuhr auf dieser Höhe auf, und man erblickte von da aus die feindlichen Linien vollkommen."

„Die Feinde fiengen das Feuer mit kleinen Stücken an; ich schlug meinem Vater vor, all unser Geschütz auf einmal gegen sie zu richten, um das ihrige zum Schweigen zu bringen. Er hatte schon eingewilligt, als der Graf von Roye, der unsere Absicht merkte, inne zu halten bat, weil die Kavallerie blos stehe, und wir das feindliche Feuer gewiß auf dieselbe leiten würden. Mein Vater lies sich bereden, ach! er ahnete nicht, welch Unglück die feindliche Batterie uns bereitete!"

„Ich begab mich jetzt wieder zum Marschall, und fand ihn Sasbach gegenüber, an der Tete seiner Infanterie, ruhend im Schatten eines Baums, auf welchem ein alter Soldat stand, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Der Marschall fragte mich, woher ich komme, und was es Neues gebe? Ich antwortete, daß ich von der Rechten komme, man erblicke dort eine feindliche Kolonne Infanterie und einige Escadrons gegen unsre Flanke. Nach der Wendung des Marschs ihrer Spitze scheine ihre Absicht, sich des Randes von der Schlucht zu bemächtigen, so wie der Ziegelhütte und einiger Häuser und Gärten daselbst."

„Der Marschall befahl mir jetzt, wieder zurück zu gehen, und dem Grafen von Roye, wie auch den übrigen Generalen den Ort zu sagen, wo ich ihn gelassen: er erwarte daselbst den Rest der zweiten Linie und seinen Neffen, den Grafen v. Lorges. Sie aber sollten ihm von ihren verschiedenen Posten Nachrichten von allem zuschicken, was sie daselbst bemerkten."

„Ich fand bei meiner Rückkehr, daß der Graf von Roye dem Marschall gleichen Rapport, wie ich, von der feindlichen Kolonne durch meinen Bruder gesandt hatte. Kaum war dieser zurück, als ein zweiter Ordonnanzoffizier vom Grafen ansprengte, der den Marschall um Infanterie bitten ließ, um die Schlucht und Ziegelhütte zu besetzen, bevor der Feind anlangte. Zugleich ließ er dem Marschall sagen, er halte es für nöthig, daß er in eigener Person den Posten in Augenschein nehme."

„Turenne schickte ihm zwei Bataillone, ließ aber dabei antworten, er werde an seiner jetzigen Stelle bleiben, wenn nicht etwas Wichtiges sich zutrage. Dennoch schickte der Graf Roye den Grafen von Hamilton zum drittenmahle an ihn, worauf der Marschall sein Pferd forderte, und im kurzen Galopp durch einen Grund ritt, den man ihn führte, damit er gesichert seyn möchte gegen die feindlichen Stücke, die noch unablässig feuerten. Der Marschall erblickte jetzt meinen Vater, in den er großes Vertrauen setzte, auf der Höhe, ritt zu ihm und fragte, was das für eine Kolonne sey, wegen welcher man ihn abgerufen? Mein Vater zeigte sie ihm, eben als die zwei kleinen Stücke von der feindlichen Batterie abfeuerten. Eine der beiden Kugeln gieng über die Croupe von meines Vaters Pferd, nahm ihm den Arm, dem Pferde meines Bruders den Hals und traf den Marschall an die linke Brust.

Das Pferd machte noch an die zwanzig Schritte mit ihm, und dann sank er todt herab."

„Ich kämpfte einige Minuten lang mit mir selbst; die Natur siegte, ich warf mich in die Arme meines Vaters, der sich erholte, und dann die mir unvergeßlichen Worte sprach: — Weine nicht um mich, mein Sohn, sondern um diesen großen Mann. Du verlierst wahrscheinlich einen Vater, aber dein Vaterland wird einen solchen Feldherrn nie wieder finden. Thränen unterbrachen ihn jetzt, dann rief er: was wird aus dir werden, armes Heer! — nachdem sich mein Vater etwas gesammelt hatte, sagte er zu mir: Geh', mein Sohn, und verlaß mich. Gott wird es mit mir fügen. Sitz auf, ich befehle dirs, die Zeit ist kurz. Geh, und thue deine Schuldigkeit. Ich wünsche noch so lange zu leben, bis ich erfahren, daß du sie gethan."

„Ich bat, bei ihm bleiben zu dürfen, bis ein Wundarzt kommen würde. Er gestattete meine Bitte nicht: ich mußte ihn der Sorgfalt meines jüngern Bruders überlassen, und zu den Batterien eilen." — So weit der Bericht des jungen St. Hilaire.

Als der Marschall todt vom Pferde gefallen war, bedeckte Hamilton, einer der tapfersten Männer des Heers, den Leichnam, um dem Heere den Verlust zu verbergen, allein die Kunde davon wurde bald laut, die Soldaten klagten laut um ihren Vater, und jedermann bangte vor den Folgen des traurigen Begebnisses.

Ein Ueberläufer brachte in der ersten Stunde dem Feinde die Nachricht davon. Montecuculi gedachte keinen Augenblick der Vortheile, welche der Fall des französischen Feldherrn ihm bringen mußte: tief erschüttert rief er aus: So ist der Mann dahin der dem Manne Ehre machte.

Turenne's Leichnam wurde nach Frankreich gebracht, sein Eingeweide aber in der Kapelle zu Achern beigesetzt.

Sein Tod hatte die günstige Lage der französischen Armeen plötzlich verändert. Der linke Flügel und das Centrum standen zwar bereits auf dem Terrain, welches er sich zum Schlachtfelde gewählt, der rechte war aber noch in Bewegung, und sollte erst nach Vollendung einiger Werke vorrücken. Niemand kannte genau den Entwurf des Feldherrn, und Niemand hätte ihn wohl auch auszuführen gewagt. Lorges und Vautrün, die zwei einzigen Generallieutenants im Heer stritten sich um das Kommando.

Montecuculi beschloß den Moment zu nützen, und die Franzosen durch Manövriren über den Rhein zu treiben. Diese zogen sich allmählich über Bischoffsheim und Willstett zurück. Dieser Ort mit dem Schlosse daselbst wurde in Brand gesteckt.

Von Paris wurde endlich der berühmte Condé als Oberbefehlshaber geschickt. Montecuculi zog sich, nach geendigtem Feldzuge, ins Privatleben zurück. Nachdem er den Kampf gegen zwei der größten Feldherrn ehrenvoll bestanden, glaubte er seine Laufbahn nicht würdiger beschließen zu können.

Unter den vielen, welche die Stätte, wo Turenne gefallen, jährlich besuchten und noch besuchen, befand sich auch der Kaiserl. österreichische General Prinz von Ligne, ausgezeichnet durch Geist und Gesinnung. Ergriffen von den Gefühlen, die der Moment in ihm erweckte, nahm er ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb darauf einige französische Verse, die wir in einer freien Uebersetzung hier mittheilen.

O Turenne, nimm, wo du gefallen,
Des Kriegers Todesopfer an,
Möcht' ich, wie du, zum Ziel der Ehre wallen,
Möcht' ich, wie du, beschließen meine Bahn!

Obige Nachrichten mit weitern Notizen, dem Denkmahl und Kärtchen sind besonders abgedruckt und mit Turenne's Portrait nebst den Abbildungen der ältern Monumente vermehrt, in deutscher und französischer Sprache zu erhalten, in Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchhandlung und in Straßburg in der Schulbuchhandlung von Friedrich Karl Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.

Preis:	Deutsche Ausgabe	. . 1 fl.	12 kr.
	Französische	. . 2 Fr.	60 Cs.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Fig. I

Fig. III

Fig. II

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Kometen.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXIII.

Unter allen Himmelskörpern, welche mit ihrem funkelnden Lichte so prachtvoll von ihrer erhabenen Himmelsdecke zu uns herableuchten, haben unstreitig die Kometen, theils wegen ihres oft sehr langen prachtvollen Schweifes, womit sie an dem dunkeln Himmelsgewölbe prangen, und theils wegen ihrer seltenen Erscheinung in dieser Pracht, die größte Aufmerksamkeit und Bewunderung von je her auf sich gezogen.

Indessen sind sie nicht nur eine geraume Zeit hindurch angestaunt und bewundert, sondern auch als Vorboten von sehr großen Unglücksfällen, vom Kriege, der Pest, Hungersnoth u. s. w. gefürchtet worden. So ist auch der große Komet von 1769, dessen Schweif mit einem Lichtschmucke von 40 Millionen Meilen an der dunkelblauen Himmelsdecke prangte, für ein Vorbote des darauf erfolgten nassen Jahrs gehalten, und der vom Jahre 1811, dessen Schweif einen Raum von 15 Millionen am Himmelsgewölbe einnahm, ist als die Ursache des damaligen trockenen Sommers angesehen worden.*)

Diese Weltkörper bestehen gewöhnlich aus einem Kerne und einem langen Schweife, welch letzterer sich jederzeit an derjenigen Seite des Kometen befindet, die von der Sonne abgewandt stehet, so daß, wenn der Komet zur Sonne hineilt, ihn sein Lichtstreif begleitet, eilt er aber von ihr hinweg, so gehet derselbe ihm voran, und zwar immer in einer mit der Sonne und seinem eigenen Körper sich befindenden geraden Richtung. Indeß sind auch schon einige ohne einen solchen Schweif, die nur eine Lichthülle oder einen weißen Schimmer um sich gehabt haben, erblickt worden.

Wenn man nun diese Weltkörper durch große Fernröhren betrachtet, so zeigt sich der Kern bei einigen als eine begrenzte Scheibe, wie sich die Planeten dem bewaffneten Auge darbieten. Eine solche begrenzte Scheibengestalt hat der verstorbene Justizrath Dr. Schröter in Lilienthal, der große Ausspäher der Weltenbaue, wodurch sich derselbe so unsterblich gemacht hat, bei dem Kometen im Jahre 1799, welcher für blose Augen unsichtbar war, deutlich wahrgenommen, wodurch er in den Stand gesetzt worden ist, die Größe des Durchmessers dieses Weltkörpers zu messen und ihn zu 373 geographischen Meilen zu bestimmen.

Hieraus folgt, daß die Kometen feste Weltkörper, wie die Planeten seyn müssen.

Zur Zeit, wo die Kometen in ihrer größten Ausdehnung uns sichtbar werden, befindet sich eine dunstartige Atmosphäre um dieselbe, welche sie, besonders in der Sonnennähe, ganz einhüllt, was die Messung und Bestimmung ihrer Größe erschwert, indem sie alsdann keine begrenzte Scheibengestalt, sondern gleichsam eine verwaschene Dunstmasse darstellen. Zuweilen erblickt man auch dunkelgraue

*) Bei der Anführung von Meilen sind jedesmal geographische Meilen, wovon jede 24,000 Fuß enthält, und 15 Meilen auf einen Grad gehen, zu verstehen.

Flecken auf ihren Scheiben, wie sich dergleichen viele auf den Scheiben der Planeten zeigen.

Um diese atmosphärische Dunsthülle liegt eine Lichthülle, welche aus der Anhäufung des feinsten Lichtstoffes besteht, die den Kometen bis zu einer Höhe von mehreren Tausenden von Meilen umgibt. Diese Lichthülle hebt unmittelbar von dem Kerne des Kometen an, wo sie mit der atmosphärischen Hülle vereiniget ist, und wo sie sich am dichtesten zeigt; dennoch aber ist sie so fein, daß man den Kometen, sobald nämlich die Dunsthülle solches zu sehen vergönnt, darin schwebend erblickt. Indessen wird die Dunsthülle, je weiter sie sich von der Oberfläche des Kometen entfernt, desto feiner, und geht allmählig zum Aether über. Mit dieser Dunsthülle ist der Schweif des Kometen verbunden, der in einer abgestumpften, kegel- oder walzenförmigen, nach unten hin sich oft sehr ausbreitenden Gestalt von jener Dunsthülle ab in den Weltraum strahlt, und dessen Licht fast immer etwas matter oder schwächer, als das von der Dunsthülle erscheint.

Indessen finden diese Erscheinungen nicht bei jedem Kometen Statt, indem einige von ihnen noch unausgebildete Weltmassen und daher mehr in einem flüssigen als festen Zustande, oder mehr Dunstmassen zu seyn scheinen, so wie solches unsere Erde und höchstwahrscheinlich alle Weltkörper des großen Schöpfungsgebietes einstens gewesen sind.

Diese Annahme, daß einige Kometen noch flüssige oder noch unausgebildete Weltkörper sind, bestätigte sich durch die Beobachtung, welche Hr. Dr. Olbers über den Kometen im Jahr 1796 am 1. April gemacht hat, wo derselbe einen Stern sechster Größe durch den Kern des Kometen gesehen hat. Eben dieses haben noch mehrere Astronomen beobachtet, und so wird aus diesem Grunde auch angenommen, daß alle Körper zuerst bloß wässrige Dunstmassen — Wasserballen — gewesen seyen, daß diese Dunstmassen sich allmählig verdichtet, zu einem festen Körper geformt haben, und daß auf ähnliche Weise auch unsere Erde entstanden seyn müsse.

So merkwürdig nun die Kometen durch ihren Naturbau sind, ebenso merkwürdig, wo nicht merkwürdiger, sind sie durch ihren Schweif, den sie oft viele Millionen Meilen in die Länge und Breite am Himmelsgewölbe ausbreiten, und wodurch sie sich ein prachtvolles Ansehen verschaffen.

Was die Bestandtheile ihres Schweifes und ihrer Lichthülle anbetrifft, so können beide nicht aus Dünsten zusammengesetzt seyn, oder daraus bestehen, weil alles, was dunst- oder nebelartig ist, kein Licht für sich besitzt, sondern dasselbe von andern leuchtenden Körpern entlehnen muß. So haben z. B. unsere Wolken in der dunkeln Nacht kein Licht, weil sie solches am Tage von dem Sonnenlichte und des Nachts von dem Mondlichte erhalten. Es muß deßhalb in dem Schweife und der Lichthülle des Kometen, da beide nicht dunstartig seyn können, etwas seyn, was ein eigenes Licht besitzt. Und da nun dieser Schein des Kometen mit dem Lichtscheine der Milchstraße die größte Aehnlichkeit hat, so folgt daraus, daß derselbe ebenso wie die Milchstraße eine Anhäufung des feinen Lichtstoffes aus dem großen Schöpfungsraume seyn muß. Dieser Lichtstoff ist in dem ganzen Weltall verbreitet und wir erblicken ihn deutlich, vorzüglich zur Zeit des Herbstes und des Frühjahrs in der Abend- und Morgendämmerung; derselbe wird durch das beständige Leuchten von der Sonne und den Sternen in den Weltraum ausgebreitet, und alsdann von der Sonne so wie von den Firsternen wieder an sich und zusammengezogen, um neuerdings wieder in Lichtglanz umgeschaffen zu werden.

Auch unserer Erde ist die Kraft gegeben, von diesem Lichtstoff an sich zu ziehen; wir bemerken dieß in den mannigfaltigen Erscheinungen in der für unser Auge dunkeln Nacht, wo uns alles Sonnenlicht geraubt ist. Denn wenn in derselben nicht etwas vom Lichtstoffe vorhanden wäre, so müßte es,

erstlich weit dunkler seyn, als es wirklich in derselben ist, und dann wäre es zweitens nicht möglich, daß die nächtlichen Raubthiere ihrem Raube in der dunkelsten Nacht nachgehen und denselben erhaschen könnten, wenn nicht für sie Lichtstrahlen da wären, welche von den Thieren, die sie erhaschen wollen, in ihre Augen fielen.

So gehört auch das Beispiel von einem Menschen hierher, der einen Schlag ins Auge erhielt, und dadurch unfähig gemacht wurde, am Tage irgend etwas mit demselben zu sehen, dafür aber in der dunkelsten Nacht, ohne alles Licht, die kleinste Schrift las.

Je größer nun ein Weltkörper ist und je weiter er von der Sonne und ihrem Bereiche der Anziehungskraft absteht, um so mehr zieht er auch von dem im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoff an sich, daher werden dem blosen Auge auch nur die größten Kometen und jene sichtbar, die weit entfernt von den Grenzen des Sonnengebietes umher wandern.

Nicht alle Kometen vollenden ihren Lauf in länglichen Bahnen oder Elipsen, wie die andern Himmelskörper; viele unter ihnen werden durch die Anziehungskraft der andern Weltkörper in ihrem Laufe gehemmt und kommen so bald diesem, bald jenem Weltkörper näher. Aus diesem Grunde konnte man auch nicht zuverläßig, besonders in frühern Zeiten, wo die astronomischen Instrumente noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht waren, wie sie heut zu Tage sind, die Wiedererscheinung der Kometen berechnen, und unter den 127 Kometen, die seit dem Jahre 420 nach Christi Geburt in ihrem Laufe beobachtet und berechnet wurden, ist diese Berechnung bis jetzt erst bei einem einzigen zugetroffen.

Nach den neuesten Berechnungen nimmt man jetzt 125 Kometen an, auf deren Wiedererscheinung mit Gewißheit zu zählen ist und die ihre Bahnen in Elipsen beginnen. Von diesen wandern in dem Raume zwischen der Sonne und dem Merkur 25 — in dem Raume zwischen dem Merkur und der Venus 48 — in dem Raume zwischen der Venus und der Erde 27 — in dem Raume zwischen der Erde und Mars 20 — und jenseit Mars sind schon 5 gesehen und berechnet worden.

Ausser diesen sind aber noch über 400 Kometen vorhanden, die nicht berechnet sind, und zählt man nun noch diejenigen hinzu, welche am Tage oder in Nächten, wo der Himmel mit Wolken umhüllet war, oder am Südpole erschienen sind, wie auch diejenigen, welche ihrer Kleinheit oder weiten Entfernung wegen, sich nicht den Blicken der Sterblichen haben zeigen können, so muß man hieraus auf eine sehr große Anzahl dieser Weltkörper schließen; daher setzt Lambert die Anzahl aller Kometen auf eine Million; nach der Berechnung des Hrn. Staatsraths und Ritter Schubert gehören über 20 Millionen solcher Weltkörper zu unserm Sonnenreich; und nach des Hrn. Professor Wurms Voraussetzung sollen an 64tausend Millionen solcher Weltkörper, nach allen nur möglichen Richtungen, das Sonnengebiet durchwandern. Wie groß muß daher das Heer dieser Weltkörper — der Kometen seyn! —

Was die Gestalt des Kometen vom Jahr 1811, die auf der beifolgenden Tafel Fig. 1 u. 2. abgebildet ist, anbetrifft, so ist diese ganz einzig in ihrer Art unter den Kometen gewesen, welches zwar nicht der lange Schweif bewirkt hat, sondern die Bildung desselben.

Auf der Abbildung sieht man an dem einen Ende, in der Mitte dieses Kometen, da wo der Schweif oder die Lichthülle zusammenhängt, einen hellen Körper; dieß ist der Lichtkern des Kometen, den man jedoch durch die besten Fernröhren niemals rein, wie eine Planetenscheibe, sondern immer wie eine verwaschene Dunstmasse gesehen hat. Zunächst um diesen Kern bemerkte man einen dunkeln Raum, den eine Lichthülle, wie ein Schleier umhüllte, die sich aber, weiter vom Kern entfernt, nicht mehr vereinigte, sondern sich immer mehr von einander in

zwei Schweife ausbreitete und zur Seite hinaus beugte, und sich zuletzt in dem feinen Aether verlor. Ganz anders war aber die Gestalt des Schweifes in der Mitte des Oktobers, wo zwar beide Schweife noch von einander entfernt standen, aber sich nach einerlei Seiten hin krümmten. Nach und nach veränderte sich auch diese Gestalt, und der Schweif erschien im November fast wie zusammengegangen, wo also aus zwei Zweigen wieder einer geworden war.

Nicht minder merkwürdig ist dieser Komet durch seine bedeutende Größe geworden, indem er nicht allein alle übrigen Himmelskörper seiner Art, sondern sogar den größten Theil der Planeten unseres Sonnengebäudes übertraf. Denn seine Kernlichtkugel, welche unter dem Lichtschleier verhüllt lag, und durch das dunkle Himmelsgewölbe davon getrennt wurde, hat nach mehreren, sorgfältigen, immer gleichförmig zugetroffenen Messungen 10,900 geographische Meilen im Durchmesser gehabt, und der darin hellschimmernde Kern, welcher der wahre Weltkörper zu seyn schien, den aber seine Dunsthülle nur immer zu mangelhaft und sparsam hervorblicken ließ, hat nach mühsamen Messungen 1,697 geogr. Meilen im Durchmesser gehabt, und war demnach — 49 mal größer, als unser Mond.

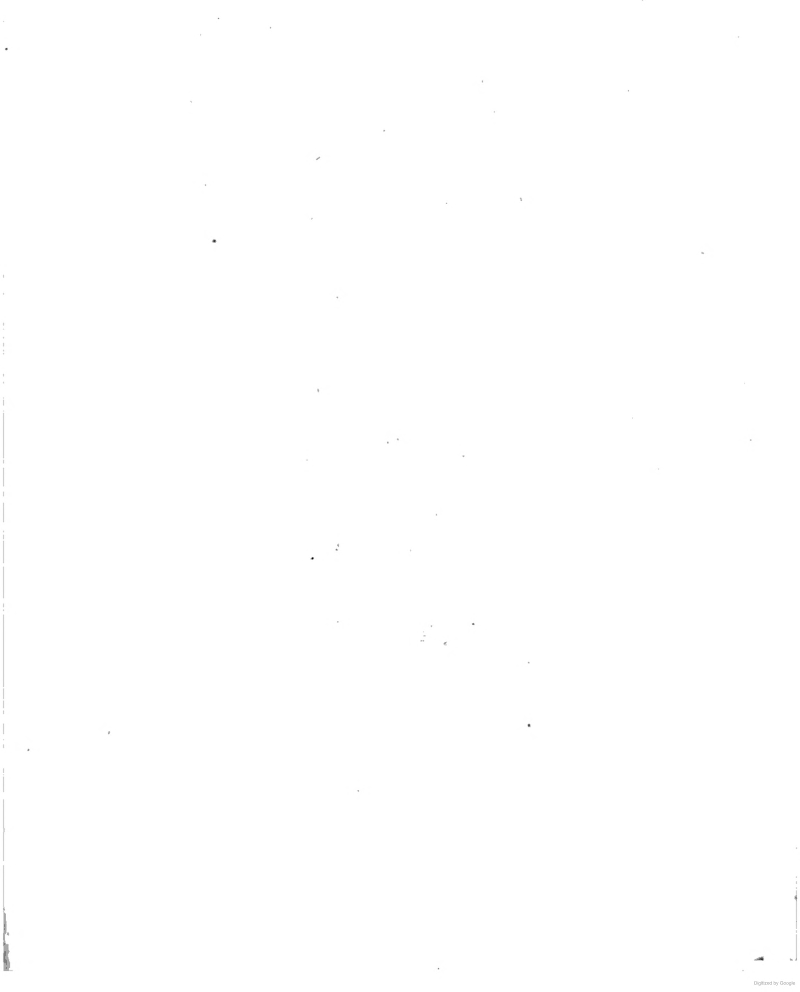
Besonders erregte auch bei diesem Kometen das schnelle Verkürzen und Verlängern seines Lichtschweifes Staunen und Bewunderung, denn dieses geschah mit einer solchen Geschwindigkeit, die diejenige des Lichtstrahls, der in einer Sekunde 41tausend Meilen macht, noch übertraf, indem jener in dieser Zeit einen Raum von einer Million Meilen zurücklegte und eben so schnell wieder zurückschoß. Was ist gegen diese Geschwindigkeit die des Schalles, der in einer Sekunde nur etwas über eine halbe Meile, und die der Erde, welche in ihrer Umdrehung in dieser Zeit nur 4 Meilen zurücklegt? Und wo ist eine Geschwindigkeit, welche dieser gleich zu setzen wäre? —

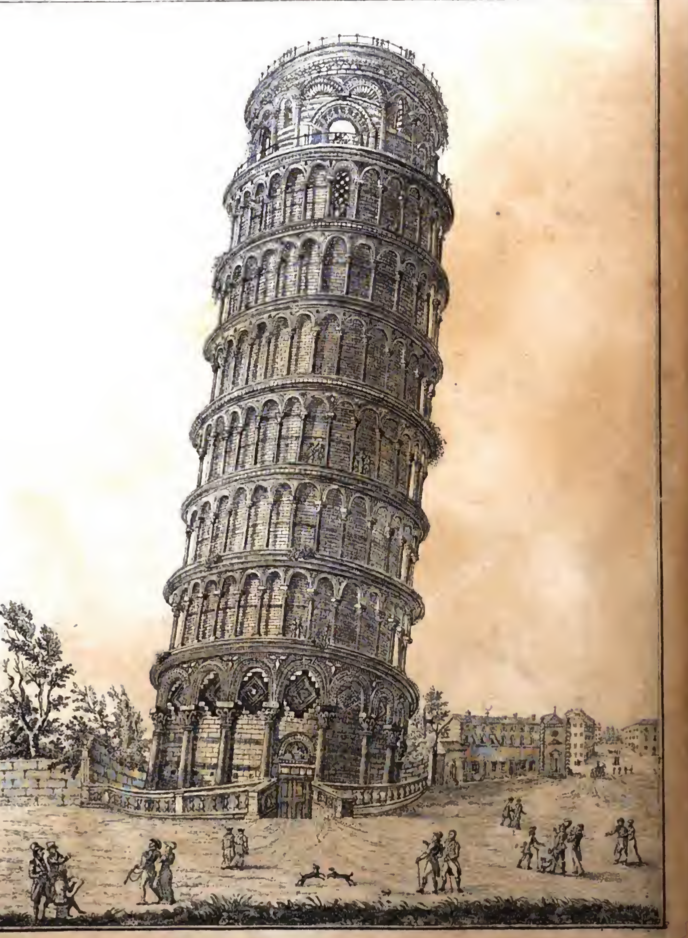
Was den Lauf des Kometen vom Jahre 1819 anbelangt, dessen Gestalt auf unsrer Tafel mit Fig. 3. bezeichnet ist, und der sich unsern Blicken nur eine kurze Zeit gezeigt hat, so ist derselbe deßwegen merkwürdig, weil dieser Komet den Raum zwischen der Sonne und unserer Erde in gerader Linie durchwandert und, den 26. Junius des Morgens von 5 bis 9 Uhr, von der Erde einen Abstand von 14 Millionen und von der Sonne von 7 Millionen Meilen gehabt hat. Sein Schweif mußte bedeutend kürzer, als der des Kometen von 1811 gewesen seyn, denn sonst würden wir, da derselbe stets unserer Erde zugekehrt stand, bei seinem Durchgange zwischen uns und der Sonne, in seinen Lichtschleier gekommen seyn und dabei doch wohl eine besondere Naturerscheinung erfahren haben.

Sollte unsere Erde einmal einer Zerstörung unterworfen seyn, so ists nicht unmöglich, daß diese von einem Kometen bewirkt werden kann; denn man hat berechnet, daß dieselbe einstens mit dem Biela'schen Kometen, der stets regelmäßig in 6¾ Jahren die Sonne umwandert, zusammenstoßen wird.

Dieser Komet, der als feste Masse, aus zusammengeballtem Weltenstoffe besteht und einen Durchmesser von 20 Meilen hat, geht im Jahr 1832, den 29. October, vor Mitternacht, nur in einer Weile von 4tausend Meilen vor der Erdbahn, und mit seinem Schweife innerhalb derselben, vorbei, und würde derselbe erst am 30. Nov. früh Morgens um 10 Uhr, in dieser Bahn erscheinen, um welche Zeit unsere Erde daselbst ankommt, so möchte dieser Standpunct für die Bewohner der Erde nicht so ganz beruhigend seyn; so aber erfolgt dieses Zusammentreffen am 30. November erst nach 3 Millionen 600 tausend Jahren, und da dieser Komet viel kleiner als unsere Erde ist, so vermag er alsdann auch nur einen kleinen Fleck auf derselben zu bedecken.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der hängende Thurm zu Pisa.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXIV.

In dem ehemals so reichen und bevölkerten Pisa, das in Italien, in einer herrlichen Ebene, am Ufer des Arno, 2 Stunden vom Meere entfernt liegt, ist der Domplatz wegen seiner ausserordentlichen Größe und der vielen auf ihm erbauten, prachtvollen Gebäude, das Sehenswürdigste. Man trifft auf diesem Platze zu jeder Tageszeit eine große Menge Fremde von allen Nationen an, die nach Pisa kommen, um da das Großartige und Herrliche eines solchen Anblicks zu genießen und den daselbst erbauten, merkwürdig hängenden Thurm zu bewundern.

Dieser Thurm wurde im Jahre 1174 von einem Tiroler, dem Guglielmo d'Insbruck und Bonanno aus Pisa angefangen und in der Mitte des 14 Jahrhunderts von Tommaso Pisano vollendet. Er ist ganz aus Marmor zusammengesetzt, walzenförmig gebaut und umschließt noch einen andern Thurm von derselben Gestalt, so, daß zwischen beiden, in einem Zwischenraum von ungefähr 3 Fuß, eine sehr bequeme und helle Treppe von 193 Stufen angebracht ist. Aussen um den Thurm herum führen 9 Fuß breite Gänge, in sieben übereinander angebrachten Reihen von Säulen, welche Säulen aus dem schönsten farbigen Marmor bestehen, der größtentheils aus alten zerstörten griechischen Tempeln und Gebäuden herbeigeschafft wurde. Die Anzahl dieser Säulen beläuft sich auf 208. Der innere Raum des Thurms beträgt 22 Fuß, seine Höhe 190 Fuß und die Dicke seiner Mauern 2 Fuß.

Ist man oben auf dem Thurme, so genießt man eine herrliche Aussicht; blickt man aber von dieser Höhe gerade hinunter zum Boden, so empfindet man augenblicks ein unerträgliches Gefühl und wird vom Schwindel ergriffen, indem der Thurm oben 15 Fuß über seine untere Grundfläche hinaushängt. Der Schwerpunkt dieses Thurmes befindet sich aber noch 10 Fuß innerhalb seiner Grundfläche, und so kann man sichs erklären, warum derselbe stehen bleibt, während er das Ansehn hat zu fallen

Man hat sich schon oft und viel darüber gestritten, woher es wohl gekommen seyn möge, daß dieser Thurm eine so auffallend schiefe Stellung erhalten habe. Das Wahrscheinlichste ist: daß sich während der Erbauung des Thurmes die Fundamente auf der einen Seite mehr, als auf der andern senkten, und daß der Baumeister, um die senkrechte Lage wieder zu gewinnen, genöthiget war, dem Gebäude diese schiefe Richtung zu geben. Diese Ansicht bestätigen auch die Löcher, die von den Gerüsten in der Mauer gelassen wurden, denn bis zum zweiten Säulengang, von unten herauf, sind sie durch das Einsinken des Fundaments so in eine schiefe Lage gerathen, daß es nicht wohl möglich gewesen wäre, auf solch einem abhängenden Gerüste die Arbeit zu vollenden; man mußte das Einsinken des Fundaments schon beim zweiten Säulengange bemerkt haben, daher sind hier auch auf der hängenden Seite die Säulen höher gemacht, als jene auf der entgegengesetzten

Ausser diesem steht ganz Pisa auf einem nachgebenden Sandboden, verbunden mit morastigem Grunde, wo man selten einen Thurm oder sonst ein anderes schweres Gebäude antrifft, das nicht

mehr oder weniger aus seinem Fundamente gewichen wäre, und so möchte jetzt der **hängende Thurm**, der bereits über 600 Jahre allen Stürmen und selbst mehreren Erdbeben widerstanden hat, auch bei seiner anfänglich zufälligen Neigung, nur als ein um so größeres architektonisches Kunstwerk zu betrachten seyn. —

Goldener.

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weibe und seinen sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, so giengen die Kinder hinaus, und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen, oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Aeltern nur: Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der Jüngste, so war er doch der Stärkste von allen und der Größte.

So oft die Kinder hinausgiengen, so gieng Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keins gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abendtheuer zu stoßen, gieng aber Goldener voran, so folgten sie freudig eines hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stund.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater, mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen! — sprach der Aelteste — es scheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ sprach der Zweite; da kam es licht zwischen den dunkeln Tannen hervor und eine Frauengestalt, wie der Mond, sezte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldne Ros',
Die Königskron' im Meeresschooß.“

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden, und sie erlosch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herum rankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zulezt hinaus auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht ums Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fieng die Vögel, die aus dem Walde flogen und trug sie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Bursche ist mir gerade vonnöthen“ dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stund, und in den weiten blauen Himmel hineinsah, und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne, und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen — sprach der Vogelsteller, laut lachend, — deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!“

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was du gelernt hast,“ sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. — Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge, fieng er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit diesem weißen Finken! schrie der Vogelsteller, — du hast es mit dem Bösen zu thun!" — und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen, er gieng getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald immer heller und heller, und da kam er endlich hinaus in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht sobald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

„Ha! rief der Gärtner, — solch einen Burschen hab ich gerade vonnöthen und schloß das Thor des Gartens! Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal, da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald! — sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, — hol mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!" — Goldener gieng und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

„Packe dich mit diesen goldenen Rosen! — schrie der Gärtner — du hast es mit dem Bösen zu thun!" — und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er gieng getrost wieder in den Wald zurück, und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne spiegelte sich eben in der kristallenen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln!

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein solcher Bursch' ist uns gerade vonnöthen!" sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!" sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde.

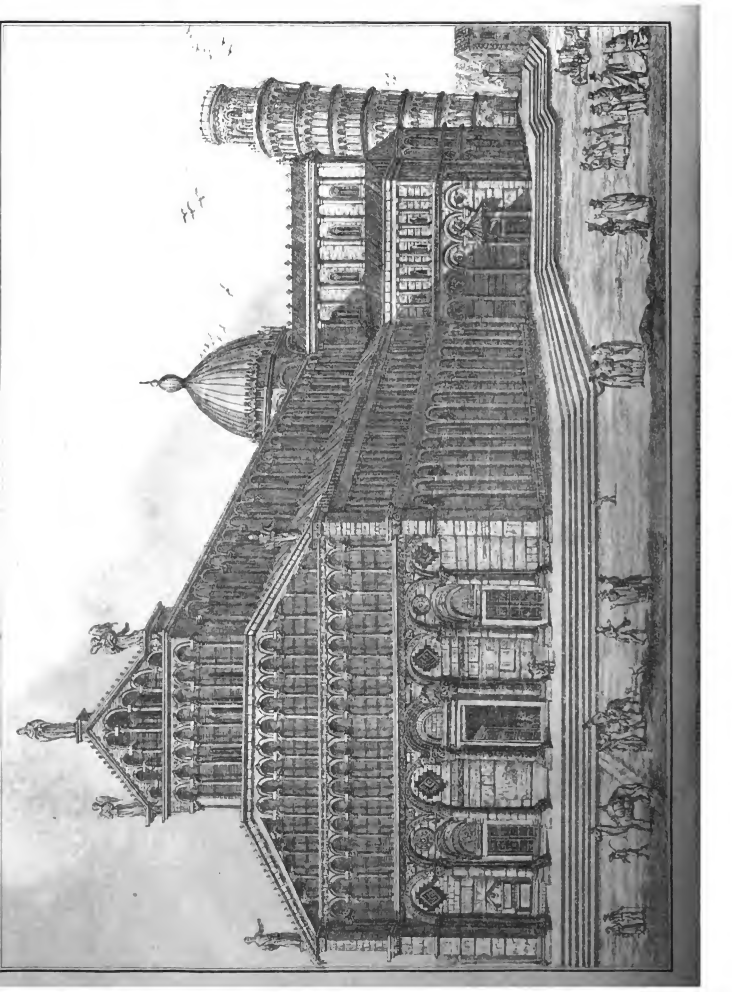
„Triumph! — rief der alte Fischer und fiel Goldenern zu Füßen — ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben."

„Heil unserm König!" riefen die Fischer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit lauter Nachen besetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Die Fahne des Propheten im türkischen Heere.

Die Fahne des Propheten (Sandschaki-Sherif) ward nach dem türkischen Volksglauben bereits vom Propheten Muhamed und den ersten Kalifen geführt, von denen sie an die Dynastie der Ommajaden zu Damaskus (661 — 750), dann im Jahre 750 an die Abassiden zu Bagdad und Kairo übergieng. Als Selim I. Aegypten im Jahre 1517 eroberte und das Kalifat umstürzte, kam diese Fahne an das osmannische Haus, und gilt seitdem als Palladium des Reichs. Anfangs befand sich das heilige Panier in der Obhut des Pascha von Damaskus, welcher damit als Aufseher der jährlichen Pilger-Karavanen nach Mekka zog. Unter Murad III. jedoch wurde sie 1595 auf Veranlassung des Großwessiers Sinan-Pascha nach Europa gebracht und zwar zunächst zu dem türkischen Heere in Ungarn, um als ein Talisman den Muth der Truppen zu beleben und die gesunkene Kriegszucht wieder herzustellen. Muhamed III. (1595 — 1603) gab der heiligen Fahne eine Wache von 300 Emirs, unter Anführung ihres Oberhauptes, des Nakibol-Eschraf; in neuerer Zeit sind aus den Pförtnern des Serails 40 Fähnriche bestellt, sie wechselsweise zu tragen, und alle Kriegslohnsleute, so wie die vier unter dem Namen der vier Rotten (Buluki Erbaa) bekannten Reiterabtheilungen, sind mit der besondern Bewachung und Vertheidigung dieser Fahne beauftragt. Es hat dieser Sandschaki Sherif (Sandschaki heißt eine jede Standarte von grüner Seide, wie sie namentlich die Wessiere, welche Gouverneurs von Provinzen sind, führen) 40 Ueberzüge von Taffet und ein Futteral von grünem Tuche, worin zugleich ein kleiner Koran von des Kalifen Omar Hand, und die silbernen Schlüssel der Kaaba, welche Selim I. vom Sherif zu Mekka erhielt, verwahrt werden. Die Fahne oder Standarte selbst ist 12 Fuß lang. In dem goldnen Knopfe auf derselben befindet sich ein anderes Exemplar des Koran, vom Kalifen Osman, Muhameds drittem Nachfolger, geschrieben. In Friedenszeiten wird sie im Saal des edeln Kleides, d. h. des Kleides des Propheten, aufbewahrt; hier liegen auch die übrigen Reichskleinodien, das Kleid des Propheten, die geheiligten Zähne, der heilige Bart, die geheiligte Fußtapfe, der Säbel und Bogen des Propheten und mehrere Schwerter der ersten Kalifen. Im Kriege wird für die Fahne ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, wo sie an einem Träger von schwarzem Ebenholze mit silbernen Ringen befestigt wird: ein Gebrauch, der an das tragbare Tempelchen erinnert, worin der römische Legionsadler nach Dio Cassius aufbewahrt wurde. Am Ende jedes Feldzuges wird dann die Fahne mit vieler Feierlichkeit wieder in einen kostbar geschmückten Kasten gelegt. — Bis auf die neueste Zeit ist nun dieser Sandschaki Sherif eine Art von Talisman gewesen, um die Truppen und die freiwilligen Streiter des Islams zu sammeln und zum Kampfe gegen die Christen zu begeistern. Nur im Jahre 1648 gebrauchte bei Muhameds IV. Thronbesteigung der Großwessier die Aufpflanzung der heiligen Fahne, um die Janitscharen für den genannten Kaiser zu gewinnen, desgleichen ließ der jetzige Sultan Mahmud im Jahre 1826, bei dem Aufruhr und der Auflösung des Janitscharenkorps, diese Fahne aufpflanzen. Sonst wird dies Panier blos in Kriegszeiten aufgesteckt, und es ist dann ein Zeichen der Noth, in welcher sich der Staat befindet, und wodurch er anzeigt, daß es jetzt gelte, alle seine Kräfte aufzubieten. Uebrigens ist den Christen nicht einmal der Anblick dieses heiligen Paniers vergönnt. In des kaiserl. östreichischen Hofrathes Joseph von Hammer lehrreicher Schrift, über die Staatsverfassung des osmannischen Reiches, liest man, daß der östreichische Internuncius Broqnard mit seiner Familie und andern Nicht-Muhamedanern am 27. März 1769, nachdem Achmed III. den Krieg an Rußland erklärt, bei einem Mollah ein Zimmer gemiethet hatte, um der Feierlichkeit im Verborgenen zuzusehen. Als er aber ein wohlfeileres fand, gab er das erste Quartier auf, und dafür rächte sich der Mollah durch Verrath. Die Emirs und Janitscharen brachen wüthend ein, mißhandelten die Gemahlin und Töchter des Internuncius und ermordeten noch viele unschuldige Christen in den Straßen. Der Divan suchte darauf durch kostbare Geschenke den Frevel wieder gut zu machen, und der östreichische Hof berief seinen Internuncius zurück.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



No. 35. Zweiter Jahrgang 1829. (137)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Hauptdom zu Pisa.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXV.

Dieser prachtvolle **Hauptdom**, an dessen Seite der in unserer vorhergehenden Nummer beschriebene hängende Thurm steht, wurde im Jahre 1063 von dem Griechen **Buschetto** zu bauen angefangen, aber erst im Jahre 1118 vollendet, wo Papst **Gelasius** ihn der heiligen Madonna weihte. Er hat die Gestalt eines lateinischen Kreuzes und soll in Italien der erste christliche, mit einer **Kuppel** versehene Tempel gewesen seyn. Die um dieses große Gebäude herumführenden, stufenartigen Erhöhungen sind aus Marmor gefertiget, und 74 Säulen, von Porphyr oder antik-grünem Marmor, tragen das Schiff der Kirche in seinen 5 Abtheilungen.

Italiens erste Meister haben gewetteifert, diesen Hauptdom zu schmücken, und obgleich Manches in demselben im Jahre 1596 durch einen großen Brand zerstört wurde, so ist doch noch viel zur Bewunderung übrig geblieben.

Man erblickt in diesem Gebäude 12 prachtvolle Altäre, von denen der Hauptaltar nach einer Zeichnung des **Michael Angelo** gefertiget ist, sodann eine aus Marmor bestehende, mit alten Bildhauerarbeiten und Bronzeverzierungen bekleidete Kanzel und viele herrliche Gemälde. Das Gewölbe dieser Kirche ist vergoldet und sämmtliche Thüren, die in das Innere derselben führen, sind aus Bronze gearbeitet und erregen, so wie die kunstvolle Bildhauerei an der äussern erhabenen Fassade dieses Gebäudes, allgemeine Bewunderung.

Woodson,

oder der vergebliche Kampf nach der Tugend.

Sir Robert Mackintosch kehrte mit seiner Familie aus Ostindien mit großen Reichthümern zurück, die er sauer in jenem Lande erworben hatte, und nun dieselben in seinem Vaterlande mit Ruhe genießen wollte. Liebe zu der Provinz, in welcher er geboren war, trieb ihn, sich allda niederzulassen, und er kaufte sich in Yorkschire ein schönes Landgut, welches er sogleich bezog.

Sir Roberts Familie bestand nebst seiner Gattin aus zwei Söhnen, von welchen der älteste 13, der jüngste 11 Jahre zählte, und deren Erziehung, die in Ostindien in Manchem aus Mangel der Lehrer vernachläßigt war, ihm nun am meisten am Herzen lag. Er hätte beide in ein Erziehungsinstitut, deren es viele sehr gute in England giebt, geben können, allein die zärtliche und ohnehin kränkliche Mutter wollte sich nicht von ihren Söhnen, auch nur auf eine kurze Zeit, trennen, und der Vater willfahrte dem Willen seiner Gattin, um die wenigen Tage, die sie noch zu leben hatte, keineswegs zu verbittern.

Sein erstes Geschäft war also, sich um einen Führer seiner Söhne zu bemühen; allein Sir Robert forderte viel von einem solchen, er wollte nämlich alle andere Lehrer dabei sparen, nicht aus Geiz, denn der Gehalt, den er jenem bestimmte, war ansehnlich, er versprach 150 Pf. St. jährlich nebst allem frei, und dann wenn die Erziehung seiner Söhne vollendet seye, des Jahres 100 Pf. St. Pension, so lange der gewesene Erzieher leben sollte. Viele bewarben sich um diese einträgliche Stelle,

allein Sir Robert, selbst ein Mann von Kenntnissen, prüfte und fand unter allen nicht den er suchte.

Ohnweit des Landgutes von Sir Robert lag eine kleine Landstadt, durch welche die Straße nach dem nördlichen England führte, hier kam eines Tags ein junger Mann zwischen 20 und 30 Jahren mit der Post am ersten Gasthofe an, foderte ein Zimmer und zahlte dieses für einen vollen Monat voraus; sein Gepäck bestand nur in einem kleinen rothen Mantelsacke, übrigens war der Mensch gut gekleidet, trug besonders ein Solitär in einem Ringe von nicht geringem Werthe, zeigte in allem nebst einer wohlgebildeten Figur einen guten Anstand und Kenntnisse von nicht gemeiner Art; lebte übrigens höchst eingezogen, und beschäftigte sich auf seinem Zimmer mit Lesen und Schreiben.

Sir Robert, der oft in das ihm nahe gelegene Landstädtchen kam, und sein Absteigquartier in eben diesem Gasthofe hatte, machte zufälliger Weise die Bekanntschaft dieses Mannes, der sich Woodson nannte, und bewunderte dessen Kenntnisse und gesunde Beurtheilungskraft in allem, welches den Mann von vieler Erfahrung darthat, und das mit seiner Jugend sehr contrastirte. Sir Robert bat ihn zu sich zum Besuche nach seinem Gute, er kam, blieb einige Tage, und hier erst lernte ihn Mackintosch völlig als einen fast in allem höchst kenntnißvollen Mann kennen. Unter andern äusserte Sir Robert gegen seinen Gast, daß er in Verlegenheit seye, einen Lehrer und Führer zu seinen Söhnen zu finden. — So nehmen Sie mich; sagte Woodson, Mackintosch schlug ohne weiteres Besinnen ein; und sagte ihm die Bedingnisse. Woodson war damit zufrieden, erklärte, daß er seine neue Stelle sogleich übernehmen wollte; nur müßte er sich von Sir Robert ausbitten, daß derselbe ihn nie um die Verhältnisse seiner Familie, noch um sein vorheriges Leben befragen sollte. So auffallend dies einem jeden andern vielleicht gewesen seyn möchte, so versprach doch Mackintosch seinen Willen zu erfüllen.

Man schickte nach dem Gasthofe, nach Woodsons kleinem Gepäcke, und er ward sogleich ein Einwohner von Mackintoschhall. Bald wußte sich Woodson die Liebe und Achtung seiner Zöglinge bestens zu erwerben, mit unermüdetem Fleiße faßten sie seine Lehren, und bald sah der Vater, daß er seine Söhne keinem bessern Führer anvertraut haben könnte. Auch Woodson war mit seiner Stelle zufrieden, doch konnte er einen gewissen Trübsinn nicht verbergen, der allen auffiel, und aus welchem man ihn vergebens zu reißen suchte. So war ein Jahr verflossen, und Sir Roberts Söhne hatten bereits in allem nöthigen so viel Kenntnisse erlangt, als sie schwerlich bei einem halben Dutzend anderer Lehrer erhalten haben würden. Sir Robert war darüber väterlich erfreut, und legte noch ein ansehnliches Geschenk zu dem Jahresgehalt für Woodson. Allein dieser verweigerte sich beides anzunehmen, und auf das größte Zudringen der Eltern, bat er Sir Robert, das Geld für ihn einsweilen aufzuheben, vielleicht könnten einst Zeiten kommen, daß er es benöthigt seye, dermalen seye er noch hinlänglich versehen.

Sir Robert erfüllte seinen Willen, und bedauerte nur, daß er sehen mußte, wie der Trübsinn sich bei Woodson täglich mehrte. Oft bat er ihn daher freundschaftlichst ihm sich zu entdecken, allein dieser erinnerte an die gemachte und zugestandene Bedingnisse, und wich jeder nähern Erklärung sorgfältig aus. So vergiengen noch drei Jahre und täglich erlangte er mehr das Wohlwollen der Eltern und die Liebe und Achtung seiner Zöglinge, die ungemeine Fortschritte in der besten Erziehung gemacht hatten.

Eines Tages war Woodson mit seinen Zöglingen zu einem Besuche in die Nachbarschaft geritten, als ein Kourier in glänzender Uniform zu Mackintoschhall anlangte, und sich sogleich erkundigte, ob Herr Woodson zu Hause seye; da man es verneinte, aber versicherte, er würde bald kommen, so beschloß der Kourier zu warten, und wurde auf Sir Roberts Befehl einsweilen mit Wein und andern Erfrischungen bedient. Endlich kam Woodson zurück, und schien äußerst zu erschrecken, als er den Menschen erblickte, der ihm mit der größten Ehrerbietung ein Schreiben übergab. Woodson las solches, sagte: es ist gut — und der Kourier eilte ab. Den andern Morgen war Woodson zum Schrecken aller verschwunden, sein Mantelsack nebst einem Schreiben an Sir Robert lag auf dem Tische. Er erbrach solches, und las wie folgt:

„Sie werden mein Verschwinden entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß nur der größte Zwang

bei mir verursacht, ein Haus zu verlassen, wo ich gern die ganze Zeit meines Lebens zugebracht hätte. Allein es war ohnmöglich. Bedauern Sie einen Unglücklichen, der mit aller Macht vergebens kämpfte Ruhe zu finden. Mehr kann, mehr darf ich Ihnen dermalen nicht sagen, doch vielleicht einstens. Kehre ich binnen neun Monaten zurück, so werde ich dann mich nie mehr von Ihnen trennen, und nach vollbrachter Erziehung Ihrer Söhne, die Stelle annehmen, die Sie mir zu versprechen längstens so gütig waren. Kehre ich aber binnen dieser bestimmten Zeit nicht zu Ihnen zurück — so sollen Sie alsdann erfahren, wen Sie durch vier Jahre unter ihrem gastfreundschaftlichen Dache aufnahmen.

In meinem Mantelsacke, den ich zurück lasse, finden Sie ein Andenken für meine zween Zöglinge von mir, das übrige bitte ich, an Arme zu verschenken, so wie ich sie bestens ersuche, meinen vierjährigen Gehalt, den Sie mir aufzuheben so gütig waren, unter die Hausarmen des Kirchspiels zu vertheilen — ich bedarf dessen nicht. Daß Sie meine Bitte erfüllen, bin ich gewiß, eben so als wie ich versichert bin, daß ich nie aufhören werde zu seyn Ihr

L. Woodson.

Erstaunt, was hier Sir Robert gelesen hatte, eröffnete er den Mantelsack und fand, ausser den sämmtlichen Kleidungsstücken und Wäsche, ein Manuscript von Woodsons Hand, mit der Ueberschrift: an meine theuern Zöglinge, welches die besten Lehren enthielt, wie die beiden Jünglinge in Zukunft sich zu betragen hätten. Hierbei lagen zwei schöne moderne goldne Uhren, beide mit dem wohlgetroffenen Bildnisse Woodsons versehen; mit Brillanten garnirt. Dies alles setzte Sir Robert noch mehr in Erstaunen, konnte aber den Schmerz nicht mildern, den seine beiden Söhne um den Verlust ihres geliebten Lehrers empfanden. Die gesetzte Zeit verstrich, ohne daß die geringste Nachricht von Woodson einlief. Es war daher nöthig für Sir Robert, sich um einen andern Führer für seine Söhne umzuthun, als plötzlich seine Gattin an einer Entkräftung starb. Nun beschloß Robert, seine Söhne noch auf zwei Jahre in ein öffentliches Erziehungsinstitut zu thun, weil er sicher glaubte, keinen Woodson mehr als Lehrer seiner Kinder wieder zu finden. Er brachte sie daher beide nach Domaster, wo sich ein solches Institut befand, das in einem sehr guten Rufe stand. Auch diese zwei Jahre verflossen, die Jünglinge kehrten zu dem väterlichen Hause zurück, und Sir Robert benutzte den eben damals zu Amiens mit Frankreich geschlossenen Frieden, seine Söhne unter Aufsicht eines rechtschaffenen Mannes nach Frankreich und Italien auf Reisen zu senden. Er fand einen solchen, und beide Jünglinge reisten in seiner Gesellschaft mit Geld und Wechsel reichlich versehen nach Frankreich ab. Nach einem drei Monat langen Aufenthalt in Paris, nahmen sie ihren Weg nach dem mittäglichen Frankreich, Willens hernach von Toulon aus zu Wasser nach Livorno zu gehen, als sie eines Abends plötzlich in einem Walde von einer Anzahl Räuber angefallen wurden, die sich sogleich alles Gepäckes bemeisterten, und nun nach Uhren und Börsen fragten. Widerstand zu leisten war nicht möglich, man reichte also das Verlangte hin. Einer der Räuber ergriff die Uhren der beiden Jünglinge, warf einen flüchtigen Blick darauf, rief seinen Mitkameraden, zeigte ihnen die Uhren, und trat dem Wagen näher. Meine Herren! sagte er, von wem haben Sie diese Uhren erhalten? Und kennen Sie den Mann, dessen Portrait dieses ist? Diese Uhren erhielten wir, war die Antwort, von dem Lehrer unserer Jugend zum Angedenken; und das Bild ist sein eignes; wüßten Sie, wie theuer uns dieses Andenken seye, sie würden uns nicht dessen berauben. — Nein, das wird auch nicht geschehen, sagte der Räuber, hier sind beide zurück, hier ihre Börsen, und, indem er sich zu seinen Kameraden kehrte sagte er: sogleich packt alles Eigenthum dieser Herren wieder auf. — Ohne Widerrede geschah solches. — Haben Sie alles zurück? fragte der Räuber; und als man dieses bejahete, so sagte er: jetzt lassen Sie den Wagen mit ihrer Bedienung nach dem Nachtquartier abgehen, und folgen Sie mir beide mit Ihrem Führer; es wird Ihnen nicht das Geringste zu leide geschehen, im Gegentheil soll die beste Bewirthung unsere Sorge seyn. Sie werden einen alten Freund sehen, dem Sie willkommen seyn werden. — Wer konnte dieses anders als Woodson ihr ehemaliger Lehrer seyn. Ohne Furcht folgten die Jünglinge nebst ihrem Hofmeister ihrem Leiter, der sie eine Meile weit durch das dickeste Gebüsch des Waldes führte, und endlich an einem Gemäuer, die Ruinen einer alten Ritterburg, still stand; hier gab er durch einen Pistolenschuß ein Zeichen, eine versteckte Thüre öffnete sich, und sie traten in einen unterirdischen Gang, der mit vielen Lampen beleuchtet war. Ist der Hauptmann hier? frug ihr Wegweiser den, der das Thor geöffnet hatte. Ja! in seinem Zimmer, war die Antwort. Er öffnete die Thüre eines Gemaches, welches mit vielen Kerzen erleuchtet und mit kostbaren Meubels versehen war. Auf einem seidnen Ruhebette lag ein Mann, der bei dem Eintreten der Fremden kaum dieselbe erblickt, aufsprang und

in ihre Arme eilte; es war Woodson, der geliebte Lehrer ihrer Jugend.

Die Jünglinge vergaßen den Räuberhauptmann, sahen nur den geliebten Führer, den besten Freund ihrer Jugend und erwiederten herzlich seine Umarmungen.

Man hatte viel zu fragen, viel zu beantworten. Woodson bewirthete seine Gäste bestens, und theilte schriftlich Ihnen seinen Lebenslauf mit folgenden Worten mit: Schon lange liegt dieses bereit für Ihren würdigen Vater, lesen Sie es und theilen Sie es dann dem Manne mit, der mich so gastfreundschaftlich in sein Haus aufnahm, und bedauern Sie einen armen Unglücklichen, der vergebens rang, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren, den er verlies. Schwer ist es, mir war troz allem Kampfe es ohnmöglich, die Bahn der Tugend wieder zu betreten, die man einmal verlor. Thränen entströmten Woodson bei dieser Aeusserung. Er nahm Abschied, befahl einigen seiner Leute seine Gäste nach dem Dorfe zu begleiten, wo ihr Wagen wartete. Gerührt schieden sie von ihm, ohne ein Wort zu sprechen, erreichten sie ihre Leute, und setzten ihre Reise fort. — Hier folgt mit wenigen Worten, die Geschichte Woodsons, die ich aus seinem Schreiben an Sir Robert ausziehe.

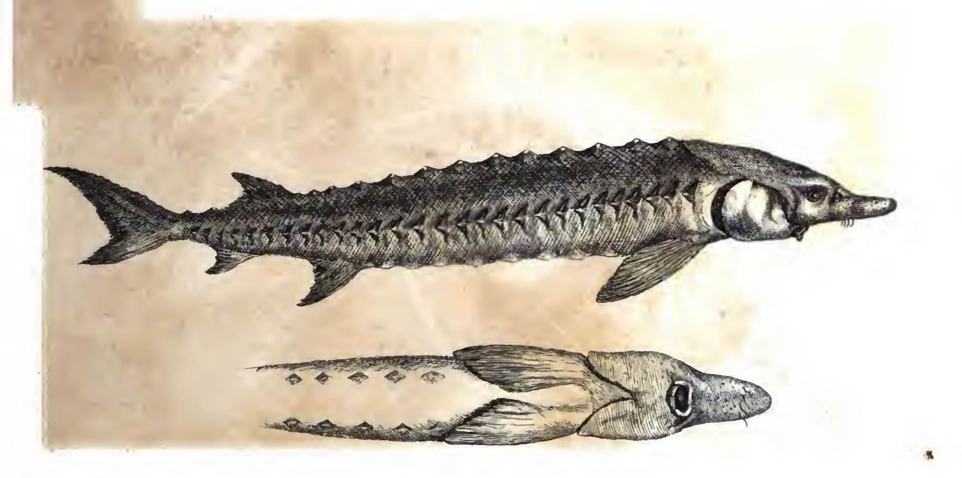
Louis Duval (den Namen Woodson gab er sich erst in England.) war der einzige Sohn eines begüterten Edelmanns in der Normandie, der ihm eine, seinem Stande und Reichthum gemäß, sehr gute Erziehung geben ließ. Louis war einer der Jünglinge, deren Gemüth der Tugend sowohl als dem Laster sich bequemt, nachdem es nur seine Leitung erhält; sein Vater that ihn nach Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden, und begieng dabei den unverzeihlichen Fehler, daß er seinen Sohn, ohne feste Grundsätze, sich selbst überließ. Bald gerieth Louis in dieser ohnehin aller Laster ergebenen Stadt unter die Gesellschaft von jungen bereits schon verdorbenen Menschen, die ihn durch Beispiele und Ueberredung erst zu Thorheiten, dann zu Laster führten, die sein sonst gutes Herz in nüchtern Augenblicken verwünschte. Oft mislang ihm der Versuch, zur Tugend zurückzukehren, wie es jedem Menschen ohne gute Grundsätze und leicht empfänglichem Gemüthe mißlingt, der einmal den Pfad der Tugend verlor, und den Lastern huldigte. Sein Vater wurde von seiner Aufführung nichts gewahr, da die Vorboten der Revolution sich schon damals zeigten, und ihn deswegen auf seinen Gütern festhielten.

Die Greuelthaten in Paris begonnen, und Louis mit seinen Freunden nahm einen entscheidenden Antheil daran. Dessen ohngeachtet, obschon er sich als den größten Jacobiner zeigte, konnte es dennoch nicht verhindert werden, daß die Güter seines Vaters, als die eines Edelmannes, völlig verheeret wurden, wobei er sein Leben einbüßte. Louis ward dadurch auf einmal zum Bettler.

Leicht wäre es ihm gewesen, seinen Unterhalt durch Ausübung seiner Kenntnisse zu erwerben, allein er war schon zu sehr vom Laster umstrickt, und Verführung tödtete alle aufwallende Gefühle zur Tugend zurückzukehren. So wurde er der Anführer einer Bande junger Menschen in Paris, die ihre Schandthaten so weit trieben, daß sie sämmtlich entweichen mußten, um nicht ihr Leben, wenigstens ihre Freiheit zu verlieren. Zwecklos irrten sie einstweilen im Lande umher, nahmen auch hier Theil an den Gräueln der Revolution, bis Noth und Mangel sie zwang, eine förmliche Räuberbande zu organisiren, von welcher mit allen Stimmen Louis Duval zum Anführer auch hier erklärt wurde. Einige Jahre trieben sie dies gefahrvolle Handwerk, bis endlich die Einwohner der Gegend, wo sie ihre Räubereien verübten, sich verbanden, und mit Gewalt die ganze Bande versprengten. Louis flüchtete einstweilen nach England, bis sich die Zeiten wieder in Frankreich für das Beste seiner Gesellschaft ändern sollten; zu welchem Zweck er einige davon, ihm Nachricht zu ertheilen, zurückgelassen hatte. Er vermied die Hauptstadt Englands, weil er glaubte, dort jemand leicht zu finden, der ihn von Frankreich aus kennen möchte, und wählte zu seinem Aufenthalte das Landstädtchen ohnweit Mackintoschhall, wo er die Bekanntschaft Sir Roberts machte, und als Lehrer seiner Söhne in dessen Haus aufgenommen wurde. Hier fühlte er oft das schändliche seiner vorigen Lebensart, späte Reue folterte ihn oft, daher sein Trübsinn; mit Gewalt wollte er der verlassenen Tugend dienen, das Laster abwerfen, er rang vergebens. Der Kourier, einer seiner Bande, brachte ihm die Nachricht, daß dieselbe sich wieder in Süden von Frankreich gesammelt hätte, daß dermalen die Zeit seye, fast ungehindert ihr Handwerk vortheilhaft treiben zu können, und daß sie ihren Anführer an ihrer Spitze erwarteten. Louis Duval konnte den Lockungen nicht widerstehen. Er verließ das Haus Sir Roberts, und stürtzte sich aufs neue den Lastern entgegen, deren Lockungen er zu widerstehen zu schwach war. Sein Ende war die Guillotine, die er mit mehreren seiner Gefährten, kurze Zeit hernach betrat, da er seine ehemalige Zöglinge in die Arme schloß.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Der Stör.

No. 36. Zweiter Jahrgang 1829. (141)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Stör.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXVI.

Von dem vor einigen Wochen bei Rusheim, 4 Stunden von Karlsruhe, im Rheinstrome gefangenen und zum Verkauf auf hiesigen Markt gebrachten großen Fisch, Stör genannt, zeigt unsere beiliegende Tafel eine getreue Abbildung, sowohl von der Seite, als von dem untern Theile dieses Fisches.

Man findet diese Gattung Fische von 2 bis 3 Fuß, aber auch von 18 bis 20 Fuß in der Länge; letztere wiegen an 8 Zentner. Der hier abgebildete Stör war noch sehr jung, er wog an 125 ℔. und war 8 Fuß lang.

Der Stör hat auf seinem Körper 5 Reihen parallel laufender Schilder, deren Anzahl veränderlich ist, und eine rauhe Haut. Die Schilder sind gestrahlt, knochenartig, und laufen oben in eine Spitze aus, die nach hinten zu gebogen ist. Zwischen diesen Schildern ist die Haut mit ganz kleinen Schildern, statt der Schuppen bedeckt, wodurch sie rauh wird. Das Maul ist zahnlos und röhrenförmig, und steht fast immer offen; ist aber mehr zum Saugen, als zum Schlingen und Käuen eingerichtet. Statt der Lippen ist es mit zwei Knorpeln eingefaßt. Der Fisch kann es ebenfalls wie einen Rüssel einziehen, und hervorstoßen. Mit dem gespitzten Oberkiefer kann er den Sand und Schlamm aufwühlen, um die darin liegenden Fische und Gewürme zu finden. Seine Grundfarbe ist bläulich grau, oben mit braunen, unten mit schwärzlichen Punkten bestreut. Der Bauch ist gerade, breit und weiß von Farbe.

Der Aufenthalt dieses Fisches erstreckt sich sehr weit. Er lebt in der Nord- und Ostsee, im mittelländischen und rothen Meere und noch in andern Gegenden des Weltmeeres. Seine Nahrung sind Fische und Gewürme. Im Nordmeere geht er hauptsächlich den Häringen, Lachsen und Makreelen nach. Da nun der Genuß dieser verschiedenen Fische auf sein Fleisch und Fett Einfluß hat, so nennt man ihn auch Härings-, Lachs- und Makreelen-Stör. Er ist ein Zugfisch. Im Winter hält er sich in der Tiefe des Meeres auf; im Sommer begiebt er sich in die Flüsse. — Er zieht die Donau, den Rhein, die Elbe, die Oder u. s. w. hinauf, und kommt auch bisweilen in die kleinern Flüsse, z. B. in die Havel. Er geht so hoch, daß man ihn zuweilen bei Dessau in der Elbe gefangen hat. Auch in Landseen, die mit dem Meere in Verbindung stehen, kommt er.

Der Stör vermehrt sich ungeheuer. Sein Eierstock wiegt nicht selten 200 Pfund, und in einem Weibchen will man schon 150,000 Millionen Eier gefunden haben. Der Fang geschieht in offener See nicht häufig, sondern mehr an den Küsten, in Landseen und Flüssen, wenn der Fisch des Laichens wegen sich da aufhält. Man bedient sich dazu starker aus Bindfaden gestrickter Netze, die einem Sacke gleichen. Im Netze liegt der Fisch still, und läßt sich leicht mit einem durch das Maul gezogenen Strick an den Kahn anbinden; doch muß man sich hüten, dem Schwanze zu nahe zu kommen, denn er hat darin viel Stärke. Ein unvorsichtiger Knabe erfuhr dieß einmal; denn ein Stör, den er ans Land ziehen wollte, schlug ihm die Beine entzwei. — Im Januar ist der beste Fang. Er wird unter dem Eise mit Haken betrie-

ben. Die Kosacken besitzen hierin eine besondere Geschicklichkeit. Eine Person fängt oft den Tag 10 Stück.

Der Stör hat ein fettes, wohlschmeckendes Fleisch, welches besonders im Sommer am besten ist, wenn er in den Flüssen sich aufgehalten hat. Es wird mit dem Kalbfleische verglichen. Man salzt es ein, ißt es frisch und trocknet es auch an der Luft. Die Griechen und Römer schätzten es sehr. Aus dem Rogen macht man ebenfalls Caviar. Von Rußland aus wird jährlich eine Menge desselben davon nach Constantinopel, nach Italien und andern Ländern verschickt. Er wird ziemlich auf dieselbe Art zubereitet, wie der Caviar vom Hausen. Der Genuß des Caviars verursacht einigen Schleim, doch kann er nur dann schädlich werden, wenn man ihn unmäßig ißt.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

Fritz war ein wilder Bursche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der ersten Ehe. In der zweiten hatte seine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beschenkt, Elias genannt. Ei, dieser Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verstand. In seinem Kleide war nie ein Loch, auf seiner Wäsche nie ein Flecken, und wenn er in Gesellschaften trat, küßte er allen Leuten die Hand sehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, so verfehlte er nicht zu sagen: ich bedanke mich gehorsamst. Sein röthliches Haar beschattete ein Firmament von Sommersprossen, und die gesattelte Nase vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leise und schnaubte sehr leise und sprach so leise, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürschchen gegen den wilden Fritz, der aus schwarzen Augen so schelmisch glurte. Wenn der ein neues Kleid anzog, so war es nach drei Tagen nicht mehr zu kennen, und von seiner Wäsche hingen stets Fragmente auf des Nachbars Obstbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen so ungeschickten Kratzfuß, und wenn er den Gästen die Hände küssen sollte, so versteckte er sich hinter den Ofen. Auch er schnallte zwar an jedem Morgen seine Schulbücher zusammen und ging, aber nicht in die Schule, sondern hinten herum, weil im Sommer das edle Ballspiel, im Winter das Schlittschuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa gesagt hatte: man wird nun sehen, wer es am besten macht — dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachstübchen, und lernte mit solcher Anstrengung, daß er es gewöhnlich am besten machte. Sobald aber dieser feierliche Tag glücklich überstanden war, trieb er sein altes Wesen, und wo er einen lustigen Streich spielen konnte, da scheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er seinen Mitschülern die Zöpfe zusammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebse in die Taschen gesteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn sie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen sah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte sie zu sagen, wird dieser Bube gebessert werden. Das merkte sich Elias, und von dem christlichen Verlangen beseelt, seinen Bruder so bald als möglich gebessert zu sehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verschaffen. Er gab nicht allein Alles treulich an, was er von Fritzens losen Streichen ausspüren konnte, sondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein lose, sondern auch böse waren, und hinterbrachte sie seufzend dem zwar gütigen, aber auch strengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarschaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Leugnen galt für Verstockung.

Der bekümmerte Vater beschloß endlich, ihn aus dem Hause in eine strenge Schulanstalt zu senden, und zwar so fern als möglich. Fritz vernahm diesen Entschluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchsen ja in seinem väterlichen

Hause keine Rosen; er sah den tückischen Bruder überall sich vorgezogen, und durch dessen Verleumdungen des Vaters Liebe sich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir nirgends gehen; darum packte er seinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es schmerzte ihn nur, daß er abreisen sollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber sann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er schlich in seines Vaters Studierzimmer, holte dessen Perücke und Oberrock, kletterte damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hause stand, hing den Oberrock auf die Spitze und setzte die Perücke drauf. Dann rutschte er fröhlich wieder herunter und legte sich wohlgemuth schlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, sammelte sich Jung und Alt vor dem Hause, um die seltsame Trophäe zu beschauen, die der Nachbar Föhrenbach sich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenster, sah das Getümmel und Aller Köpfe nach seinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erschrocken auf die Straße, wo seines Söhnleins Witz und Geschicklichkeit im Klettern ihn schlecht erbauten. Mit verbissenem Grimme schlich er wieder hinein, ließ einen Schornsteinfeger holen, und seine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komische Schauspiel sein Ende erreichte, und so lange war das Haus belagert wie ein Bäckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterschied, daß kein Seufzer gehört wurde, sondern ein wieherndes Gelächter, so oft der Wind einen Ermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perücke ausbreitete wie einen Kometenschweif.

Doch im Innern des Hauses sparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter schürte den Zorn des Alten. Unter diesen Umständen konnte der Abschied von dem gottlosen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal sehen; die Mutter sagte: du wirst ein Taugenichts werden, und der Bruder akkompagnirte die Prophezeihung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz schüttelte das Alles ab. Nur daß er seinen Vater nicht mehr sehen sollte, schien ihm unerträglich. Der Alte hatte seine Thür verschlossen, und Fritz bat vergebens, eingelassen zu werden, mit dem Erbieten, sich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küssen dürfe. Als zu Elias stiller Freude keine Antwort erfolgte, sprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde stand, deren Zweige sich bis vor des Vaters Fenster hin streckten. Auf diese Linde kletterte er, und rutsche dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem starken, doch immer schwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenster so nahe als möglich, und schrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!"

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erstaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Waghals wie einen Sperling vor seinem Fenster sitzen sah. Er riß es auf und befahl ihm, von Zorn und Angst beklemmt, sogleich herab zu steigen. Aber Fritz gehorchte nicht, sondern wiederholte seine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren lassen, der ihn in der Schwebe erhielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hause gehen. „So gehe nur," sagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „gehe nur, ich segne dich."

Husch! war Fritz vom Baume herunter und mit einem Sprunge auf dem Postwagen. Anfangs weinte er still, als er aber erst das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenstände ihn umringten, und der frische Wind mit seinen schwarzen Locken spielte, da fuhr er so munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland seiner Reise Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung an. Seine Empfehlungsschreiben verschafften ihm eben nicht die freundlichste Aufnahme. Ein finsterer Director nahm ihn unter seine besondere Aufsicht. Das Umgehen der Schu-

le war hier nicht leicht. Die ersten Versuche mißlangen und wurden scharf bestraft. Als er nun sah, daß man hier durchaus etwas lernen müsse, so ergab er sich darein und lernte viel. So oft sich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er sie nicht entschlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitschüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hause sehr verschieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt sich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wohl, an Fähigkeiten und Kenntnissen, zu den Koryphäen dieser löblichen Schulanstalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Friedrich ist ein ungezogener Range, der diesen und jenen Frevel verübt, diesen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen dessen geehrter Herr Vater zu ersetzen gelieben wird.

Die Briefe von der ersten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterschlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt, und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erschien gar ein Brief, welcher berichtete: nun sei der Geduldsvorrath sämmtlicher Lehrer erschöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Fasse den Boden ausgestoßen.. Der junge Herr sei nämlich der Kunst auf Stelzen zu gehen in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeister, ein etwas furchtsamer Mann, seine geliebte Gattin verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsstunde an seinem Schreibetisch gesessen, in einem Zimmer im zweiten Stock, so sei plötzlich eine weiße vermummte Gestalt am Fenster erschienen, anklopfend und mit hohler Stimme seinen Namen rufend. Das sei besagter Musje Friedrich auf Stelzen gewesen, und der arme Tanzmeister darob so erschrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunst zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachsener Bengel sey, dessen man sich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Literis genugsame Fortschritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen, so ersuche man angelegentlichst, ihn des fördersamsten dahin zu senden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Heerde anstecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich diesen Brief zuerst, und lächelte hold bei jeder Zeile. Durch erkünstelten Gram und verstohlene Seufzer bereitete sie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspost vor. Er forschte vergebens nach der Ursache ihrer stillen Trauer, und mußte stets die peinigende Antwort hören: sie wolle ihn nicht betrüben, und seiner Gesundheit schonen. Allein er war schon tief betrübt, und die ängstliche Erwartung nagte bereits an seiner Gesundheit, als sie endlich mit dem Bekenntniß hervorrückte, der Friedrich sei ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren sei. Sie hoffte, der verhaßte Stiefsohn werde nun gänzlich verstoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege stehen. Auch beschloß der Vater wirklich in der ersten Hitze, seine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete schon in ihrem Kämmerlein, wie viel jährlich dadurch erspart werde. Aber als der Alte schon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigsten Ausdrücke zu wählen, da fiel sein Auge von ungefähr auf das Bild seiner verstorbenen Frau, welches über seinem Schreibtische hing, und ihn sanft anlächelte. Er hatte sie geliebt, er sah noch einmal hin, sie schien für den einzigen Sohn zu bitten. Er setzte sich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten sich, fast wider seinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Diesmal, schrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es sei das Letztemal. Er solle nun hinziehen auf die Universität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe aussetzte. Er solle fleißig studiren, seine Neigungen bekämpfen, und als ein gesetzter, ordentlicher Mann zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey

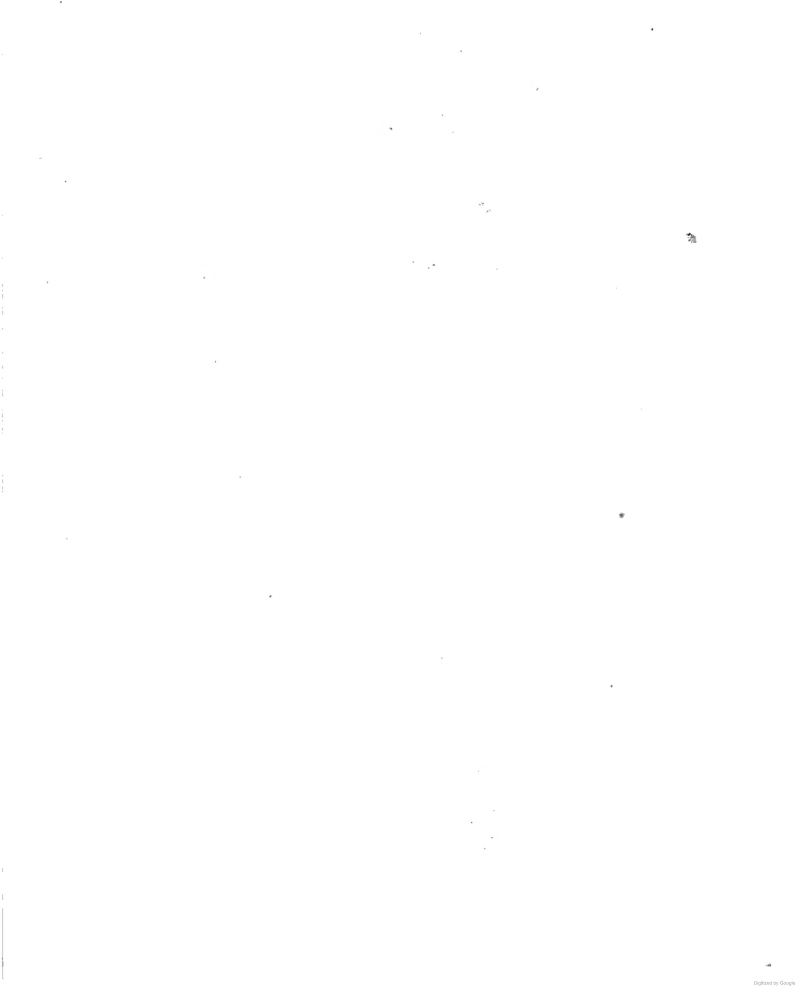
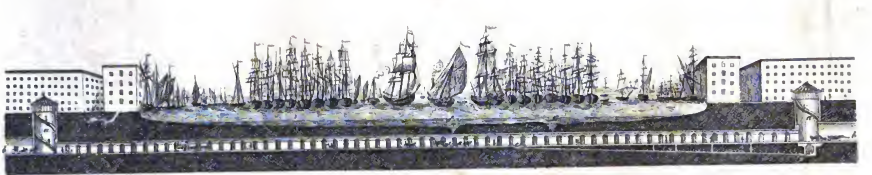


Fig. 1.



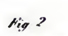


Fig 2

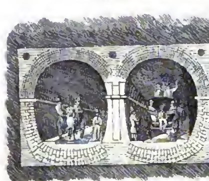


Fig. 3

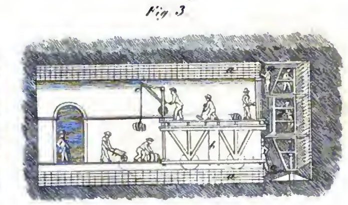


Fig. 4



Der Tunnel in London.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Tunnel in London.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXVII.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1. Querdurchschnitt der Temse mit dem vollendeten Gange.

aa zu beiden Seiten des Tunnels sind Schachte für die Fußgänger zum Ein- und Ausgehen.

bb sind die Aus- und Einfahrten für die Fuhrwerke. In dem Schacht zur rechten Seite ist noch ein zweiter kleinerer angelegt, welcher das durch den Abzugskanal e f sich sammelnde Wasser aufnimmt und welches von da durch eine Dampfmaschine ausgepumpt wird.

Bei c ist der Einbruch vom 18. May 1827 — 420 Fuß vom Ufer entfernt — und bei d derjenige vom 12. Januar 1828 — 595 Fuß vom Ufer entfernt — angegeben.

Fig. 2. Die gewölbten Eingänge der Durchfahrt.

Fig. 3. Seitenansicht des Schildes nebst dem beweglichen Gerüste.

aa zeigt das Mauerwerk aus Backsteinen, hart an die Schutzmaschine geführt.

b ist das auf Rädern sich bewegende Gerüste, welches zugleich dem Gewölbe zur Stütze dient und verwendet wird, um die von den Arbeitern abgelöste Erde aus der Schirmmaschine aufzunehmen.

c der Krahn, um die zum Werke nöthigen Backsteine, Mörtel rc. in die Höhe zu bringen.

d eine die Bergleute bei der Arbeit darstellende Seitenansicht des Schildes, endlich

ee Schrauben, die den Schild und die vorstehenden Breter zu einem festen Strebepfeiler gegen die Erde machen, bis man es nöthig findet, die Maschine selbst vorwärts zu bewegen.

Fig. 4. Fronte-Darstellung des eisernen Schildes, oder der Schirm-Maschine.

In jeder Zelle sieht man einen Arbeiter.

Der Wunsch, eine Verbindung der beiden Temseufer in der Stadt London vermittelst einer Durchfahrt unter dem Strombette zu bewerkstelligen, ist nicht neu; man hatte schon vor vielen Jahren in London das Bedürfniß einer solchen Durchfahrt unter dem Wasser der Temse gefühlt, und gab der Ausführung dieses Plans aus dem doppelten Grunde den Vorzug, weil das tägliche Auf- und Abfahren von 5—600 Schiffen den Bau einer Brücke an dieser Stelle fast unmöglich machten und zudem die Kosten für eine Passage unter der Temse weit geringer, als jene für die Herstellung einer Brücke waren.

Den ersten Versuch hierzu unternahm Hr. R. Dodd im Jahre 1798; er beschränkte sich aber auf die bloße Ausgrabung eines tiefen, brunnenartigen Loches; 1805 projektirte Hr. R. Vazin einen Quergang, und brachte auch wirklich einen von den Bergleuten sogenannten Treibweg zu Stande, der fast die Uferweite des Stromes erreichte, aber nicht mehr als 5 Fuß hoch und, im Durchschnitte, 2 Fuß 9 Zoll breit, auch bloß mit Bauholz gestützt war.

Im Jahre 1823 nahm Hr. Brunel, ein geschickter Mechaniker und Baumeister aus Frankreich, diesen Gegenstand mit Wärme und Eifer wieder auf. Da er über die Möglichkeit, den Zweck zu erreichen, fast Gewißheit hegte, so sann er ernstlich auf Mittel zur Ausführung eines Unternehmens, das — wie so manche andere bedeutende Arbeiten, die er glücklich zu Stande gebracht — ebenso wohlthätig für das Land, als vortheilhaft für seinen Künstler-Ruhm werden mußte.

Bei einer Versammlung, in welcher angesehene Männer zusammentraten, um den Entwurf und die für die Sicherung des Erfolges an Handen gegebene Mittel zu überlegen, wurde beschlossen, den Plan, der vorläufig schon den Beifall vieler Män-

ner von hohen, wissenschaftlichen Talenten erhalten hatte, in Ausführung zu bringen.

Eine Stelle, etwas östlich von Rotherhithe Curch wurde zum Schacht für dieses große Werk ausersehen. Nachdem man einen starken hölzernen Ring von 50 Schuh im Durchmesser herrichten lassen, wurde auf demselben ein 3 Schuh dicker Cylinder von Backsteinen, die mit römischem Mörtel verkittet wurden, vierzig Schuh hoch aufgeführt. Von demselben Ringe giengen achtundvierzig eiserne, in Holz eingehäußte Stäbe senkrecht in die Höhe, welche nebst 35 kreisförmigen hölzernen Richtreifen (von 3 bis $4\frac{1}{2}$ Zoll) in den Cylinder hineingearbeitet wurden. Am obern Ende des Cylinders war ein zweiter Ring mittelst Preßmuttern auf Platten aufgeschraubt, durch welche die Enden der eisernen, am untern Ringe befestigten Stäbe giengen, und so das Ganze auf das Dauerhafteste zusammenhielten. Das Gewicht dieses ungeheuern Backstein-Cylinders wurde auf 20,000 Zentner geschätzt.

Am 2. März 1825 legte der Präsident des Vereins, William Smith, eine eherne Platte mit geeigneter Inschrift, nebst Münzen u. dgl. wie üblich, in einen dem Backsteingemäuer eingefügten Steine nieder; und es mag solcher Akt, als der eigentliche Anfang des so wichtigen Werkes betrachtet werden.

Sobald der Cylinder zu Stande gekommen, wurde diese enorme Last mittelst Untergrabens allmählig und glücklich, ohne Riß und Erschütterung, versenkt, bis der Cylinder in einer Tiefe von beiläufig 33 Schuh auf einem Lager von festem Thone zu stehen kam, worauf er aus einer Tiefe von 70 Fuß von der Oberfläche unterbaut wurde.

Nachdem der Schacht, als die unumgängliche Vorarbeit des ganzen Unternehmens vollendet war, schritt man zur Hinablassung der von Hrn. Brunel zur Sicherstellung der Arbeiter während des Vorgrabens erfundenen Schutzmaschine. (Schild.) Das Gewicht dieses Schildes beträgt 2,000 Zentner. Aus der Zeichnung fig. 4. wird man ersehen, daß der eiserne Schild oder die Schirm-Maschine aus 12 Abtheilungen, jede von 3 Stockwerken besteht, und also 36 Gemächer oder Zellen enthält, deren jede für einen Bergmann hinlänglich Raum hat. In diesem Schilde sind nun die Arbeiter geschützt, daß die Erde von der Decke und den Wänden nicht auf sie einstürzt. Jede Zelle hat vornen mehrere querlaufende, bewegliche Breter, die mit Schrauben gegen das Erdreich gestützt sind. Der Arbeiter nimmt eines dieser Bretchen weg und arbeitet die Erde 9 Zoll tief aus, stellt dann das Bret wieder in die gemachte Vertiefung und unterstützt solches mit Schrauben, die sich aber an die Ränder der zwei benachbarten Zellen, wo nicht gearbeitet wird, anstemmen. Das gleiche Verfahren wird mit allen übrigen Bretern, welche die Vorderseite der Zellen bilden, vorgenommen, und dann die ganze Zelle in den dadurch frey gewordenen Raum durch die wagerechten Schrauben fig. e. e. vorgeschoben, wodurch die Stützung der Breter an der Nachbarzelle wieder entbehrlich wird. Auf diese Weise schiebt man Zelle um Zelle vor, und nachdem der ganze Schild dergestalt vorgerückt ist, wird der dadurch gewonnene Raum von 9 Zoll hinter dem Schilde sogleich ausgemauert.

Gewöhnlich werden in 24 Stunden 2 Schuh vorgerückt. Die von diesem Raume ausgegrabene Erde wiegt an 20 Zentner. Man vermauert täglich 12,000 Backsteine und beschäftigt täglich 200 Menschen in 2 Abtheilungen, wovon die eine Hälfte abwechselnd arbeitet.

Auf diese Art wurde bis zum 18. May glücklich fortgearbeitet und man erreichte eine Länge von 420 Fuß. Einige Tage vorher zeigte sich ein lockerer Boden, der Muscheln und Scherben enthielt, und 30 bis 40 Zentner Wasser in jeder Minute durchließ. Da man sich aber einem günstigern Boden näherte, hegte man keine Furcht, als plötzlich am 18. Abends um 6 Uhr die Arbeiter, deren 120 beschäftigt waren, bemerkten, daß der Zufluß des Wassers schnell zunahm, und bald nachdem ein Stück Boden durchgebrochen war, das Wasser stromweise eindrang. Die Arbeiter flüchteten sich schnell nach dem Schacht, und stiegen, zu 5 und 6 zugleich, die Leiter auf. Einer fehlte; der junge Herr Brunel stieg sogleich wieder hinab, wo es ihm gelang, denselben zu ergreifen, als ihn eben seine Kräfte verlassen wollten. In 12 Minuten war das ganze Werk, bis zur Höhe des Flusses, mit Wasser gefüllt. Dieser Unfall

verursachte eine allgemeine Bestürzung, und man zweifelte an der Fortsetzung des Werkes.

Am 19. May begaben sich die Hrn. Brunel und Gravet mit der Taucherglocke, zur Zeit der Ebbe, auf den Grund des Flußbettes, um das Terrain, wo das Loch durchgebrochen ist, zu untersuchen.

Die Oberfläche des Loches bey c betrug ungefähr 50 Quadratfuß, und die Tiefe desselben bis auf den Schild hinunter 36 Fuß. Die Verstopfung des Loches bewirkte Herr Brunel mit gefüllten Säcken von fettem Thon (Letten) und mit kurz zerhauenen, dünn belaubten Baumästen.

Diese Vorkehrungen des Herrn Brunel zur Verstopfung der Oeffnung hatten den glücklichsten Erfolg, und das Auspumpen des Wassers war am 25. May, Abends 6 Uhr, bis in eine solche Tiefe gelungen, daß das obere Gewölbe der parallelen Arkaden dadurch wasserfrei gemacht wurde.

Den 12. Juny fuhr Herr Brunel, auf 400 Fuß weit, in den Tunnel mit einem kleinen Nachen hinein, und fand das Gewölbe und das Schildwerk in gutem Zustande. Das Auspumpen des Wassers geschah bis auf 1½ Fuß tief, als sich ein neuer Unfall ereignete. Der Boden brach an einer andern Stelle, die schon früher als unsicher bekannt war. Herr Brunel hatte ihn früher mit der Taucherglocke untersucht. Bald war der Tunnel eben so mit Wasser angefüllt, wie das erste Mal. Herr Brunel fuhr abermals mit der Taucherglocke auf den Grund des Flußes und fand, daß das früher auf dem Flußbette angebrachte Floß durch die Gewalt des Wassers weiter getrieben worden war, und so einen Theil des Lehms aus dem Loche mit fortgerissen hatte.

Am 15. Juny war es endlich mit vieler Mühe und Anstrengung gelungen, diese Oeffnung in dem Bette der Themse wieder zu stopfen. Die mit der Taucherglocke angestellte Untersuchung bestätigte die gefaßten Erwartungen. Die Ruthen, die man durch die mit Lehmerde gefüllten Säcke gesteckt hatte, hatten mit dazu beigetragen, eine dichte Masse zu bilden, und je höher das Wasser bei der Fluth stieg, um so stärker ward auch der Druck zur Befestigung der Erde. Nach diesen Vorkehrungen wurde nun das Wasser, vermittelst einer Dampfmaschine ausgepumpt. In jeder Stunde wurden 4 Schuh in der Tiefe leer, und in einem Tage bei 6400 Kubikschuh Wasser in die Höhe gehoben. Schon am 7. July hatte man nicht allein das Wasser ausgepumpt, sondern auch bereits einen großen Theil des Schlammes ausgeführt, der beim Durchbruche eingeschlemmt worden war. An diesem Tage wurde dem Publikum der Tunnel zur Einsicht wieder geöffnet.

Den 20. November 1827 waren die Aushöhlungen um 16 Fuß von der Stelle weiter gediehen, wo im verflossenen May der Durchbruch sich ereignet hatte. Die Minirer hatten mit Glück den Theil des Bettes durchgegraben, welchen man für gefährlich angesehen hatte. Sie waren nunmehr in einen festern Thonboden gekommen, der durch die Horizontalsonde angedeutet wurde, bevor noch der Schild von neuem angebracht war. Die Maasregeln, welche Herr Brunel angewendet hatte, um seine Arbeiten vor neuem Ausbruch der Gewässer zu sichern, hatten seinen Erwartungen völlig entsprochen. — Wegen des Unfalls verzichtete Herr Brunel auf die ihm versprochene und nach Beendigung des Tunnels zahlbare Belohnung von 10,000 Pfd. Sterl. (110,000 fl.)

(Der Beschluß hiervon, so wie in einem der nächsten Blätter eine ausführliche Beschreibung der Taucherglocke mit Abbildung, folgt.)

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 144.)

Mit den herrlichsten Vorsätzen bezog nun Fritz die Universität, und hielt sie auch zum Theil; wenigstens konnte kein schlechter Streich ihm zur Last gelegt werden, und die Professoren rühmten seinen Fleiß. Aber am Gelde kam er stets zu kurz, nicht eben durch Verschwendung, sondern durch Gutmüthigkeit, denn sein Beutel stand allen geldbedürftigen Kameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, sobald mein Wechsel kommt, bezahle ich dich bei Heller und Pfennig; aber wenn die Wechsel kamen, meldeten die Herrn Philister sich so häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er selber Schulden machen; und endlich

wurde der Vater mit Mahnbriefen bestürmt. Eine Schlägerei, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach sich zog, zerhieb auch vollends den Geduldsfaden des Alten, zumal da die Frau Stiefmama das Gemälde in den gehörigen Schatten zu stellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und sehr reizbar. Sie benutzte die bösen Stunden und verdrängte den Leichtsinnigen, den sie Bösewicht nannte, gänzlich aus seinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernstlich krank, machte sein Testament und starb. Fritz empfing diese Trauerbotschaft in einem kühlen Brieflein seines Bruders, der ihn einlud, nach Hause zu kommen, um der Eröffnung des väterlichen Testaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling stand tief erschüttert, und machte sich zum ersten Male die bittersten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater sterben könnte, und wenn dessen Zorn ihn bisweilen betrübte, so tröstete er sich immer mit dem Gedanken: ich habe doch etwas Rechtschaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun schwand plötzlich diese Hoffnung. Es war aus seinen ersten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als seine Mutter noch lebte, sein Vater ihn gepflegt und täglich auf seinem Knie geschaukelt hatte. Nur in dieser Gestalt erblickte er jetzt den Verstorbenen, schob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er seitdem von ihm erfahren, auf Rechnung seiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieser Stimmung kam er nun nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt, betrat schluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indessen sehr lang geworden, und glich so ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch schlimmer dran als ein solches papierweißes Menschenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider ist. Elias hingegen scheute jede Art von Licht, selbst die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die seinigen bescheiden niederschlug. Gelernt hatte er nichts, und sollte auch nichts lernen; weil er zu stark wüchse, meinte die Mutter, beides zugleich möchte seinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde sei Wachsen und Lernen ja doch einerlei. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeschossen, nur hatte die Natur in der Breite gespart, was sie in der Länge verschwenderisch zugemessen, denn es schien in der That, als könne er wohl in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfsinn bald entdeckt; denn mit ihren ersparten Marktpfennigen wußte sie ihm den Posten eines Zöllners zu verschaffen, und da stand er ganz an seinem Platze. Er roch die verbotenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einem armen Krämer all seine Habe konfiscirte, bei dem Gewinsel von acht Kindern ganz ruhig eine Prise Tabak schnupfen. Aber gegen seinen Bruder trieb er die Großmuth so weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hause zu verabfolgen.

„Du siehst, mein lieber Bruder," sagte er zu ihm: „welches Vertrauen ich in dich setze." Im Grunde hatte er schon längst gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängstlich nach den letzten Stunden seines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er ist sehr christlich gestorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben."

„Feinde?" wiederholte Fritz. „Nun, zu seinen Feinden hat mein Vater mich doch sicher nicht gezählt; aber zu seinen Beleidigern?"

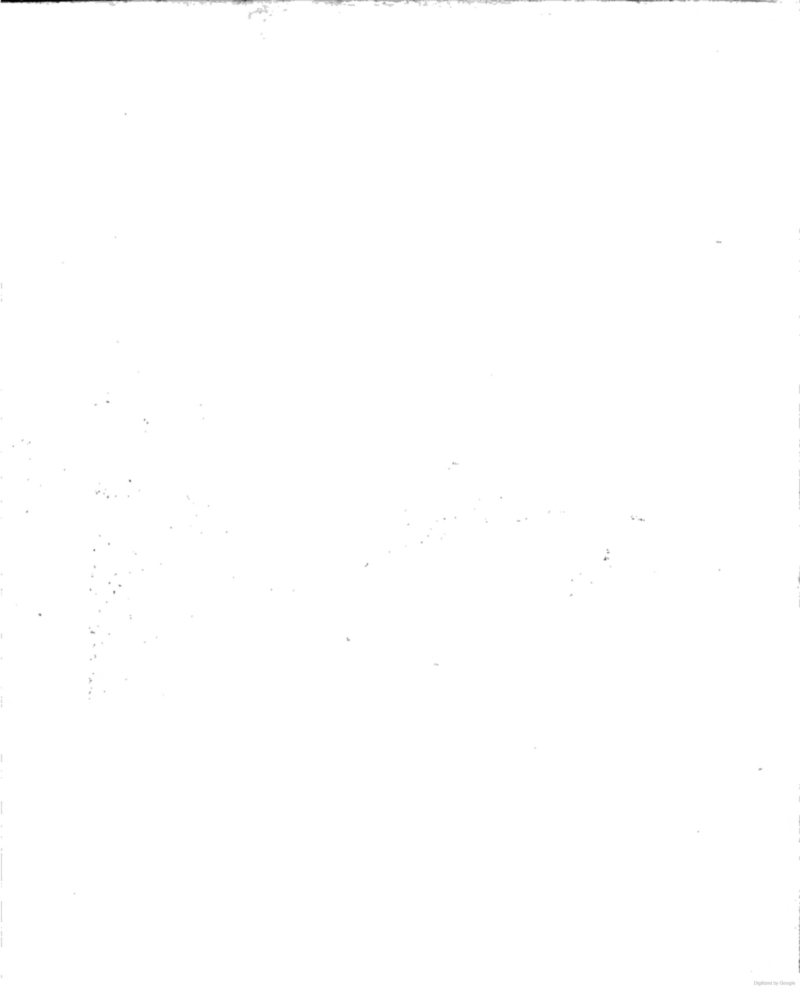
Elias zuckte die Achseln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen den Wespenstich.

Da dieses Jahr die Wespen so häufig sind, so wird folgendes Mittel gegen deren Stich nicht unwillkommen seyn. Man vermischt Zwiebelsaft mit Kochsalz, tränkt ein einigemal zusammengewickeltes Stück Leinwand mit diesem Saft, und legt es auf den gestochenen Theil, der Schmerz wird sogleich gestillt, und nach einigen Stunden ist nichts mehr als ein kleiner rother Punkt vom Stich zu sehen.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey





Das große Känguru.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Das große Känguruh.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXVIII.

Das Känguruh ist erst seit dem Jahre 1770 bekannt, wo es durch Hrn. Banks, einen Begleiter des berühmten Weltumseglers Cook, auf der Ostküste von Neuholland entdeckt wurde. Es lebt daselbst in Herden zu 10 bis 20, und zwar am häufigsten in der Gegend der englischen Niederlassung.

An Größe gleicht dasselbe unserm Schaafe. Es hat lange dicke Haare, die am obern Theile des Körpers graubraun und am untern weißlich sind. Sein Kopf ist klein und die Ohren sind lang; der vordere Theil seines Leibes ist dünn und der hintere im Verhältniß viel dicker, als an irgend einem bekannten Thiere. Seine kurzen Vorderfüße sind mit 5, die langen Hinterbeine aber nur mit 3 Zehen besetzt, von welch letztern der mittlere hervorsteht und unten einen großen Ballen hat. Der Schwanz hat beinahe die Länge des ganzen Körpers und ist sehr dick.

Beim Laufen bedient sich das Känguruh selten der Vorderfüße; nur zum Scharren und Graben und um das Futter damit zum Maule zu führen, gebraucht es sie. Es schreitet nicht, sondern springt schnell, und in 20 — 28 Fuß langen Sätzen von einem Orte zum andern; es ist sehr lebhaft und munter, hüpft hin und her und macht viele Seitenbewegungen mit dem Kopfe. An Geschwindigkeit übertrifft es den Windhund. Uebrigens ist es scheu, furchtsam und völlig unschädlich. Zum Beißen ist ihm das Maul zu klein; doch kann es mit dem Schwanze kräftige Schläge ausführen. Meistens sitzt es auf den Hinterfüßen in der abgebildeten Stellung und hat alsdann fast Mannshöhe.

In Neuholland werden die Känguruh's gewöhnlich mit großen englischen Windhunden gejagt. Wenn sie lebhaft von den Hunden verfolgt werden, so laufen sie meistens auf allen Vieren davon, und machen nur dann ihre gewaltigen Sprünge, wenn ihnen Hindernisse in den Weg kommen, über die sie hinwegsetzen müssen; dabei dient ihnen der Schwanz zur Erhaltung des Gleichgewichtes. Bei jedem Schritte oder Sprung berührt der Kopf des Känguruhs fast die Erde, und es sieht so aus, als wenn sich dasselbe bucken wollte.

Für die Hunde ist indeß die Jagd oft gefährlich, indem die Känguruh's mit ihrem Schwanze betäubende Schläge um sich her ausführen und mit den Füßen tiefe, oft tödtliche Wunden versetzen.

Man hat schon lebendige Känguruh's nach England gebracht, sie ließen sich leicht zähmen und gewöhnten sich bald auch an alle Arten von Futter, gewöhnlich aber fressen sie bloß Gras.

Das Fleisch der Känguruh's ist genießbar, und schmeckt von jüngern wie Kalbfleisch, von ältern wie Hirschfleisch; ihr Fell dient besonders den ursprünglichen Einwohnern Neuhollands zur Bedeckung, und giebt ein weiches, warmes Pelzwerk.

Die Sorgfalt der Känguruh's für ihre Jungen ist sehr groß. Das Weibchen verwahrt sie oft ½ Jahre lang in einem zwischen seinen Hinterfüßen befindlichen Beutel, und man hat schon oft beobachtet, daß wenn die Mutter weidet, und auf allen Vieren steht, auch das Junge den Kopf zum Beutel herausreckt und Gras frißt. Mehr als 2 Junge zu-

mal erhalten die Känguruh's nicht, und diese sind selbst bei den größten Känguruh's von 160 bis 180 Pf. Gewicht, im Anfang kaum einen Zoll lang.

Man unterscheidet verschiedene Arten von Känguruh; die hier beschriebene und abgebildete ist die größte.

Der Tunnel in London.

(Beschluß von Seite 147.)

Den 12. Januar 1828, Morgens 6 Uhr, zur Zeit der höchsten Fluth, brach die Themse neuerdings in den unterirdischen Gang. Die Gewalt des eindringenden Wassers war so groß, daß der ganze Tunnel in 2 Minuten ausgefüllt war.

Herr Brunel jun. erzählt diese Begebenheit folgendermaßen:

„Ich brachte die ganze Nacht bei den Arbeitern auf dem Schilde zu. Nichts störte die Sicherheit der Arbeit. Um 6 Uhr Morgens, die gewöhnliche Ablösungsstunde, fing man an, die Erde an der obern Westecke des Schildes auszuhöhlen; als wir 1½ Schuh tief gearbeitet hatten, fing der Grund an zu wanken und sich zu bewegen, und ein großer Theil brach durch. Das Wasser strömte augenblicklich mit einer solchen Gewalt nach, daß 3 Arbeiter, dadurch geblendet, von dem Schild auf das hölzerne Gerüst zurückgeworfen wurden. Ich war auch in der Zelle, flüchtete mich aber gleich in die nächste Zelle, um das Einströmen des Wassers beobachten zu können. Ich entdeckte aber bald, daß es eine Unmöglichkeit war, Einhalt zu thun, und befahl den Arbeitern, sich schleunigst zurückzuziehen. Ich verließ nicht eher den Schild, als bis alle Arbeiter heruntergestiegen waren. Kaum war ich ungefähr 20 Fuß längs dem westlichen Bogen des Tunnels gegangen, als der durch das Einbrausen verursachte starke Luftzug die Lichter auslöschte. Das Wasser hatte bereits die Hälfte der Höhe von den Bogen erreicht. Ich wies sogleich die 3 Männer an, wie sie sich im Dunkeln retten könnten. Im Augenblick stürzte aber das Gerüste durch das immer mehr steigende Wasser um und bedeckte uns. Ich hatte eine Zeitlang unter dem Wasser zu kämpfen, bis ich wieder zur Oberfläche gelangen konnte, und dann schwimmend den Ostbogen erreichte, wo ich noch Boden fassen konnte und den Geländerstrick ergriff, um ein wenig auszuruhen, in der Hoffnung, die mit mir umgeschlagenen Arbeiter durch Zurufen zurecht zu weisen.

„Das Wasser stieg indessen so ungeheuer schnell, daß ich den Schacht nur schwimmend erreichen konnte. Ich schwamm zu der Treppe, die für die Besuchenden bestimmt ist, weil die andere mit den erschöpften Arbeitern überfüllt war. Mein Knie war durch das Umstürzen des Gerüstes so stark beschädiget, daß ich kaum schwimmen konnte; die schnelle Anströmung des Wassers war mir aber sehr behülflich. Die erwähnten 3 Männer waren nicht im Stande sich heraufzuschaffen."

Nebst diesen 3 Arbeitern sind noch 4 Männer, die sich in einem andern Theil des Tunnels befanden, ein Raub des Wassers geworden.

Tags darauf mußte Herr Brunel jun., in Folge seiner Beschädigung, das Bett hüten. Auch Herr Gravet, ein Schüler des Hrn. Brunel, wurde beschädigt Das Loch befand sich ungefähr 595 Fuß von dem Eingange des Schachts, also noch 55 Fuß von der Mitte des Stromes entfernt.

Am 14. Januar bestiegen Herr Brunel sen. und Hr. Gravet, nebst Gehülfen, die Taucherglocke und begaben sich in die Tiefe des Flusses, um den Zustand des Loches zu untersuchen.

Sie fanden dasselbe 7 bis 9 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit. Die Erde an den Seiten bestand aus festem Thon, welches die Vermuthung veranlaßte, daß dieser Einbruch schneller, als die vorigen gedeckt werden könne.

Dieser neue Unglücksfall erregte allgemeine Bestürzung, und hatte die nothwendige Vermuthung zur Folge, daß nun die Ausführung des begonnenen Werkes unterbleiben müßte.

Die Directoren veranstalteten am 16. Januar eine Versammlung, um über die Möglichkeit der Fortsetzung des Tunnels zu berathen.

Herr Brunel sen. war zugegen und legte seine Pläne über diesen Fall vor und gab die Erklärung: Er sey fest überzeugt, nicht nur den Durchbruch in weit kürzerer Zeit und mit weniger Kosten wie früher zu verstopfen, sondern auch das Unternehmen gänzlich auszuführen, wenn ihm die nöthigen Capitalien angeschafft würden.

Die Versammlung beschloß die Fortsetzung der Arbeiten und empfahl die möglichste Beschleunigung

Die Vorbereitungen und Arbeiten wurden sonach wieder mit der größten Lebhaftigkeit betrieben. Statt wie früher einzelne Säcke mit Lehm zu versenken, wurden jetzt 7 bis 8 Säcke fest zusammengebunden und auf einmal niedergelassen. Herr Brunel untersuchte am 18. Januar abermals die Arbeiten mit der Taucherglocke und fand, daß die bisherigen Anstrengungen den besten Erfolg gehabt haben, um das weitere Eindringen des Wassers zu verhüten. Es wurden daher 4 Barken in der Nähe des Loches geankert, um die schnellere Einsenkung der Säcke zu bezwecken.

Die Kosten für die Ausführung des Tunnels waren anfänglich von Hrn. Brunel auf 160,000 Pf. Sterl. (1,760,000 fl.) angeschlagen; das Parlament genehmigte 200,000 Pf. Sterl. (2,200,000 fl.) und als Zuschuß noch 50,000 Pf. St. (550,000 fl.) Diese Summen sollen aber bereits bis auf einen kleinen Rest ausgegeben seyn, und da das Unternehmen jetzt kaum zur Hälfte gediehen ist, so hielten die Actionäre am 30. Juny d. J. eine Versammlung, um sich über die Mittel zur Fortsetzung der Arbeiten zu berathen. Dabei wurde ein neuer Plan eines Ingenieurs Vignoles vorgelegt, der unter Anderm verspricht, das Werk wohlfeiler als Brunel zu vollenden, und um den Actionären mehr Sicherheit zu geben, anbietet, einen Vorschuß von 5000 Pfund an Arbeit zu liefern. Es ward vorgeschlagen, den Plan in Berathung zu ziehen. Mehrere Actionäre aber bestritten diese Motion, weil es höchst ungerecht wäre, Hrn. Brunel nun von einer Unternehmung auszuschließen, bei der er bereits so viele Opfer gebracht habe. Sie schlugen statt dessen vor, die Regierung zu bitten, den Tunnel als ein höchst nützliches Nationaldenkmal zu betrachten und eine hinreichende Summe zu dessen Vollendung beizuschießen. Dieser Antrag wurde jedoch mit 35 gegen 23 Stimmen verworfen, die erste Motion aber mit 36 gegen 23 Stimmen angenommen.

Bei der hierauf statt gehabten Berathung fand sich aber eine so starke Opposition, namentlich auch von dem tapfern Admiral Sir E. Codrington, daß vor der Hand nichts beschlossen ward. Die Opposition bemerkte, daß bei einem solchen Vergleich nicht sehr auf die Dauerhaftigkeit des Werks zu rechnen seyn würde, während es doch hier besonders auf Solidität der Arbeit ankomme; daß auch der Herzog von Wellington und Andere sich der Sache angenommen hätten, und nun wahrscheinlich das Parlament eine Summe bewilligen würde; daß aber alle diese Aussichten wegfielen, sobald man dem Hrn. Brunel die Beendigung seines Werks entzöge.

Sonach verbleibt es wieder Hrn. Brunel, dieses große Unternehmen zu Ende zu führen, und auf eine Anfrage, welche die Tunnel-Gesellschaft bei dem englischen Ministerium machte, erfolgte die Antwort:

„Die Regierung finde es unter den jetzigen Umständen nicht angemessen, den König dahin zu stimmen, daß er die nöthigen Fonds zur Vollendung des Tunnels, weder als Geschenk noch als Darlehen bewillige; die Sache könnte aber bei der künftigen Session dem Hause vorgelegt werden, und dürfte dann hoffentlich von einigem Erfolg seyn."

Der Zustand des Tunnels verbleibt somit der nämliche, und die Anzahl derjenigen, die ihn täglich in Augenschein nehmen, ist sehr groß.

Wird die Passage unter der Temse einmal hergestellt seyn, so mag der Verkehr an dieser Stelle in London ausserordentlich stark werden, was man schon davon abnehmen kann, wenn man bedenkt, daß über die Londoner Brücke, von Morgens 7 bis Abends 7 Uhr, passiren:

Personen	89,540
Reiter	764
Kutschen	1,240
Cabriolen (Einspänner) . . .	1,125
Wägen	763
Karren	2,924

Die ganze Länge des Tunnels, von einem Schachte zum andern beträgt 1300 englische Fuß, wovon die Breite des Flusses 1000 Fuß einnimmt. *) Die Höhe eines jeden der beiden Gewölbe ist 16 Fuß und die Breite derselben 13½ Fuß.

Beide Durchfahrten des Tunnels werden mit Gas beleuchtet, auch sind zur Bequemlichkeit der Fußgänger durch die ganze Länge des Gemäuers, das die beiden Bogengänge unterscheidet, schon eine Menge Querbögen so wie auf den Nothfall noch größere für die Wägen angebracht, und jeden Tag, jedoch mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags, kann, wer Lust hat und einen Schilling (ungefähr 33 Kreuzer) bezahlt, in den Schacht hinab steigen, und im westlichen Bogengang unter dem Bette der Temse so weit vorgehen, als dieses die Arbeit so zahlreicher Werkleute gestattet.

*) Die Breite des Rheinstroms an der Mannheimer Brücke beträgt 1112 Fuß.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 148.)

„Leider ja!" seufzte Fritz, „ich mag ihn wohl oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!"

„Zu spät!" murmelte Elias.

„Da sei Gott für!" so rief Fritz, indem er sein schwarzes, durch Thränen verschleiertes Auge gen Himmel hob. „Er wird diesen Seufzer dort vernehmen!"

„Ich meyne nur," sagte der Albino, „wegen des Testaments. Ich fürchte sehr —"

„Was?"

„Er war nicht in der besten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebeten, aber umsonst. Was darin steht, weiß ich freilich nicht." Diese Lüge rollte ganz glatt über seine Zunge, allein er wußte sehr wohl, was darin stand; und hatte selbst einen bewußtlosen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämischsten Grolles zu mißbrauchen.

Denn als nun das Testament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verlesen wurde, da fand es sich, daß Elias zum Universal-Erben eingesetzt, und seinen Bruder betreffend, bloß folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, so findet derselbe in seinem Leichtsinn eine so unerschöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perücke und meinen alten Oberrock, dieselben, die er einst am Blitzableiter aufhing."

Die Augen aller Umstehenden hefteten sich mitleidsvoll auf den erblassenden jungen Mann, dessen Lippen im ersten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht daß er enterbt war, rührte ihn so heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines sterbenden Vaters. Er kehrte der Versammlung schweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und setzte sich auf seines Vaters Grab.

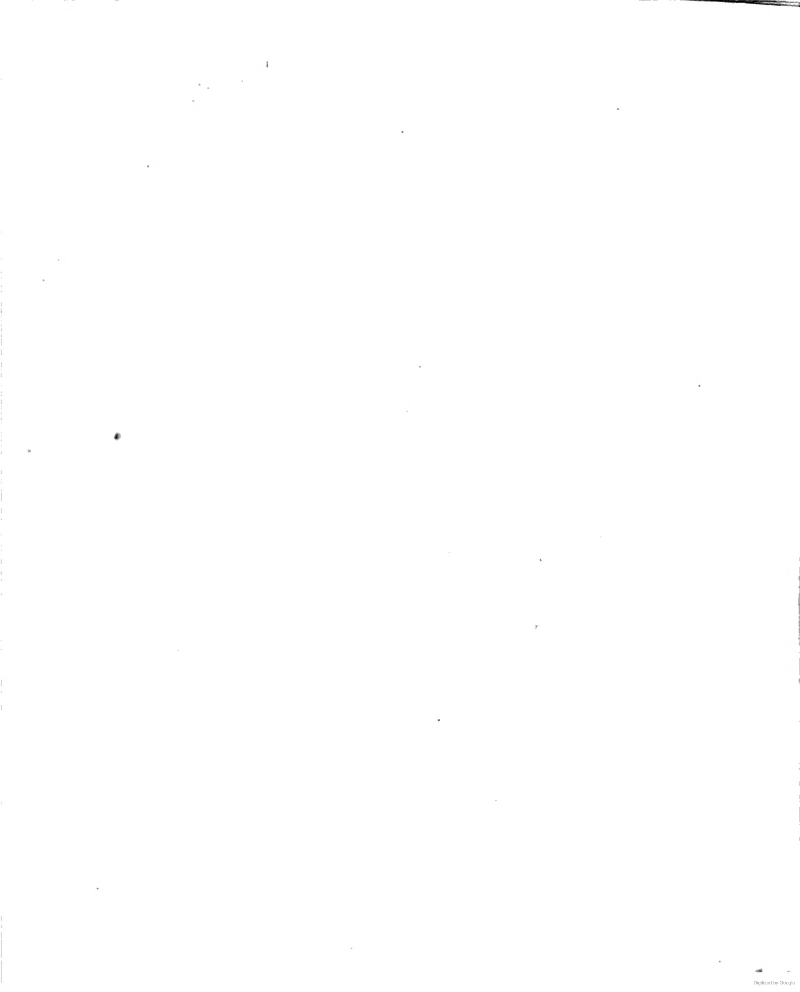
„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!" so sprach er zu dem geliebten Schatten: „du konntest zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in Staub treten, das konntest du nicht! das ist dir eingehaucht worden in einer bösen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorschwebte. Hättest du darum gewußt, so würde ich dir auch Etwas zu verzeihen haben. Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier kniee ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Oberrock, deine alte Perücke. Wenn dein Segen darauf ruht, so sollen sie mir eine köstliche Erbschaft seyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergessen, daß dieser Rock über deiner redlichen Brust zugeknöpft wurde. Dein Blut fliesse in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und schwöre: ich will es nie beschimpfen!"

Gestärkt erhob er sich und ging mit heiterm Antlitz heim, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Testaments gewesen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verstehen, man verfahre gewissenlos mit ihm, das Testament sey null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, so mache er sich anheischig, es umzustoßen. „Da sei Gott für!" sagte Fritz: „ich habe meinem guten Vater während seines Lebens wenig Ehrerbietung bewiesen, obschon er stets väterlich und recht an mir gehandelt; so will ich wenigstens nach seinem Tode seinen letzten Willen ehren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht."

Der Advokat stutzte, sah ihn an, schüttelte ihm schweigend die Hand, war gerührter als einem Advokaten geziemt, und ging seiner Wege. Als Fritz nun zum ersten Male über die Schwelle des väterlichen Hauses schritt, fand er seine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil sie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling sich benehmen, und ob er nicht vielleicht gar in der ersten Hitze den tückischen Albino zerschmettern würde. Doch da er mit freundlicher Sanftmuth bloß um den Oberrock und die Perücke bat, da erheiterten sich die Gesichter. Man liebkosete ihn, man nannte den Seligen hart, und versicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäsche und Kleidern wolle man ihn reichlich ausstatten, auch einen honnetten Zehrpfennig ihm in die Tasche stecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht verübeln. Fritz dankte, verbat sich Alles, und bestand bloß auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewohl nicht ohne Scham, herbei gebracht. Fritz wickelte die Perücke sorgfältig in den Oberrock, schnürte den zusammen, hing ihn an seinen Knotenstock und sagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias seinen ganzen Koffer geschenkt hatte, in dem aber dieser mit Verdruß nur Bücher fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey





Zu pag. 153.
PLAN von CONSTANTINOPEL.
Tab. XXXIX.
Erklärung.
Constantinopel
CONSTANTINOPEL
HAFEN VON CONSTANTINOPEL
CANAL NACH DEM SCHWARZEN MEER oder BOSPORUS
MEER VON MARMORA
Nord
Topdschilar
Jeni kapu
Salchane
Sarmaschik
St. Dimitri
Galata, Pera, Tophana und Kassimpascha.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnament jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Constantinopel.

(Mit einem ausführlichen Plane.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XXXIX.

Constantinopel (Constantinsstadt) von den Morgenländern Constantia, oder Constantinia — auf türkischen Münzen Islambol, d. i. Fülle des Glaubens — genannt, wurde von Constantin dem Großen an der Stelle des alten Bycantiums erbaut, im Jahre 330 eingeweiht und nach ihm genannt.

Es war bis 1453 die Haupt- und Residenzstadt der christlichen, und von jener Zeit an bis jetzt, der türkischen Kaiser. Seine Lage an der östlichen Grenze Europa's, auf einem durch den Reichthum seiner Erzeugnisse ausgezeichneten Boden, und am Gestade so fischreicher Meere, ist äusserst glücklich, und man erfreut sich daselbst stets eines lieblichen Wechsels der Jahreszeiten.

Vierzehnmal seit Constantin der Große diese Stadt erobert, wurde sie bis zum Jahre 1203 belagert, jedoch stets vergeblich, wo es der stürmenden Macht der Kreuzfahrer gelang, sie zu unterwerfen.

Eine Prophezeihung Mohammeds verhieß den Moslims die Eroberung Constantinopels, daher sie oft vor den Stadtmauern erschienen; jedesmal aber gelang es, sie wieder abzuwehren, bis zum 6. April 1453, wo Mohammed II. mit einem Heere von 250,000 Mann davor erschien und die Stadt, nach einer siebenwöchentlichen Belagerung, von der Hafen- und Landseite zugleich mit Sturm eroberte.

Seit dieser Zeit bis jetzt, also 376 Jahre lang, verblieb Constantinopel, das von Neuem wieder aus seinen Ruinen entstund, als Eroberung in den Händen der Türken; doch es vermochte sich nie mehr zu dem Glanze und der Pracht früherer Zeiten empor zu heben.

Innere Kämpfe vernichteten die Kraft des Reiches, Feuersbrünste schonten selbst der Palläste des Großherrn nicht, und wenn die Erdbeben auch nicht so verheerend wie in den frühern Zeiten waren — wo im Jahre 875 mehr als 400,000 Menschen unter den Ruinen der Gebäude begraben wurden, und 1033 die Erde 140 Tage hindurch unaufhörlich erzitterte — so erschütterten sie doch die Grundfesten der in Moscheen umgewandelten christlichen Tempel und zerstörten die Stadtmauern. —

Die Einwohnerschaft von Constantinopel mochte vor dem Anfang des jetzigen Kriegs ungefähr 600,000 Seelen betragen haben; unter diesen waren 300,000 Muselmänner, 100,000 Griechen, 60,000 Armenier, 30,000 Juden und der Rest Franken.

Die Zahl der nicht muselmännischen Einwohner, besonders der Griechen und Armenier, mag sich seither freilich beträchtlich vermindert haben, dagegen aber hat jene der muselmännischen Bevölkerung, durch das Herbeiziehen der Militärs aus den Provinzen und aus Asien, zugenommen.

Von der Landseite ist Constantinopel mit einer doppelten, zwei Stunden langen Mauer eingeschlossen, die mit ihrem südlichen Ende an das Meer von Marmora und mit dem nördlichen an den Hafen reicht. Die innere von diesen beiden Mauern ist 18 und die äussere 12 Fuß hoch; beide sind meist aus großen gehauenen Quadersteinen erbaut, und durch 250 Thürme, die einen Bogenschuß aus einander liegen und für Geschütze eingerichtet sind,

flankirt. Vor der äussern Mauer ist ein 25 Fuß breiter Graben.

Die Wasserseiten sind mit einer einfachen, weniger hohen und starken Mauer befestiget, doch befinden sich vor derselben, sowohl am Meere von Marmora als auch am Hafen, einige von französischen Ingenieurs angelegte Batterien, jede für 8 bis 12 Geschütze hergerichtet.

Constantinopel besteht aus der eigentlichen Stadt und sechzehn, größtentheils offenen Vorstädten. Die eigentliche Stadt, die sich auf einer in das Meer von Marmora auslaufenden Landspitze, wie das alte Rom auf und zwischen sieben Hügeln erhebt, hat 4 Stunden im Umfange; 28 Thore — von denen sich 14 auf der Hafen- 7 auf der Land- und eben so viele auf der See-Seite befinden — führen in ihr Inneres.

Unter diesen sind bemerkenswerth: auf der Hafenseite Nro. 4 das Thor des Uferlusthause's, durch das man in den großen Garten des Serails gelangt; Nro. 47 das Gartenthor, beim gewöhnlichen Landungsplatz der Ueberfahrt von Tophana, wo die zur Pforte gehenden Dollmetscher und die fremden Gesandten bei ihren Audienz-Aufzügen ans Land treten, und in dem, hart am Ufer liegenden, Lusthaus Nro. 19 von dem türkischen Großmarschall empfangen werden; Nro. 123 das Judenthor, nach den hier in der Nähe der Hauptmauth angesiedelten Juden benannt; Nro. 52 das Fischmarktsthor, welches, dem gleichnamigen Thor in Galata gegenüber, zu dem stark besuchten Marktplatz der ägyptischen Specereien führt; Nro. 74 das Kerker- oder Schiffsthor, auch von dem nahen Obstmarkt das Fruchthafenthor genannt; Nro. 75 das Weihwasserthor, nach einem von den Griechen für heilig gehaltenen Brunnen; Nro. 124 das heilige Thor, von der ehemals gegenüber gelegenen St. Theodosia-Kirche; Nro. 125 das Neuthor, Nro. 126 das Petrithor und Nro. 127 das Leuchtthurmsthor, welche drei Thore nach dem, vorzüglich von Griechen bewohnten, Stadtviertel Fanar führen.

Auf der Landseite, vom Hafen nach dem Meere zu, kommt man bei Nro. 136 durch das krumme Thor nach der Vorstadt Ejub; zwischen dem Adrianopelthor Nro. 139 und dem nächstgelegenen Kanonenthor Nro. 115 fließt das Flüßchen Lycus, welches die Stadt quer und in ihrer Breite durchschneidet und ehemals in die Cloacken geleitet war; die weitern Landthore sind Nro. 113 das Neuthor; Nro. 112 das Silivrithor; Nro. 108 das Kapalu-Thor u. Nro. 104 das Thor der sieben Thürme, in dessen Nähe sich das vermauerte sogenannte goldene Thor und der Mädchenmarkt befindet, auf dem junge Sclavinnen verkauft werden.

An der Seeseite, von den sieben Thürmen der Serailspitze zu, ist Nro. 92 das Sandthor, an dem Einbuge des Gestades; Nro. 88 Daoud-pacha's-Thor, nach dem ganz von den Mauern der Stadt umschlossenen großen Gemüßegarten benannt; Nro. 86 das Neuthor, das zum armenischen Viertel führt; Nro. 63 das Galeerenhafenthor; Nro. 36 das Schlächterthor, nach dem vor demselben aufgeführten Schlachtgebäude benannt, und Nro. 9 das Stallthor, bey dem die kaiserlichen Ställe liegen und wo die Stadtmauern mit denen des Serails zusammenkommen. Dieses Thor und das Landthor Nro. 8 sind die gewöhnlichen Eingänge zum Garten des Serails von der Meeresseite.

Je größer die Erwartungen sind, welche die Ansicht Constantinopels von der See- und Hafen-Seite erregt, wo über die durch herrliche Baumgruppen unterbrochene gewaltige Häussermasse sich prachtvolle Paläste und Moscheen mit zahllosen Minarets erheben, um so drückender ist das Gefühl, welches der Eintritt in die Stadt selbst hervorbringt! Unregelmäßige, enge, schlecht oder gar nicht gepflasterte Straßen, führen zu großen, mit Trümmern bedeckten Brandstätten, weite Grasplätze wechseln mit Gärten und Aeckern; neben stolzen Palästen und Tempeln stehen nur hölzerne, in niedrigem Style gebaute Häuser; überall Schmutz und Mangel an Kunstsinn, und, mit Ausnahme weniger Theile der Stadt, nirgends ein kräftig reges Leben und Treiben. Todtenstille verbreitet sich schon mit Anbruch der Nacht und die unbeleuchteten Straßen bedecken zahllose Haufen von Hunden, Geiern und Habichten, den Unrath verzehrend, der am Tage hinausgewor-

fen wird. Die einzige schöne Straße ist die des Thors von Adrianopel, welche mit artigen hölzernen Häusern bebaut, sehr lang und ziemlich breit ist.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdient das neue Serail zuerst genannt zu werden. Es liegt auf der äussersten Landesspitze, hat zwei Stunden im Umfang, zwölf Thore und drei Haupthöfe, und ist ringsherum von einer Mauer umgeben, die mit unzähligen Thürmen und Kuppeln, mit vergoldeten Halbmonden geziert und nach dem Meere hin mit Kanonen besetzt ist. Diese Kanonen, deren immer 50 Stück aufgeführt sind, und die ohne Laffetten, stets in einer Richtung liegen, daß sie den Wasserspiegel bestreichen können, werden bei einem feindlichen Angriffe zur Vertheidigung gebraucht, sonst aber nur zur Begrüßung des Sultans, bei seinen Spazierfahrten auf dem Meere, bei der Geburt eines Prinzen, bei der Thronbesteigung oder dem Sturze eines Sultans und bei der Hinrichtung eines Staatsbeamten, abgefeuert.

Die Einwohnerschaft des Serails mag sich auf 8 — 9000 Seelen belaufen, welche, aus etwa 2000 Gartenwächtern, einigen hundert Frauen, eben so vielen weißen und schwarzen Eunuchen, Gärtnern, Köchen, Stallbedienten, Matrosen ꝛc. bestehen. Die größte Pracht, und ein Luxus und eine Verschwendung, die über alle Beschreibung gehen, herrschen in dem Serail; jährlich werden da die Abgaben von Millionen verzehrt, und wie ungeheuer die Summen seyn müssen, die zur Bestreitung solcher Bedürfnisse erfordert werden, mag schon aus folgender Angabe der Fleischconsumtion hervorgehen; man verbraucht nämlich jährlich im Serail: 40,000 Ochsen, 60,000 Schöpse, 20,000 Kälber, 16,000 Lämmer, 10,000 junge Ziegen, über 100,000 welsche Hühner, 150,000 alte und junge Tauben, eine große Menge Wildpret und Fische, und unter den letzten allein 30,000 Schollen.

Der Haupteingang in das Serail, bey Nro. 11, ist die kaiserliche Pforte, Babi humajun, d. i. das erhabene oder erlauchte Thor, welchen Namen es von seinem Erbauer Mohammed II. im Jahre 1467 erhalten hat.

Durch dieses Thor, das Tag und Nacht von 50 Thorwächtern bewacht wird, gelangt man in den, gegen 500 Schritte langen und 100 Schritte breiten, ersten Hof des Serails Nro. 1, welcher die Gestalt eines Halbmondes hat und den mit herrlichen Plantanen beschatteten Springbrunnen Ablas, die Münze u. das Zeughaus enthält. In dem Zeughaus werden eine Menge Siegeszeichen aufbewahrt, unter andern auch die Waffen der Kreuzfahrer, die unter Gottfried von Bouillon Konstantinopel einnahmen.

Dieser erste Hof des Serails ist, ausser einer erhöhten Straße in der Mitte, die zum zweiten Hofe führt, ungepflastert; man findet auf demselben und in den Nebengebäuden die Wohnungen aller der Personen, die entfernterer Weise zum Serail gehören.

Durch das mit vergoldeten alterthümlichen Rüstungen und Waffen aller Art verzierte und ebenfalls mit 50 Wächtern bewachte Mittelthor Nro. 12 tritt man in den zweiten Hof des Serails. Noch vor dem Eingange in denselben erblickt man, rechts in der Ecke des ersten Hofs, einen großen Mörser, in welchem ehemals die des Todes schuldigen Muftis und Ulemas zerstampft worden seyn sollen.

Was dieses zweite Thor zum Gegenstande des Schreckens macht, ist die Bestimmung desselben, als Hinrichtungsplatz für höhere Beamte, und das in demselben befindliche Gemach des Henkers. Das Thor wird durch zwei Pforten geschlossen, wovon die eine sich nach dem ersten, die andere nach dem zweiten Hofe öffnet. Nur der Sultan darf durchreiten; alle übrigen Personen, selbst die Vornehmsten, so wie auch die fremden Gesandten und Botschafter, wenn sie zur Audienz gelangen, müssen schon im ersten Hofe vom Pferde steigen und zu Fuße durchs Thor gehen. Dies erleichtert den Wachen oder Henkersknechten die Ausübung ihres blutigen Geschäfts, indem der, ins Urtheil Verfallene hier plötzlich ergriffen, und da ihm die Flucht zwischen den beiden Thüren unmöglich gemacht ist, sogleich hingerichtet wird. Die Köpfe dieser Unglücklichen werden dann gewöhnlich mit einer sich auf das begangene Verbrechen beziehenden Inschrift, entweder auf die Mauer aufgesteckt, oder in hölzernen oder silbernen Schaalen vor dem ersten Thore zur Schau ausgestellt.

Ueber dem zweiten Thor steht das Muhamedanische Glaubensbekenntniß:

La illaheh illa Allah,
Muhammed Resul Alla.

Das heißt: Ausser Gott ist kein Gott, Muhammed ist der Gesandte Gottes.

Der zweite Hof Nro. 2. in den man durch dieses Thor gelangt, ist nicht so groß, als der erste, aber viel schöner und regelmäßiger; er ist viereckig und hat 300 Schritte im Umfange. Nur zwei erhabene Fußwege, die zum dritten Thore führen, sind gepflastert, neben denselben aber erblickt man den prächtigsten, mit Cypressen umgebenen und mit herrlichen Springbrunnen geschmückten Rasen. Rechts zur Seite stehen in neun großen Gewölben, unter auf Marmorsäulen ruhenden Bleidächern, die kaiserlichen Küchen; es sind dies niedrige, mit Kuppeln bedeckte Gebäude, ohne Schornsteine, das Feuer wird in der Mitte derselben angezündet, und der Rauch verliert sich aus Löchern, welche in den Kuppeln angebracht sind. In dem ersten dieser Gebäude werden die Speisen für die kaiserliche Tafel bereitet; das zweite liefert sie für die Sultanin, die Prinzessinnen und die Frauenzimmer des ersten Ranges, und aus den übrigen werden die Hofbeamten und ihre Dienerschaft gespeist. Täglich sind in diesen kaiserlichen Küchen über 400 Köche und 600 Zuckerbäcker mit dem Zubereiten der Speisen und Süßigkeiten beschäftiget.

Geringere Staatsdiener werden nicht aus den kaiserlichen Küchen gespeist.

Auf den beiden ersten Höfen des Serails, wohin ein Jeder ungehindert gelangen kann, muß stets die größte Stille herrschen. Vor dem Eingange in das dritte oder Glückseligkeitsthor Nro. 3 müssen alle Waffen abgelegt werden. Man gelangt durch eine prachtvoll verzierte Halle, deren Wölbung mit dem vergoldeten Namenszug des Sultans, die Seiten aber mit 16 Porphyrsäulen von seltener Schönheit prangen, in den dritten großen Serailshof, oder in das eigentliche Innere des Kaiserpallastes, wo beständig eine Anzahl weißer und schwarzer Eunuchen die strengste Wache halten.

In diesem dritten Hof, wo alle Mauern der Häuser mit Porphyr- und Marmorplatten bekleidet und selbst die Böden mit Marmor belegt sind, erblickt man den von einem einzigen großen Fenster erleuchteten Audienzsaal, in welchem sich der prächtige Thron des Sultans befindet.

Weiter, als bis in diesen Audienzsaal ist keinem fremden Gesandten oder sonst Jemand der Zutritt gestattet und daher kommt es auch, daß wir bis jetzt immer noch unvollständige Nachrichten über die Hauptgebäude des innersten oder des dritten Hofs des Serails haben. Man weiß daß diese Gebäude die verschiedenen Säle des Sultans und des Hofstaates sind, und daß sie Lusthäuser, Moscheen, Bäder, Fontainen und Wasserbecken, den Schatz und die Bibliothek, das Harem und den Prinzenkerker enthalten.

Unter den Sälen ist der des edlen Kleides, welcher unmittelbar an das kaiserliche Schlafgemach stößt, der berühmteste; in diesem Saale, dessen Wände aus weißem Marmor bestehen und der ringsherum mit künstlichem Schnitzwerk von Gold verziert ist, werden die Kleinodien des Reichs, die Fahne, der Mantel, der Stab, der Säbel, der Bogen und das Siegel des Propheten, so wie heilige Schilder, Schwerter und Panzer aufbewahrt. Jährlich am 15. des Monats Ramasan begiebt sich der Sultan, von allen Hof- und Staatsbeamten begleitet, hieher, um den weißkameelottenen Mantel des Propheten zu küssen, und ist dieß geschehen, so wird ein großes goldenes, an den Aussenseiten mit Edelsteinen besetztes und mit Wasser gefülltes Gefäß herbeigebracht, das heilige Gewand wird darein eingetaucht, wieder ausgewunden und dieses Wasser in kleine Glasflaschen gefüllt, gesiegelt und als ein Zeichen der Gnade des Sultans verschenkt. Ebenso werden an diesem Tage auch Abdrücke von dem Siegel des Propheten, die der Sultan mit einer Dinte von Gummi eigenhändig auf Stückchen Papier macht, verschickt, und sobald ein vornehmer Muselmann beide heiligen Geschenke bekommt, nimmt er das besiegelte Papier unaufgerollt (denn niemand wagt es, das heilige Siegel zu besehen) taucht es in das Wasser, und schluckt sodann Papier und Wasser andächtig hinunter.

Sultan Mahmud I. verwandte nicht weniger als 100,000 Dukaten auf die Verschönerung dieses Saals mit silbernen Gewölbrosen und reich vergoldeten Säulen. Die silberne Kiste, worin diese Reliquien aufbewahrt werden, wiegt allein über 8 Centner. Auch die Pforte dieses Saales ist mit reinem Silber beschlagen.

Das auf der rechten Seite des dritten Hofes gelegene kaiserliche Schatzgebäude soll in 4 Gewölbe getheilt seyn, von denen das erste kostbare Waffen, das zweite Kleider und Stoffe, das dritte Juwelen, Uhren und Reitzeug und das vierte gemünztes und ungemünztes Gold und Silber enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Die rohrartige Marante.

Nro 40. Zweiter Jahrgang 1829. (157)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die rohrartige Marante.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XL.

Gegen das furchtbare Gift des Mancinell-Baumes, mit dem die Wilden ihre Pfeile vergiften und das selbst unbedeutende Wunden, von einem solchen Pfeile beigebracht, wenn nicht gleich tödtlich, doch meistens für immer unheilbar macht, hat man jetzt bei den Bewohnern der Insel St. Vincens in Westindien die Anwendung einer Pflanze erfahren, deren Wurzel diesem Gifte widersteht und die daher auch den Namen Pfeil-Wurz erhalten hat.

Das Mehl, welches aus dieser Wurzel bereitet wird, ist zugleich als ein sehr gesundes und vorzüglich als eines der am leichtesten zu verdauenden Nahrungsmittel bekannt; es läßt sich mit Wasser, Bier, Wein, Milch oder Fleischbrühe bereiten, je nachdem es für Kranke oder Gesunde seyn soll, und wird jetzt in England sehr häufig Kindern und kränklichen Leuten, als die kräftigste und der Gesundheit zuträglichste Speise gereicht, so wie auch zu Pasteten, Suppen, Pudding u. s. w. benutzt.

Auch in Deutschland findet dasselbe schon viele Käufer; es fängt an ein wichtiger Handels-Artikel zu werden; in Frankfurt a. M. werden hievon Commissions-Lager gehalten und man bekommt dasselbe in dem dasigen allgemeinen Commissions-Comptoir in einzelnen Pfunden zu 1 fl. 12 kr.

Die Zubereitung dieses Mehls zur Speise ist sehr einfach; es bedarf nur eines Uebergußes von siedendem Wasser, es bildet sich sogleich eine durchsichtige, gallertartige Substanz, und diese gibt alsdann, mit etwas Zucker vermischt für Kinder und Kranke, und mit Zucker und etwas Wein für Gesunde, eine sehr angenehme und nahrhafte Speise.

Constantinopel.

(Fortsetzung und Beschluß von S. 156.)

Ein weiteres Hauptgebäude in Constantinopel ist der Pallast des Großvezirs Nro. 41; derselbe ist ganz nach morgenländischer Art gebaut, und sieht eher einer Bastion oder dem Sitze des Schloßvoigtes ähnlich, als dem Eingange zu dem weltberühmten Kaisersitze. In diesem Pallaste, dem Mittelpunkt aller Staatsgeschäfte, ertheilt der Großvezir fremden Gesandten die Ankunft- und Abschiedsaudienzen, bewirthet in den Nächten des Ramasans die Minister der Pforte, hält den ordentlichen Divan, spricht Recht über Leben und Tod, und läßt das Urtheil oft vor seinem Angesichte vollziehen. Hier sind ferner die Kanzleien aller Zweige der Ministerien der innern und äußern Angelegenheiten, deren Vorsteher, der Kiajabeg und der Reis Efendi, sammt allen ihren Untergebenen, den ganzen Tag hindurch der Befehle des Großvezirs gewärtig seyn müssen, um dieselben zu empfangen und sogleich zu vollstrecken. Der untere Theil dieses Pallastes hat in der Mitte ein einförmiges rundes Thor, dessen Gewölbe einen Halbmond bildet, und dieser Eingang zum Pallaste des Großvezirs ist eigentlich die hohe Pforte. Zu beiden Seiten des Thors steht man halbmondförmig gewölbte Nischen, in denen die blutigen Ueberbleibsel ermordeter Feinde dem Volke zur Schau ausgestellt werden. Diesem Pallaste gegenüber, jedoch innerhalb der Serailsmauer, ist das prachtvolle Pavillon des Sultans Nro. 15 erbaut, in

welchem er, ohne gesehen zu werden, die öffentlichen Auf- und Einzüge ins Serail betrachten kann.

Von hier aus, längs der Mauer des Serails nach, gelangt man an das eiserne Thor Nro. 17, durch welches nur die Wächter und Vertrauten des Sultans ein- und ausgehen dürfen. Weiterhin führt diese Mauer ans Meer zum Uferlusthause Nro. 19. In diesem Lusthause, wo der Bostandschi Baschi seine Gerichtssitzungen hält, der Sultan das Auslaufen der Flotte betrachtet, Admirälen Audienz gibt 2c. befindet sich ein Thron mit einer Silberplatte von 7 Ellen ins Gevierte, zu welcher über 1 Centner des reinsten Silbers verwendet worden ist.

Das nächste Thor an diesem Ufer ist das Holzthor Nro. 5. Dieses wird bloß zur Nachtzeit geöffnet, um die Leichname der im Serail Hingerichteten hier ins Meer zu werfen, bei welcher Ausführung zugleich eine Kanone der benachbarten Batterien abgefeuert wird.

Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt ist der berühmteste, der At Meidan (Pferdeplatz) Nro. 33, auf dem die Wettrennen zu Pferde gehalten wurden; heut zu Tage ist er jedoch nur noch 250 Schritte lang und 150 breit, indem die Moschee und die Armenküche des Sultans Achmet einen Theil davon einnehmen. Ueber diesen Platz gehen die feierlichen Aufzüge des Sultans an dem Bairamsfeste, wenn er sich aus dem Serail in seine Moschee begibt, und hier versammeln sich alle Großen des Reichs, um in der nämlichen Moschee, in des Großherrn Gegenwart, das Geburtsfest des Propheten zu feyern. Von hier aus tritt die Karavane der Pilger die Wallfahrt nach Mekka an, und hier wurden ehemals auch die großen Beschneidungsfeste mehrere Tage lang mit Gastmählern gefeyert.

Die Menge Moscheen, die sich in Constantinopel befinden, theilt man ein: in große (Dschami, d. i. Versammlungsort) in denen alle Freitage ein hiezu besonders verordneter Prediger das Gebet für den Sultan verrichtet, und in kleine Moscheen (Medschid d. i. Anbetungsort) Die kaiserlichen Moscheen haben das Vorrecht, in den heiligen Nächten von innen und außen bis an die Spitzen der Kuppeln hinauf, prächtig beleuchtet zu werden. Die vornehmste unter allen diesen Moscheen ist die Sophien-Moschee Nro. 29, wovon wir bereits in unserm Blatte Nro. 4. von diesem Jahre eine Abbildung sammt Beschreibung geliefert haben. Vor dieser Moschee ist ein großer und regelmäßiger Platz, worauf man die Ruine eines Grabmahls bemerkt, das jetzt zu einem Wasserbehälter gebraucht wird. Dieser Wasserbehälter ist ein, von allen Seiten offenes, mit einem auf vier Säulen ruhenden Dache bedecktes, Gebäude, das von großen, schattigen Bäumen und einem vergoldeten eisernen Gitter umgeben ist. Ueber dem Bassin, in welches das Wasser der Fontaine fällt, sind kupferne und vergoldete Trinkgeschirre befestiget, und stets sind Leute dort, die entweder ihren Durst löschen, oder das Wasser umsonst austheilen.

Südwestlich vom Mehlthore, beinahe mitten in der Stadt, ist Nro. 80 die Moschee Sultan Mohammeds II.; sie wurde von einem griechischen Baumeister erbaut, dem der Sultan zur Belohnung eine ganze benachbarte Gasse schenkte. Rechts vom Hauptthor dieser Moschee steht auf einer Marmortafel, auf himmelblauem Grunde, mit goldener, erhabener Schrift, die Constantinopel betreffende Ueberlieferung des Propheten: „Sie werden Constantinopel erobern, und wohl dem Fürsten, und wohl dem Heere, das dieses vollbringt.“

Die fast mit allen Moscheen verbundenen öffentlichen Armen-Versorgungsanstalten speisen täglich eine große Anzahl Bedürftiger. Man zählt über 100 solcher Anstalten, welche jeden Tag gegen 30,000 Menschen mit Brod und warmen Speisen versorgen.

An Lehranstalten hat Konstantinopel mit seinen Vorstädten 1600 Elementarschulen, 500 höhere Anstalten oder Collegien und viele Koranslese-schulen. Von den Bibliotheken sind nur wenige dem Nicht-Mahomedaner zugänglich; für den Moslimen aber stehen sie, mit Ausnahme des Freitags, täglich vom Morgen bis zum Nachmittagsgebete offen. In allen bildet der Büchersaal zugleich das Lesezimmer, wo die Bücher, deren Titel auf dem Schnitte der schmalen Seite des Futterals angeschrieben sind, in gemalten Schränken wagrecht aufgeschichtet liegen.

Tavernen oder Weinhäuser findet man in Constantinopel nur in dem von Griechen, Armeniern und Juden bewohnten Fanal und Conboscale; dagegen aber Kaffeehäuser, wo getrunken, Tabak geraucht und Opium gegessen wird, in allen Theilen der Stadt.

Unter den öffentlichen Badanstalten zeichnet sich das von Mohammed II. Nro. 43 angelegte Bad durch seine Schönheit und Größe besonders aus. Die Zahl der öffentlichen Bäder wird

auf 130 angegeben, die meistens von einer oder der andern Menschenklasse vorzugsweise besucht werden, und darnach benannt sind, z. B. das Fremdenbad, Taglöhnerbad u. a. m. Von noch größerer Wichtigkeit als die Bäder sind für die Bewohner Konstantinopels, die Fontainen, Brunnenhäuser und Cisternen. Die Cisterne Nro. 40 hat 336 Fuß in der Länge, 182 in der Breite und 224 Schritte im Umfange; das über diese Cisterne gebaute, mit gebrannten Ziegeln bedeckte Gewölbe wird von 336 Marmorsäulen getragen, jede derselben steht von der andern 12 Fuß entfernt.

Dem Mangel an trinkbarem Wasser ist in Constantinopel durch viele Wasserleitungen abgeholfen, welche dasselbe 3 bis 4 Stunden aus der Umgegend der Stadt, theils über, theils unter der Erde herbeiführen.

Der Hafen, der die Vorstädte Pera und Galata von Constantinopel trennt, ist einer der schönsten, größten und sichersten der Welt; er erstreckt sich an 400 Klafter tief in das Land und hat an seinem Eingang von der Serailspitze bis nach Topchana hinüber eine Breite von 500 Klafter. Seine Tiefe ist so bedeutend, daß die größten Kriegsschiffe sich hart an's Ufer legen können, auch ist er dem Verschlemmen nicht ausgesetzt, da die — das Einlaufen erschwerende — Strömung, welche aus dem Marmora-Meere an der Serailspitze eindringt, den ganzen Hafen umkreiset und bei Topchana sich wieder mit dem Hauptstrome Bosporus vereiniget, ihn stets rein hält. Er faßt über 1200 große Schiffe und ist zugleich die Station der osmanischen Flotte.

Die wichtigern Vorstädte, welche Konstantinopel umgeben, sind:

1) vor der Spitze der sieben Thürme, nahe am Meere, Kassabai-Salchane, d. i. Vorstadt der Fleischer, mit vielen Moscheen, Fontainen und Brunnenhäusern.
2) Kassabai jeni Kapu, Vorstadt des neuen Thors; nordwestlich von dieser breitet sich die Ebene von Daud-Pascha aus, welche noch jetzt der Sammelplatz der Heere in den Kriegen mit europäischen Mächten ist, während die nach Asien bestimmten Kriegsheere von der Wiese von Scutari ausziehen.
3) Kassabai Topdschilar, nach der von Mohammed II. hier erbauten Caserne der Artilleristen benannt. Oestlich von dieser Vorstadt bis fast an den Hafen hin erstreckt sich
4) Kassabai Otakdschilar, d. i. Vorstadt der Zeltaufschläger, mit dem schönen Spaziergang Otak meidani (d. i. Zeltplatz). An diese stößt unmittelbar vor den Thoren der Stadt
5) Nischandschi Pascha mit der gleichnamigen großen und schönen Moschee und einem Bade. Dicht am Hafen liegt
6) die Kassabai Dschömlekdschiler, d. i. Vorstadt der Töpfer, mit 4 Landungsplätzen und einer prächtigen Moschee. Auf diese folgt
7) Ejub, die ansehnlichste aller Vorstädte auf dieser Seite des Hafens. Unter den Gewerbsleuten dieser Stadt stehen die Verkäufer saurer Milch und die Barbierer in besonderm Rufe. Ejub gegenüber liegt
8) die Vorstadt Südlidsche, d. i. Milchort, mit mehreren Moscheen und Klöstern.
9) Die Vorstadt Piri Pascha ist größtentheils von Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Zwischen dieser und der Vorstadt Südlidsche liegt die kaiserliche Ankerfabrik an der Mündung des nie versiegenden Flüßchens Piri Pascha (sonst Cison).
10) Die Vorstadt Chassköi wird, wie das gegenüber liegende Stadtviertel Balata, von Juden bewohnt; hinter dieser Vorstadt ist der große, freie Okmeidan, d. i. Pfeilplatz, wo die Uebungen mit Pfeil und Bogen Statt haben. Dem Hafen zu liegt
11) die große Vorstadt Kassim Pascha mit dem Arsenal der osmanischen Seemacht und allen damit in Verbindung stehenden Anstalten. Ueber die Schluchten zwischen den Hügeln, auf denen sich Kassim-Pascha gegen den Hafen herabsenkt, führen drei steinerne und mehrere hölzerne Brücken. Das Vorgebirge, welches auf der einen Seite das Ende des Hafens, auf der andern den Anfang des Bosporus bildet, nimmt
12) die Vorstadt Galata ein, welche auf drei Seiten von den Vorstädten Kassimpascha, Pera und Topchana und auf der vierten vom Meere begrenzt wird. Sie ist fast noch überall von den alten genuesischen Mauern umfangen und hat 12 Thore. Das Fischmarktsthor Nro. 5 liegt dem gleichnamigen in Konstantinopel gerade gegenüber, und hier ists, wo die beiden Ufer des Hafens so nahe zusammen kommen, daß man zur Ueberfahrt von dem einen zum andern kaum 5 Minuten braucht. Vor dem Kalkbrennerthor Nro. 9 sieht man die Ruinen eines Thurms, von dem aus in den frühern Kriegen eine Kette nach der Serails-Spitze, oder nach dem gegenüber liegenden Leandersthurme gespannt wurde, um dadurch das Einlaufen der feindlichen Schiffe zu hindern. Bei Nro. 14 steht der Thurm, von wo aus man ganz Konstantinopel mit seinen

Vorstädten übersehen kann. Auf dem Rücken des Hügels liegt

13) die Vorstadt Pera, bei den Türken auch Beg joh, d. i. Fürstenstraße, genannt, welche durch eine etwa fünf Viertelstunden lange, enge und unreine Gasse, in zwei Hälften getheilt wird, in deren schönern und grössern sich die Palläste der europäischen Gesandten befinden. Hinter Pera auf einem Hügel ist

14) die Vorstadt St. Dimitri, eine Gruppe elender Häuser in engen Gäßchen, mit seinen Tavernen, als Wohn- und Erlustigungsort des schlechtesten Gesindels verrufen.

15) Topchana hat ihren Namen von der am Ufer des Meeres gelegenen Stückgießerey (Top-Chane). Die vor dieser Vorstadt hart am Ufer angelegten Batterien vertheidigen, mit der gegenüber gelegenen des Serails sich kreuzend, den Eingang des Hafens und können als der äusserste Punkt des Hafens von dieser Seite betrachtet werden. Unmittelbar an Topchana grenzt

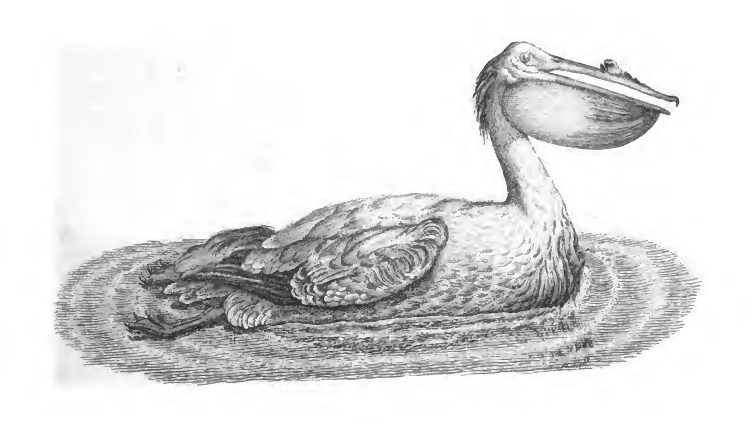
16) die Vorstadt Fündüklü, hat 4 Moscheen und 2 schöne Fontainen.

Ausser diesen 16 Vorstädten wird auch das auf der asiatischen Küste gelegene Scutari mit seinen Umgebungen zu den Bestandtheilen Konstantinopels gerechnet. Hier ist die Hauptstation für die asiatischen Couriere, der Aufbruchsort aller nach Osten ziehenden Karavanen, der Wohnort des persischen Gesandten bei der Pforte und die geheiligte Ruhestätte der osmanischen Bewohner Konstantinopels. Die Einwohnerzahl von Scutari, das in frühern Zeiten unter dem Namen Chrysopolis eine eigene für sich bestehende Stadt bildete, wird auf 33,400 berechnet; es hat viele herrliche Moscheen, mehrere kaiserliche Serails, große und schöne Karavanseraien und die berühmten, mit der üppigsten Pracht angelegten Cypressenhaine. Auf der westlichen Seite der Stadt, auf einem Granitfelsen, erhebt sich der Leuchtthurm Kis-Kullesi aus dem Meere s. Nro. 1 und östlich erblickt man den Berg Bulgurlu, der wegen seiner herrlichen Aussicht über ganz Konstantinopel und dessen Umgebungen so häufig besucht wird.

Macfarlane giebt über die Aussicht, die man schon auf dem Thurme zu Galata über Constantinopel hat, eine höchst anziehende Beschreibung, die wir hier aus seinen Werken noch beifügen wollen.

„Von diesem erhabenen Punkte, sagt er, übersah ich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, von dem Serail bis zu der friedlichen Vorstadt Ejub; ich konnte mit meinen Blicken die ganze Basis des großen Triangels, den Konstantinopel bildet, verfolgen, längs desselben seine alten Mauern, seine dicken Thürme unterscheiden, und, wenn ich die ganze Stadt durchlief, jenseits, eine ihrer Seitengrenzen, das Schloß Yedi-kouleler, oder die sieben Thürme am Meere von Marmora, wahrnehmen; ein unermeßlicher Raum! angefüllt mit Gebäuden, die durch die Fehler ihrer Bauart nur um so mahlerischer werden und durchkreuzt von unzähligen Moscheen und Minarets; die Mauern des Serail, die zum Theil noch von den alten Festungswerken von Byzanz herrühren sollen, die Wasserleitung des Valens, die zwischen zwei Bergen hindurch geführt ist, die prächtigen Kuppeln der Sophienkirche und die noch mehr in das Auge fallenden Zinnen der Moscheen des Sultan Achmet auf dem Platze des Hippodromos, lagen vor mir ausgebreitet; eine Menge von Gegenständen aus den verschiedensten Zeiten riefen noch großartigere Erinnerungen hervor, als selbst dieses staunenswürdige Schauspiel. Bei einer leichten Seitenbewegung übersah ich den ganzen Hafen, die Höhen und die Casernen von Daud-Pascha, die Häuser der Vorstadt Pera, und in der Ferne die rauhen Berge von Thracien, während ich meine Blicke nur ein Wenig zur Linken zu wenden brauchte, um die Propontis zu überfliegen und mit ahnungsvollem Schauer auf den schneebedeckten Gipfeln des bithynischen Olymp zu weilen. Machte ich wenige Schritte, so bot mir ein anderer Theil der Gallerie die düstere Aussicht auf den türkischen Begräbnißplatz, der sich, gleich einem Cypressenkranz, auf einem Berge hinter Pera hinzieht, auf die Anhöhen und Casernen von Dolma-Bagdschi und etwas weiter seitwärts auf den Bosporus, der mit jenen leichten Barken bedeckt war, die man hier Piaden nennt. Der Bosporus, dessen Ufer zu beiden Seiten eine lange Reihe von Häusern und Gärten bilden, gewährte den reizendsten Anblick bis zu seiner Vereinigung mit dem Meer von Marmora, oder bis gen Kenderly, wo er, wie ein frohes Kind, in den Armen seiner Mutter verschwand. — Von demselben Punkte erkannte ich die weißen Mauern des Thurmes des jungen Mädchens, die neuen Kasernen, die Moschee des unglücklichen Selim, einen eleganten großherrlichen Köschk auf dem östlichen Ufer des Bosporus, die weitläufige Vorstadt Scutari, mit ihren regellos umhergestreuten Häusern, und das Dorf Kadi-keni, wo das alte Chalcedon lag, darüber hinaus die geheimnißvollen Ruheplätze des endlosen Todtenackers von Scutari, die romantischen Hügel von Burgulu und die einsamen Berge Kleinasiens."

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der rauhschnäbliche Pelikan.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der rauhschnäblige Pelikan.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLI.

Pelikan, oder Kropfgans, auch Beutelgans, nennt man den größten der Wasservögel, der fast noch einmal so dick ist, als der Schwan, und der am untern Theile des Schnabels und der Kehle einen Sack oder Beutel hat.

Es gibt verschiedene Arten von Pelikanen; jene, wovon unsere hier beigelegte Tafel eine Abbildung zeigt, sind in Nordamerika zu Hause und werden rauhschnäblige Pelikane genannt.

Der Pelikan, so unbeholfen und schwerfällig er auch aussieht, ist dennoch im Stande, so hoch in die Luft zu fliegen, daß er dem Auge kaum noch so groß, als eine in der Nähe vorbeieilende Schwalbe erscheint. Sein Körper ist mit einem blaßfarbigen Gefieder bedeckt, das sich im Sommer in ein reines Weiß umändert. Die Schwungfedern seiner Flügel sind schwarz und die Federn auf den Schultern aschgrau. Um das Auge herum hat der Pelikan federlose Flecken und am Hinterkopfe einen Büschel herabhängender feiner Haare.

Die Füße des rauhschnäbligen Pelikans sind stark, mit einer Schwimmhaut versehen und von gelber Farbe; sein gelblichrother Schnabel hat eine Länge von 15 bis 18 Zoll und ist mit kammartigen Erhöhungen versehen, deren Vorragungen unregelmäßig, und von ungleicher Höhe sind. Der Kropf oder Kehlsack ist weiß und mit zahllosen schwarzen länglichten Furchen gestreift.

Die Nahrung des Pelikans besteht in Fischen, die er nicht, wie die andern Wasservögel, durch Behändigkeit und Geschicklichkeit, sondern durch ein plötzliches Geräusche fängt, das er macht, indem er sich von oben herab ins Wasser stürzt. Dabei schlägt er mit den Flügeln das Wasser so stark, daß die Fische hievon gleichsam betäubt in die Buchten an der Küste eilen. Hier verzehrt er sie nun in Menge, füllt sich überdieß mit ihnen den Kropfsack voll, und hat er Junge, so trägt er ihnen sehr reichlich zu.

Gewöhnlich sind die Nester der Pelikane mehrere Meilen vom Gestade landeinwärts entfernt, und bilden kleine in die Erde eingescharrte Höhlungen, in die sie 3 bis 4, auch wohl 5 Eier legen. Sind die Jungen aus der Schale ausgekrochen, so holen ihnen die Alten aus dem nächsten Gewässer fleißig Fische herbei, und da sie dieselben in ihrem Schnabelsacke herbey tragen und auch die Jungen aus demselben füttern, so entstund in früherer Zeit die Fabel, als hacke sich der Pelikan selbst die Brust auf, und tränke mit seinem eigenen Blute die Jungen.

Die Fische, welche der Pelikan selbst verzehrt, trägt er erst eine Zeitlang in seinem Kropfe bei sich, ehe er sie in den Magen hinabläßt. Geht er nicht auf den Fischfang aus, so sitzt er meistens still und unthätig und scheint zu schlafen.

Das Fleisch des Pelikans soll sehr thranicht seyn, und wie verfaulte Fische schmecken; dennoch wird es von einigen gegessen.

Die Haut wird zur Bekleidung, wie Pelzwerk, gebraucht. Die Amerikaner und viele Wilden tödten den Pelikan besonders um des Sackes willen, der ihnen zum Tabaksbeutel und zu ähnlichem Ge-

brauche dient — In Ostindien richtet man den Pelikan zum Fischfang ab. Er fängt die Fische auf die oben beschriebene Art und ladet sich so den Kropf voll. Damit er sie nun nicht hinunter schluckt, so legt man ihm einen Ring um den Hals, nimmt ihm hernach die Fische ab, und giebt ihm einige hievon zur Belohnung für seine geleisteten Dienste.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 152.)

Fritz wanderte zum Thor hinaus. Einige Thaler waren sein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er selbst noch nicht. Es gab damals Krieg fast in ganz Europa. Er betrachtete sich lächelnd und dachte an die Worte Fallstaffs: „Futter für Pulver!" Mit diesem halb gereiften Vorsatze wanderte er einige Meilen, und näherte sich der Grenze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Besseres in den Weg würfe, der ersten besten Trommel nachziehen wollte.

In diesen Gedanken unterbrach ihn plötzlich das Keuchen eines Menschen hinter ihm. Er sah sich um, und erblickte einen Mann von edler Gestalt, aber nur in eine kurze Weste gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzustellen, redete dieser ihn schon hastig an:

„Guter Freund! rettet mich! Die Verfolger sind mir auf der Ferse. So wie ihr mich hier sehet, bin ich aus der Festung entsprungen, aber denket darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher; Ihr sollt mich kennen lernen, doch jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Ich habe schon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieser Gestalt erkennt man mich auf den ersten Blick, und hier ist weit und breit keine Höhle, kein Busch, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs ist nicht fern mehr. Leiht mir etwas von Euerer Kleidung, so bin ich gerettet, und Euch soll reich vergolten werden.

Indessen der Fremde so sprach, hatte Fritz dessen edle Physiognomie beobachtet, und ohne sich zu besinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von seinem Knotenstocke, lösete des Vaters Oberrock ab, half ihn dem Flüchtlinge anziehen, setzte ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut drüber, gab ihm den Stock in die Hand und sagte: Gehen Sie mit Gott!

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich sollte", erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieser Weg führt Euch nach B**, dort fraget am Thore nach dem Grafen R**.

Mit diesen Worten entfernte er sich hastig. Fritz sah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verschwand. Dann zog er seine Schlafmütze aus der Tasche, bedeckte damit sein entblößtes Haupt, schnitt sich einen Stock vom nächsten Baume, setzte seine Wanderschaft ruhig fort, und sagte lächelnd: da ist die ganze Erbschaft auf einmal zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, so hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Husaren sprengten heran. Als sie ihn erreicht hatten, hielten sie und betrachteten ihn aufmerksam. Er sah ihnen steif in die bärtigen Gesichter. „Das ist er nicht," sagte Einer von ihnen zu seinen Kameraden.

„He! guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann gesehen, der so und so gekleidet war?"

„O ja," antwortete Fritz gelassen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er schien große Eile zu haben."

„Das glaube ich!" rief der Husar schmunzelnd. „Links um Kameraden! den erreichen wir. Doch mögen zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden."

Und fort sprengten sie in sausendem Galopp rückwärts und vorwärts. Die beiden letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch seine Verkappung getäuscht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen

lassen. Jetzt tummelten sie sich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz sah den Staubwolken anfangs lächelnd bald aber bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?" so sprach er zu sich selber: „weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzogen. Aber so ist der Mensch, und das ist noch das Beste an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbschaft, wenn ich sie übel angewandt hätte."

Fast hatte er sein Abentheuer schon vergessen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf dessen Hauptstadt, B**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barsche Weise examinirt, und kein Arges an ihm erfunden hatte, fragte er nach dem Grafen R**. Auf diese Frage betrachtete der Soldat ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erschien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Gestalt mußte wohl sehr treffend geschildert seyn (die Angst bemerkt scharf), denn ohne weitere Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief seine Ordonnanz, und befahl ihr, den Fremden in das Hotel des Grafen R** zu begleiten. Der Grenadier schritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem sie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Pallast von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne seinen Begleiter würde er schwerlich durchgedrungen seyn. Der Grenadier machte Platz. Jetzt standen sie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge sich brüstete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achsel anschaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor sich habe, als er fast erschrocken seinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um diesen bestaubten Mann sogleich zu Sr. Exzellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzimmer, in welchem Lakaien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da stand der Mann von gestern im Kreise bebänderter Herren, die ihre Glückwünsche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten auf der Schwelle stand, als er hastig durch das Gewühl sich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochansehnlichen Versammlung als seinen Retter vorstellte. Jedermann beeiferte sich, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geschah. Der Graf, der noch Geschäfte abzuthun hatte, ersuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm sprechen könne.

Fritz zog sich bescheiden in eine Fensterbrüstung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des seltsamen Abentheuers. So viel, dachte er, sehe ich wohl, daß meines Vaters Segen auf seiner Erbschaft ruht. Ein freundlicher Sekretär gesellte sich zu ihm, der seine Neugier befriedigte. Der Graf v. R** war General und Liebling seines Königs, dessen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen gescholten wurde. Der Feind stellte ihm Netze. Durch tückische List bemächtigte man sich seiner Person, und sperrte den gefährlichen Mann in eine Festung. Aus dieser war ihm gelungen zu entkommen, obschon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müssen. Im freien Felde sah er sich zwar endlich, aber drum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hindernisse hatten seine Flucht so sehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgensonne verscheucht wurde. Man vermißte ihn alsobald. Die ganze Garnison kam in Bewegung, aus allen Thoren stürzten die Verfolger, auf allen Straßen spähten sie ihm nach, und ohne die Perücke des alten Föhrenbach würde er schwerlich entronnen seyn.

Jubelnd empfieng ihn die Hauptstadt seines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn sein königlicher Freund. Die neidischen Höflinge eilten um die Wette, sich hoch erfreut zu stellen, und verwünschten

insgeheim seine Zurückkunft. Er sann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu lassen, daß er wirklich wieder am Ruder stehe, als Fritzens Erscheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die dem Günstlinge des Königs heilig waren. Kaum hatte das Gewimmel sich entfernt, als der Graf den Pilger in sein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um seinen Namen: — Fritz Föhrenbach — sein Vaterland? — keines mehr — seine Geschäfte? — hoffen — seine Aussichten? — finster. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchschaut.

„Es freut mich", hub er an, „daß Sie Lust zum Soldatenstand äussern. Da kann ich Ihnen am ersten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen." — Er hielt Wort. Auf seine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in Dienste. — Das Glück, sogleich Offizier zu werden, hatte er sich nicht träumen lassen. Er dankte seinem Gönner mit dem treuherzigen Versprechen, bei erster Gelegenheit sich dessen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu seiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, stand aber noch immer zögernd im Kabinet, und sah sich mit einiger Aengstlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas", sagte der Graf, „so reden Sie frei."

„Mein Oberrock — meine Perücke" — stammelte der Jüngling.

„O die lassen Sie mir. Ich werde sie zum Andenken unter meinen Kostbarkeiten verwahren."

„Nein, Ew. Exzellenz, das kann nicht seyn."

„Da sie künftig Uniform tragen, so sind Ihnen beide ja doch völlig unnütz; und ihr Werth ist so gering —"

„Ihr Werth — ich bitte Herr Graf — sie sind unschätzbar für mich. Mein Vater hat sie getragen. Es ist Alles, was er mir hinterlassen hat, und ich lebe der frohen Zuversicht, daß sein Segen darauf ruht."

„Das ist ein Anderes," sagte der Minister, und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten."

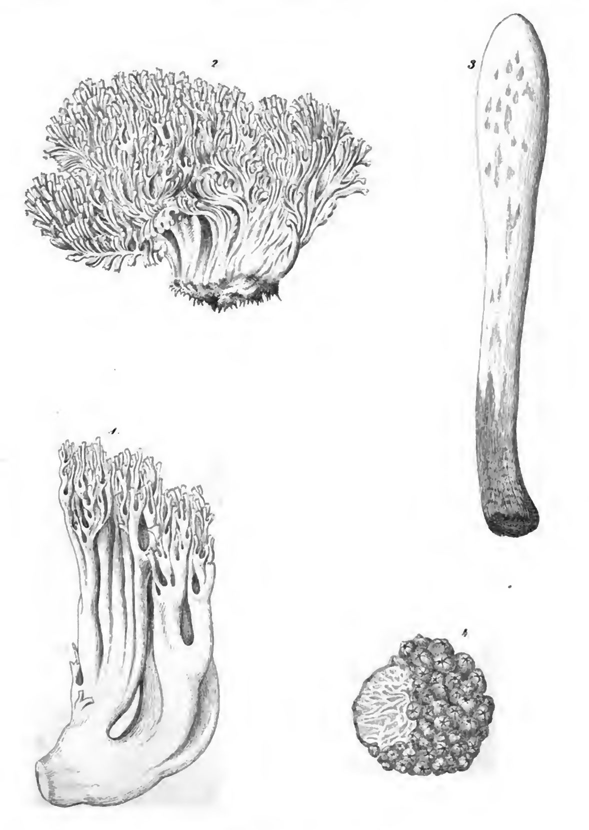
Er ließ ihm den Oberrock sammt der Perücke ausliefern, und Fritz empfahl sich mit frohem Herzen. In seinen neuen Stand wußte er sich trefflich zu schicken, gewann die Liebe und Achtung seiner Kameraden, und benutzte die Muße des nächsten Winters, um sich theoretische Kenntnisse im Militärfache zu erwerben. Die praktischen hoffte er im Frühjahr beizufügen, denn die ganze Armee bereitete sich ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indessen nur auf der Parade gesehen, wohl aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und stets erwünschte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe sich sein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn schon längst vergessen. Um so angenehmer wurde er überrascht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren sollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu dessen Pallaste, um zu danken. „Lassen Sie das gut seyn," sagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweisen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte."

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu bestehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte sein General ihn selbst zurückhalten, sein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde ihm ein verlorener Posten anvertraut, der so weit vorgeschoben war, daß er jeden Augenblick abgeschnitten werden konnte. Allein der Posten war sehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergestalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schicksal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widersetzte er sich auch nicht, als sein Adjutant sich erbot, das Wagestück zu unternehmen, obgleich er ihn mit schwerem Herzen von sich ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Schwämme.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Cryptogamische Gewächse.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLII.

Der unsterbliche Linné hat in die XXIV. Klasse seines Pflanzensystems, die er Cryptogamie nannte, alle diejenigen Pflanzen aufgenommen, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge wie bei den Pflanzen der 23 andern Klassen finden konnte. Mit einem sehr scharfen Auge begabt, war er kein großer Freund von Untersuchungen mit Hülfe des Vergrößerungsglases, und so mußte ihm wohl entgehen oder doch undeutlich bleiben, was dem Eifer unermüdlicher Forscher später gelungen ist, auch bei einem Theile dieser Pflanzen Befruchtungswerkzeuge, wenn auch nicht von derselben Beschaffenheit und so ausgebildet, wie bei den übrigen, zu entdecken, wodurch wir wohl auf das Daseyn derselben auch bei jenen Pflanzen schließen können, bei denen man sie noch nicht entdecken konnte.

Da bei den Cryptogamen die Geschlechtstheile, die doch den wesentlichen Theil der Blüthe ausmachen, auch da, wo man sie bemerken kann, weniger ausgebildet sind, so finden wir auch keine eigentliche Frucht, sondern nur Saamen, Keimpulver, wodurch die Fortpflanzung bewirkt wird.

Durch die nicht genug anzuerkennenden Forschungen der neuern Botaniker sind wir mit so vielen Cryptogamen bekannt geworden, daß ihre Anzahl jener der übrigen Pflanzen wohl gleichkommen dürfte, und ihr Studium, ja sogar einzelner Familien derselben, ein ganzes Menschenleben beschäftigen kann.

Sie sind die Uranfänge, die Elemente des Pflanzenreiches und verdienen, ihrer Wichtigkeit in so vielfältiger anderer Beziehung nicht zu erwähnen, gewiß die Aufmerksamkeit eines Jeden, der den wundervollen Zusammenhang und die allmähliche, stufenweise Entwickelung und Ausbildung der Gewächse erkennen will. Da zu dem ein großer Theil dieser Gebilde der Pflanzenwelt in einer Jahreszeit verweilt oder auch erst zur völligen Ausbildung gelangt, wann die übrige Vegetation erstorben zu seyn scheint, so findet der Freund der Natur und ihrer Schöpfungen auch da noch um jene Scheintodten, ja auf denselben, reichhaltigen Stoff zur Belehrung, zur Nahrung des Geistes und zur Bewunderung der rastlos thätigen, stillschaffenden Mutter, die auch jene, nach menschlichen Ansichten weniger gerathenen Kinder, mit gleicher Liebe pfleget und wartet.

Linné theilte die cryptogamischen Gewächse in 4 Ordnungen, in Farrnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Neuern machen andere Abtheilungen. Wir wollen uns an eine von denselben halten, und theilen sie in die Familien 1) der Pilze und Schwämme, 2) der Flechten, 3) der Algen, 4) der Lebermoose, 5) der Laubmoose, und 6) der Farren.

Schwämme.

Unser heutiges Blatt zeigt möglichst treue Abbildungen von einigen Schwämmen. Jedermann kennt die Schwämme, Naturerzeugnisse, die durch Formen und Farben überall sogleich ins Auge fallen, aber auch meistens eine Art Widerwillen oder Mißtrauen erregen, wodurch uns die Natur gleichsam zur Vorsicht zu mahnen scheint, und woher es auch kommen mag, daß sie Alt und Jung in allen Ländern im Vorübergehen gerne zerstört. Sie sind die Anfänge der Vegetation, die einfachsten Produkte des Pflanzenreichs und stehen also auf der

untersten Stufe desselben, wohin sie die Neuern in die Reihen der Gewächse gewiesen haben. Man konnte lange nicht einig werden, welche Stelle unter den organischen Wesen diese Erzeugnisse einnehmen sollen. Einige setzten sie ins Thierreich und sahen sie für Polypen an. Allein obgleich sie in Manchem von den Pflanzen verschieden sind, so haben sie von der andern Seite so Wesentliches mit ihnen gemein, daß sie doch schicklicher an diese angereiht werden. Denn sie wachsen wie die Pflanzen, haben eine Art Saamen, einen eigenen, theils gefärbten oder milchigen, milden oder scharfen auch harzigen Saft; man erhält aber auch Eyweißstoff aus ihnen, und eine fette Materie, ein eigenthümliches Prinzip, welches man Fungine nennt, weiß, sanft anzufühlen, fade und wenig elastisch ist, und als Nahrungsmittel dienen kann. Sie zeigen dagegen nie das Grün eines Laubvegetabils, sind meist erdfarben, entweder gelb oder braun, roth, seltener blau, haben keine ächte Wurzel, keinen Stengel, kein Laub, keine Blüthen, sind geschlechtslos, entwickeln kein Sauerstoffgas, sondern nur Wasser- und Stickstoffgas, gehen deßwegen größtentheils sehr schnell in Fäulniß über, und haben endlich weder eigentliche Gefäße noch Rindenporen, sondern nur ein markiges, zelliges Gewebe, dessen Maschen breit und verlängert sind. Diese letztere Eigenschaften nun entsprechen großen Theils denen der Früchte der wahren Pflanzen, weswegen die Pilze und die Schwämme, wie man die vollkommeneren Pilze nennt, nicht als vollständige Pflanzen, sondern nur, in so fern sie Frucht oder Saamentheile vorstellen, als einfache und mitunter als die allereinfachsten Saamenbehälter anzusehen sind.

Einige Schwämme erscheinen schon im Frühlinge, die meisten vom Juli bis in den November, vorzüglich aber während des Herbstregens; einige kleine Schmarotzerschwämme halten sich auch in gelinderer Winterzeit und die Schimmelarten erzeugen sich zu jeder Jahreszeit an gährungsfähigen Substanzen. Ihre Dauer ist zwar äusserst begränzt, da einige (Schimmel) nur eine oder wenige Stunden vegetiren; allein die Individuen folgen schnell und im Ueberfluß aufeinander, so daß sie oft zu tausenden in einer Nacht zum Vorschein kommen. Andere dagegen, wie die lederigen und holzigen Arten dauren längere Zeit, oft Jahre aus. Der Zeitpunkt ihrer ersten Bildung ist der der Gährung organischer Stoffe, weswegen sie sich auf kranken oder faulenden Vegetabilien, oder verwesenden thierischen Körpern erzeugen. Sie entstehen wohl größtentheils von selbst, obgleich es nicht zu bezweifeln seyn mag, daß die vollkommeneren Arten auch aus Keimkörnern sich entwickeln, in welche sie, wenn sie einmal entstanden sind, wieder zerfallen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, und wenn wir in Deutschland schon an 1500 Arten zählen, so muß ihre Zahl gewiß groß seyn. So sehr die Schwämme Feuchtigkeit lieben, so findet man sie doch nie unter dem Wasser, wohl aber unter der Erde, wie die Trüffeln und andere. Ein großer Theil wird bald die Beute der Würmer, Insecten und Schnecken. Auch wilde Schweine, Hirsche und Schaafe, selbst die Ochsen wissen einige Arten zu unterscheiden und suchen sie begierig auf. Aber auch für uns sind einige von großem Nutzen, wie z. B. der Zunderschwamm, dessen Gebrauch Jeder kennt, der Lerchenschwamm, der riechende Löcherschwamm als Arzneymittel, der schwefelgelbe Löcherschwamm zu einer gelben Farbe, und vieler bedienen wir uns als Nahrungsmittel oder Gewürz, wobei jedoch nicht genug Vorsicht zu empfehlen ist, selbst bei solchen, die allgemein als genießbar anerkannt sind, da es gar sehr auf das Alter der Schwämme ankommt. Doch da wir noch manches Interessante über diese merkwürdigen Gebilde der Natur aus trefflichen Schriften unsern Lesern mitzutheilen gedenken; so behalten wir uns vor, in der Folge über den Gebrauch der Schwämme als Nahrungsmittel, über die Kennzeichen der eßbaren und schädlichen, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und Heilmittel ausführlicher zu sprechen. Wir geben hier nur noch die Eintheilung der Pilze und gehen zur Erklärung unserer Abbildungen. Man theilt sie in Staubpilze, Staubfadenpilze, Keimpilze, Bauchpilze, Schwämme und Kernschwämme.

Tab. XLII.

Die Schwämme von Fig. 1 bis 3 gehören zu den sogenannten Keulenschwämmen, welche von der einfachen Keulenform Fig. 3. bis zu der verästelten Fig. 1 und 2. vorkommen, weswegen

man sie auch in einfache und ästige theilt. Sie sind ganz von der Saamenhaut überzogen, und ihre Oberfläche erscheint wie mit einem feinen Mehl überpudert. Ihr Fleisch ist weiß, etwas fest und zerbrechlich, das der violetten Art von feinerer Substanz und leichter verdaulich. Sie sind, besonders die größern, fast alle eßbar, und inkommodiren nicht, sind aber doch im Allgemeinen, vorzüglich die ältern, etwas lederartig, saugen bei anhaltend feuchtem Wetter, wie in diesem Jahre, sehr viel Wasser ein, werden ungenießbar und erregen sogar üble Zufälle. Sie sind von verschiedener Größe, zahlreich — man zählt allein in Europa fast an 100 Arten — und finden sich meist auf der Erde, aber auch auf verwittertem Holze, auf Stengeln, Blättern, selbst Moosen und Pilzen, und sind meist von gelber Farbe. Die größern und eßbaren haben verschiedene Namen, als: Geisbart, Bocksbart, Rehling, Hirschling, Händling, Fingerlein, Korallenschwamm, Schöberling ꝛc. und in Frankreich: gallinete, gallinale, mainotte, espignette, poule, buisson, barbe ou barbes de chèvre, menotte. Ihre Gestalten sind oft sehr sonderbar und auffallend, und wenn noch eine lebendige Einbildungskraft ihre Schuldigkeit thut, so kann sie Hirschgeweihe, Korallen, Bärte, Vogelklauen, Besen, Fingerlein von ungebornen Kindern und anderes Herengeräthe daran erkennen. Hat doch Paullet an der Clavaria nosocomiorum, die sich auf der feuchten Leinwand zum Verband knochenbrüchiger Patienten erzeugte, eine veritable, kleine Menschenhand gesehen, an deren Fingerlein sogar die Nägel ausgedrückt waren. Item, es kann auch so seyn, wir haben es nicht selbst gesehen.

Fig. 1. Clavaria coralloides, Korallenähnlicher Keulenschwamm, gelber Ziegenbart, Fingerlein. La Clavarie jaune ou Barbe de chèvre ordinaire.

Er ist ohngefähr 4 Zoll hoch, gewöhnlich ästig. Im Alter bekommt er einen hohlen Hauptstamm mit parallelen, senkrechten Aesten, die wie Korallenzinken wieder getheilt und unter einander verzweigt seyn können. Es gibt viele Varietäten von diesem Schwamm: weiße, purpurfarbige, orangerothe, die gelbe ist übrigens die gewöhnlichste. Er zeigt sich schon im August und September in Gehölzen auf der Erde, besonders nach einem Regen, und ist einer der unschädlichsten, so daß man ihn sogar roh zum Brod genießen kann, wie es Professor Schwägerchen die Bauern um Nürnberg thun sah, es selbst versuchte und ganz vortrefflich gefunden haben will. Wenn auch sein Genuß, besonders der rothen, etwas zähern Varietät, schon mehrmal Erbrechen erregte, so ist das wohl dem Alter der genossenen Bocksbärte zuzuschreiben, was auch bei andern eßbaren Schwämmen der Fall ist. Betrügerische, oder vielleicht auch der Sache selbst unkundige Leute verkaufen sie auch, nachdem sie dieselbe schon mehrere Tage im Keller aufbewahrt oder frisch mit Wasser benetzt haben, für frische, vor welchen man sich hüten muß und schon daran Argwohn schöpfen kann, wenn die Farbe und die Spitzen nicht mehr ganz frisch und unversehrt sind.

Fig. 2. Clavaria Botrytis, traubiger Ziegenbart oder Keulenschwamm, La Clavaire en grappes.

Dem Vorigen nahe verwandt, nur kurzstämmiger, sehr ästig, blaß mit dunklern, etwas röthlichen Spitzen oder stumpfen, faltigen Warzen; Aeste kurz, Stengel sehr dick. Im Sommer und Herbst besonders in Buchwäldern an alten Eichstämmen. Bis zu einer Viertelelle Durchmesser. Eben so eßbar.

Fig. 3. Clavaria pistillaris, Erdkeule, La Clavaire pistillaire.

Einzeln, einfach, oft 5 Zoll lang, fahl auch dottergelb, aufwärts dunkler, verdickt, stumpf. Die ansehnlichste Art der einfachen Keulschwämme, fleischig, nicht ungesund, aber von bitterem Geschmacke, weswegen man sie nicht genießt. In Buchen- und Fichtenwäldern auf der Erde.

Fig. 4. Tuber cibarium, die Trüffel, La Truffe.

Sie ist rundlich, derb, die Aussenseite schwarz mit kleinen, fast prismatischen Beulen besetzt; das Innere, welches sich nie in Staub verwandelt, ist an jungen weiß, an völlig ausgebildeten schwärzlich und von weißröthlichen, netzartigen Linien durchzogen, mit durchsichtigen, rundlichen, kurzstieligen Sporulen oder Keimkörnern.

Doch, wer kennt die Trüffeln nicht, wenigstens rücksichtlich ihres Gebrauchs? Manchem möchten sie indeß nur aus Pasteten, Kraftsaucen und Ragouts bekannt, und es vielleicht nicht unangenehm seyn, über seinen Leckerbissen etwas Näheres zu erfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 164.)

In eine Felsenschlucht am Rande des Waldes, hatte Fritz seine wenige, aber beherzte Mannschaft postirt. In finsterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erschlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten fast den ganzen Tag hinter den Gesträuchen kauern, weil das feindliche Lager so nahe stand, daß man den Schildwachen beinahe das Weiße im Auge sehen konnte, und ein Bach, der sich aus der Felsenschlucht ergoß, diente, einige hundert Schritte von da, den Kavalleriepferden zur Tränke. Fritz hatte seinen Standort auf einer dickbelaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr Alles überschaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verschiedenen Korps, und zählte ihr Geschütz. Eigentlich hatte er nun schon seinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wissen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde besetzten Dorfe das Kirchweihfest gefeiert werde. Dort, meinte er, lasse sich beim frohen Gelage wohl manches von den Anstalten und Absichten der Feinde ergattern, und faßte den verwegenen Entschluß, verkleidet sich unter die Gäste zu mischen.

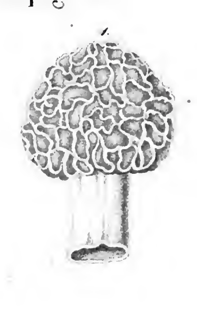
Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Menschen ergriffen, der jetzt ein wandernder Liederhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath solcher Büchlein in der Welt herum, wie sie auf Jahrmärkten zu geistiger Belustigung der Bürger und Bauern verkauft werden: die schöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenspiegel, und mehrere dergleichen; auch eine Menge der neusten Lieder, wie sie vor fünfzig Jahren gesungen worden. Daß dieser Mensch kein gefährlicher Mann sei, das sah man wohl auf den ersten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Postens verrathen konnte, so behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm sonst ein Leides zuzufügen.

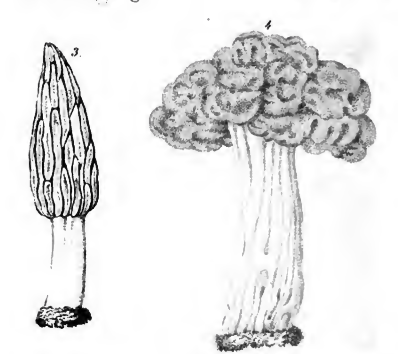
Fritz nahm die Büchlein, zog seines Vaters Oberrock an, setzte die Perücke auf, befahl seinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, sich heimzuschleichen, und seine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann gieng er dreist hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, bestach gleichsam die Schildwachen, mit einigen Kriegsliedern, und kramte seine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang gieng es gut. Die Bauern sammelten sich um ihn, die feindlichen Soldaten schienen seiner nicht zu achten. Zu Mittag setzte er sich im Wirthshause mitten unter die Gäste, horchte, lauschte, fragte, erfuhr und errieth Manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er seine Andacht verrichten, schlich sich aber auf den Thurm, übersah von da aus noch viel besser die feindliche Stellung, und zeichnete sie auf ein Blättchen, das er in seinem Schuh verborgen hatte. Aber einem feindlichen Offizier war seine Gestalt doch aufgefallen, mehr noch seine kluge Aufmerksamkeit auf Alles, was im Wirthshause gesprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, schlich ihm nach auf den Thurm, überraschte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erschrack, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwischen den Glockenstuhl, und raunte die Treppe hinab. Aber jener raffte sich zusammen, folgte ihm laut schreiend: halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet, sich ergeben mußte.

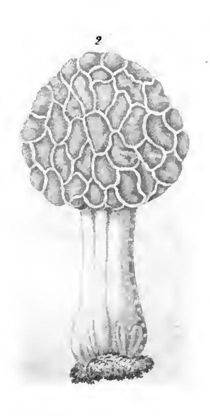
Man führte ihn sogleich zum General. Sein Verbrechen war erwiesen, und man verhörte ihn nur noch, um Nachrichten vom Feind einzuziehen. Da er aber hartnäckig schwieg, so befahl der General, ihn ohne weitere Umstände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Fest nicht zu stören, und da es ohnehin schon dunkel wurde, vergönnte er dem Deliquenten noch eine Frist bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht sollte er scharf bewacht werden. Der Offizier, der diesen Auftrag erhielt, sperrte ihn, um sein Entweichen sicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felsen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer starken eisernen Thür versehen, in der sich nur ein viereckigtes Loch eine Hand breit befand. Vor diese Thür wurden zum Ueberflusse noch zwei Schildwachen gestellt. Hier sollte sich Fritz zum Tode bereiten, und er that es mit Ergebung.

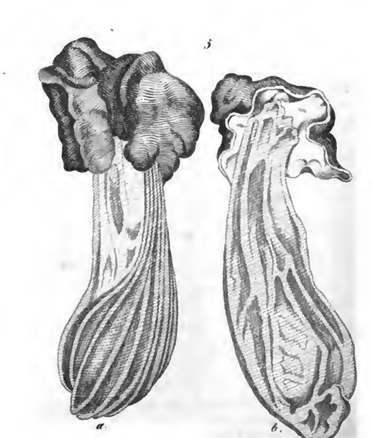
(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.









Schwämme.

No.ro 43. Zweiter Jahrgang 1829. (169)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Cryptogamische Gewächse.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLIII.

(Fortsetzung von Seite 167.)

Die Trüffel scheint ein ganzes Jahr zu ihrer Reife nöthig zu haben und zeigt in 3 Perioden ihrer Entwicklungszeit ein verschiedenes Ansehen. In der ersten Periode, wenn sie anfängt sich zu entwickeln, am Ende des Winters und im Frühlinge, ist es ein röthliches oder braunrothes Knöllchen, das seine Farbe bis zum Juni nicht ändert. In der zweiten Periode, im Sommer, ist die Oberfläche schon schwarz, rauh, das Fleisch aber noch sehr weiss, und man bemerkt nur eine leise Spur von grauen Linien. Man nennt sie jetzt weiße oder Sommertrüffel, verkauft sie im Juli in feine Scheiben geschnitten, die aber ziemlich unverdaulich und beinahe geruchlos sind. In der dritten Periode ist sie in ihrer Reife, ihre Oberfläche sehr schwarz, warzig, und ihr Geruch am kräftigsten, durchdringend, anfangs bisamartig, dann aber fast urinös. Diesem Zustand der Reife folgt bald eine Art Auflösung der innern Substanz, die breiartig wird.

Bei anhaltendem Regen zu Ende Augusts und im September ist ihre Vermehrung ausserordentlich groß. Man findet sie unter der Oberfläche der Erde, ohne alle Wurzel, selten einzeln, sondern nesterweise, so frey und dicht liegend, daß sie beim Herausnehmen ihre Abdrücke zurucklassen. Sie kommen beinahe in allen Ländern der Welt vor, erreichen oft ein Gewicht von einem Pfund und darüber, bei einer Größe von einer starken wälschen Nuß bis zu der Größe einer Mannsfaust, und liegen einen halben bis einen Fuß, oft aber auch nur einen bis zwei Zoll tief in der Erde, so daß sie dem bloßen Auge sichtbar werden, je nach der Beschaffenheit des Bodens, in dem sie lagern. Sie lieben vorzugsweise etwas lichte Eichen-, Buchen- auch Kastanienwälder, da sie ausser Schatten und Feuchtigkeit, auch Luft und Wärme zu ihrem Gedeihen nöthig haben. Am häufigsten findet man sie unter Eichbäumen an den Wurzeln, oft so wenig tief, daß man sie mit den Fingern hervorholen kann, und diese sollen auch die besten seyn. Sie erzeugen sich am liebsten in einer fetten Dammerde und lockerem Boden, in welchen Hitze und Feuchtigkeit leichter eindringen kann. Ein reiches Trüffellager hebt die Erde in die Höhe, oft so sehr, daß sie Risse bekommt und dadurch ihre Schätze verrathet, die aber auch durch die blaue Trüffelfliege, die ihre Eyer auf sie, oder wenigstens in die Risse zu legen sucht, angezeigt werden. Eine gute Trüffelnase wittert sie schon in geringer Entfernung, wie zuweilen kränkliche Menschen ihre Nähe durch den Geruch erkennen. Man muß sie im Oktober und November suchen, wenn man nicht Gefahr laufen will, sie ganz zu verlieren, da sie ein einziger harter Frost für immer verderben kann, und bedient sich dazu frischer Schweine und Hunde, die man schon in ihrer zarten Jugend auf verschiedene Weise dazu abrichtet. Wir wollen einiges von dieser Erziehungsmethode hier mittheilen, die, so einfach sie scheinen mag, dem Herrn Instruktor seine aufgewandte Mühe und Geduld in der Anwendung zuweilen wenig lohnt.

Man trennt ein lebhaftes Ferkel, dem man diese höhere Bildung zugedacht hat, von seinen un-

geschlachten Gespielen, um es allem bösen Beispiele zu entziehen und ganz für seine edlere Bestimmung zu gewinnen, und sucht es wie einen Hund an sich zu gewöhnen. Im vierten Monat erhält es die Rudimente im Suchen versteckter Früchte und Trüffeln, und findet Behagen daran, ob aus Liebe zur Wissenschaft oder den leckern, bisher ungewohnten Bissen, läßt sich bei einem so jugendlichen Lehrling nicht genau entscheiden. Im sechsten Monat ist es schon so fertig in seinem Geschäft, daß man es kaum glauben sollte; und doch ist es so. Das Schwein sucht nun brav, und wenn es Trüffeln aufgewühlt hat, macht der Trüffeljäger einen freundschaftlichen Tausch, nimmt ihm die Trüffeln schnell weg und befriedigt dasselbe mit Eicheln. Allein der Eifer zur Wissenschaft und die Lüsternheit nach Trüffeln wird bald so stark, daß der vierfüßige Jäger dem zweibeinigen zuvorkommt, und seinen Fund schnell selbst verzehrt. In Italien legt man deßwegen dem Schwein einen eisernen Ring um den Rüssel. Das Suchen mit diesem Thiere hat überhaupt manches Unangenehme, und dann wird es auch mit dem dritten Jahre so groß und unbändig, daß der Jäger seinen Studien ein Ziel setzen muß.

Das Suchen mit Hunden, besonders Pudeln ist angenehmer. Man richtet sie ohngefähr auf dieselbe Weise ab wie die Schweine. Man läßt sie frühe schon Trüffeln apportiren und giebt ihnen auch davon zu kosten oder belohnt sie mit Brodstückchen, die mit Trüffeln gerieben sind; diese bedeckt man dann nach und nach leicht mit Erde und befiehlt dem Hunde zu suchen, der, wenn er von guter Raçe ist, seinem Geschäfte bald vollkommen verstehen kann. Das Nachgraben ohne Hund sollte nicht gestattet werden, da dadurch viele Brut und somit vielleicht das ganze Revier zerstört wird.

Man unterscheidet verschiedene Varietäten und noch wirkliche Arten. Eine graue oder röthliche zeichnet sich besonders durch einen starken Knoblauchgeruch aus, ist schmackhafter, hält sich länger und kommt auch im Badenschen vor.

Die italienischen und besonders die aus Piemont, denen der Knoblauchgeruch vorzüglich eigen ist, und die des südlichen Frankreichs, zumal die von Perigord, von welchen jährlich an 30,000 Pfund ausgeführt werden, sind die Gesuchtesten.

Tab. XLIII. Morchelarten.

Die Morcheln oder Zellenschwämme; sind ebenfalls bekannt genug. Sie haben keinen Wulst, einen Hut, von rundlicher, ovaler oder kegelförmiger Gestalt, durchaus mit Samenschläuchen umkleidet; seine Zellen sind breit, von blattartigen Zwischenräumen umschlossen, sein Rand ist nicht zurückgeschlagen, sondern verfließt mit dem hohlen Stiele. Sie erscheinen im Frühjahre sehr häufig, besonders in Wäldern, seltener im Herbste nach warmen Regen, ziehen einen thon- oder kalkhaltigen Boden einem sandigen vor und entstehen gerne an Stellen, wo man Kohlen gebrannt hat und an andern Brandstellen. Die drei abgebildeten Arten werden von einigen blos für Varietäten gehalten, allein die Unterscheidungskennzeichen bleiben doch beständig. Sie sind eßbare, sehr schmackhafte Schwämme.

Fig. 1. Morchella esculenta, die gemeine Morchel, La Morille ordinaire.

Sie hat einen öfters hohlen, weißen oder gelblichweißen, glatten, kurzen, ziemlich dicken Strunk, einen gelbbraunen, zuweilen ganz blassen, rundlichen, am Grunde zusammengezogenen Hut mit fast viereckigen Zellen, ist von mittlerer Größe und im Frühjahre häufig.

Fig. 2. Morchella patula, breite Morchel, braune Morchel auch Klaffmorchel, La Morille prune.

Ihr rundlicher aus dem braunen ins röthliche gehender Hut ist am Grunde frey und hat rhombenförmige Zellen. Der Strunk weißlich, glatt, 2 — 3 Zoll hoch. In Gebirgswäldern an etwas erhabenen, kahlen Stellen.

Fig. 3. Morchella conica, kegelförmige Morchel, Spitzmorchel auch feine Morchel genannt, La Morille conique.

Ihr kegelförmig verlängerter, oben zugespitzter, unten mit dem Stengel verwachsener Hut ist braun, braunroth mit langen, tiefen, länglicht-viereckigen Zellen. Der Stiel ist hohl, unten wie aufgeblasen,

von weißlicher, zuweilen etwas blauer Farbe und wie mit Mehl bestäubt. Sie erscheint mit den Schlüsselblumen, der Schlehblüthe, und ist die beste Art.

Fig. 4. Helvella esculenta — die schwarze Morchel — La Morille noire.

Diese und die folgende Art gehören zu den Faltenschwämmen, die sich durch einen glatten, häutigen, aufgeblasenen, unregelmäßigen, gefalteten Hut auszeichnen, der mit cylindrischen Saamenschläuchen bedeckt, entweder frei oder mit dem festen, oft verschiedentlich gefurchten, lückigen Stiele verbunden ist. Die Ränder sind auf den Seiten herabgeschlagen. Sie sind fleischig, sehr brüchig, halb durchsichtig, und variiren in der Farbe. Die Faltenschwämme können alle genossen werden, was aber selten geschieht, obgleich sie zum Theil im Spätjahre erscheinen, wann die Morcheln schon vorüber sind.

Diese Art (Fig. 4.) macht gleichsam den Uebergang zwischen den Zellen- und Faltenschwämmen. Der rundliche, etwas breite, aufgedunsene, glatte Hut hat keine Zellen, wie bei jenen, sondern nur gewundene, über einander liegende Falten, ist kastanienbraun, oder beinahe schwarz, 1 — 3 Zoll breit, und hängt mit dem weißlichen, bisweilen wie gedrehten, kurzen Stiele zusammen. Sie hat auch noch andere Namen: Stockmorchel, wilde oder Hasenmorauche, falsche Morchel, Steinmorchel, und erhält sich lange auch ohne Strunk, bekommt aber mit der Zeit einen unangenehmen Geschmack, den sie durch Abbrühen verliert. In trockenen Nadelwäldern, besonders an Sandwegen im Merz und Mai.

Fig. 5. Helvella Mitra: die Bischofsmütze: Helvelle mitrée.

Diese Art ist die gemeinste, von angenehmem Geschmacke, und findet sich fast in allen Wäldern. Der Hut hängt an drei Seiten herab, hat aufrecht stehende Längsfalten und ist mit dem Rande nicht am Stiele angewachsen, der hohl, gefurcht und etwa 3 Zoll hoch ist. Fig. b. zeigt sie im Durchschnitt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 168.)

Aber sein Engel wachte. Des Pfarrers hübsche Pflegetochter, die den Schlüssel zu dem Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern vernommen, welch ein Schicksal dem Unglücklichen bevorstehe, der an ihr vorüber geführt wurde, und dessen edle Gestalt sie rührte. Am Abend konnte sie weder essen, noch in der Nacht das Auge schließen. So oft die Schildwachen vor dem Keller sich ablöseten, ging ihr ein Dolch durchs Herz. Wie mag dem Unglücklichen zu Muthe sein, dachte sie. Vielleicht hat er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch retten! — Und plötzlich schien eine Stimme ihr zuzuflüstern: du kannst ihn ja retten, warum thust du es nicht? — Jetzt erst erinnerte sie sich der Gelegenheit des Hauses. Der Keller nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing durch einen Gang mit jenem Felsenkeller zusammen. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte der Pfarrer seine besten Sachen auf den Nothfall in diesen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felsenkeller führte, ihn mit Moos und losen Steinen so künstlich zugesetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrschte, schwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaschen bestimmte Kürbisse lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben schien.

Kaum war die Erinnerung an diesen Umstand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als sie auch schon aus dem Bette sprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, schien ihre Kräfte fast zu übersteigen. Der Morgen war nahe, sie fühlte eine Angst, als ob sie selbst zum Tode geführt werden sollte. Sie schlich die Treppe wieder hinauf, suchte und fand eine Brechstange, eilte so bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anstrengung, die sie nimmer sich zugetraut, und sobald sie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren schlanken Körper durchschlüpfen zu lassen, versuchte sie es, kam

mit einigen Quetschungen glücklich hindurch, und eilte nun leise zu dem Felsenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über sich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooses und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht schlief, hatte wohl schon lange in der Ferne ein dumpfes Geräusch vernommen, doch nicht geahnet, daß es seine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefsten Winkel des Kellers sich etwas zu regen schien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden solle.

Nicht lange, so erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke sich vergrößerten. Wiederum nicht lange, so gewahrte er ein paar kleine weiße Hände, die vorsichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine, um jedes verrätherische Gepolter zu verhüten, behutsam auf die weiche Unterlage fallen ließen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er eine holde weibliche Gestalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte diesem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äussere Thüre warf, sah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch sich stahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug sei, dem Keller zu entrinnen, sondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigstens eine Stunde, um ohne verfolgt und ertappt zu werden, seinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch schauen würde, seine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmernden Schein in den Kerker. Er sah die Kürbisse und die Weinbergspfähle. Rasch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leise in die Erde, stieß einen Kürbis drauf, hing seinen Oberrock über den Pfahl, und setzte die Perücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu seinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Gesprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes stammelte Fritz. Nur das konnte er noch sagen: „Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet.“ Aber tief in das blaue Auge sah er dabei dem schönen zitternden Mädchen, schlürfte mit diesem Blicke ihre Gestalt für ewig in sein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erst als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, sie wußte selbst nicht warum. Es war die verhaltene Angst, die sich jetzt Luft machte. Weinend schlich sie sich auf ihr Kämmerlein und dankte Gott, und sprach mit freudiger Rührung: „Ich habe einem Menschen das Leben gerettet!“

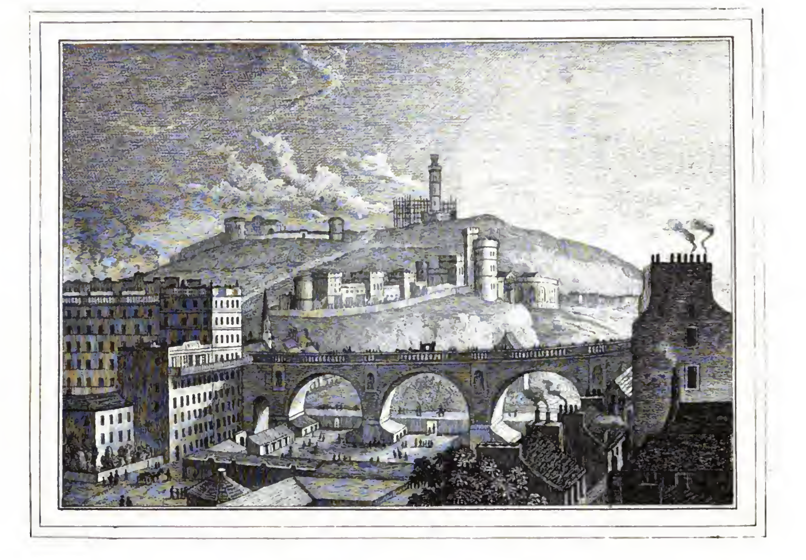
Fritz, von der Dämmerung begünstigt, erreichte den tiefen Strom, jenseits desselben ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte über diesen Strom, die zu suchen er keine Zeit verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer, warf sich kühn in die Wellen, und trotz der Erschöpfung, die, nach einem solchen Abentheuer, ihm fast die letzten Kräfte raubte, erreichte er glücklich das jenseitige Ufer; bald darauf auch seine Mannschaft, die, seiner ängstlich harrend, an seiner Rückkehr schon verzweifelt hatte.

Nicht überflüssig zeigte sich die List, welche er ersonnen, um jene Schildwachen irre zu führen. Denn kaum beleuchtete die Morgenröthe die eiserne Kellerthür, als einer um den andern durch das Loch schaute; weil es aber jedem vorkam, als stehe der Delinquent leibhaftig da, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, so konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat sich gar in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, schien ihm das verdächtig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden seyn, hätte nicht der andere ihn erinnert, daß ein Mensch, der in der nächsten Stunde seinen Tod erwarte, schwerlich Lust haben könne, eine Konversation anzuspinnen, sondern daß er vermuthlich bete. Das beruhigte den schwatzlustigen Kameraden, und er sagte nur noch: Armer Schelm! Gott stehe dir bei!

Indessen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als sie kaum von Angst und Freude sich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erst fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffneten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plündern werde, ja, daß sogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden könnte. Bleich und zitternd lief sie zu dem Alten, der eben sein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erschrockenen weinend um den Hals, und bekannte, was sie gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Ansicht von Edinburg.

No.ro 44. Zweiter Jahrgang 1829. (173)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Ansicht von Edinburgh.

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLIV.

Edinburgh ist die Hauptstadt von Schottland und liegt an dem kleinen Fluße Leith, der sich durch ein Felsenthal in vielen mahlerischen Cascaden herabstürzt und in den Golf von Forth mündet; sie ist ziemlich groß und schön und hat an 103,000 Einwohner.

Schon aus den frühesten Zeiten knüpfen sich an diese Stadt interessante Erinnerungen; sie war die Residenz der schottischen Monarchen; in dem Schlosse Holyrood, das zwischen zwei Hügeln liegt und ein regelmäßiges Viereck bildet, dessen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwischenmauer verbundenen Thürme geziert ist, verlebte die unglückliche Königin Maria Stuart — deren Schwächen man über ihrer Leiden vergißt — die Jahre ihres Königthums und ihrer Jugend, und auch noch in unsern Tagen lebte hier, mit seinen zwei Söhnen, der edle Bourbon, der jetzt den Thron von Frankreich ziert

Das Schloß Holyrood wird für einen der festesten Oerter in Europa gehalten, indem es sich mit der einen Seite an einen unersteiglichen Felsen anlehnt, und auf der andern mit 12 Bastionen und mit einem tiefen in den Felsen gehauenen Graben umgeben ist; mitten darin steht der prächtige Pallast, den der Gouverneur bewohnt.

Eine tiefe Kluft, welche den Namen Loch-North führt, theilt Edinburgh in zwei Hälften, die Altstadt und die Neustadt genannt; beide Hälften werden durch eine — auf unserer Abbildung ebenfalls sichtbare — Brücke verbunden, die 310 Fuß in der Länge und 68 Fuß in der Höhe hat, und ein Meisterstück der Baukunst ist, deren drei kühne Bögen, jeder von 72 Fuß Spannung, eine höchst mahlerische Wirkung hervorbringen, und den Beschauer, ebensowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr schönes Verhältniß überraschen.

Auf dieser Brücke genießt man das sonderbare Schauspiel, unter sich, statt Wasser, Häuser und Menschen zu sehen, und erblickt zugleich ungeheure Gebäude von 6 — 12 Stockwerken in der Höhe, in denen die Menschen, gleichsam wie in Bienenkörben übereinander wohnen.

Ein bedeutender Uebelstand in Edinburgh ist der Mangel an Wasser; man hat jedoch gesucht demselben abzuhelfen. Das Wasser wird durch Teichel von einem benachbarten Berge nach dem Schlosse in einen großen Behälter geleitet und von diesem aus, mittelst unterirdischer Canäle, in die verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt. Auch giebt es eine Menge Wasserträger, die das Wasser in Fäßchen auf dem Rücken in die höchsten Stockwerke hinauftragen.

Die hohe Schule in Edinburgh, an der eine große Anzahl Professoren lehren, ist berühmt; auch befindet sich daselbst eine große Bibliothek und in dem Münzkabinet bewahrt man, unter andern Seltenheiten, eine ganze Mumie, die ein Graf von Morton für 3000 fl. kaufte und diesem Collegium verehrte.

Auf dem Calthonhill, dem höchsten Hügel, den wir auf der Abbildung erblicken, erhebt sich das Observatorium und Nelsons Denkmahl, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerem eine Wendeltreppe sich bis zur Spitze hinaufschlängelt und in deren hohem Piedestal Zimmer angebracht sind.

Von dieser Höhe herab übersieht man ganz Edinburgh, die Neustadt und die Altstadt; und es ist die Neustadt, in Hinsicht ihrer Regelmäßigkeit und Breite, der wohlgepflasterten Straßen und der schönen aus Quadersteinen erbauten Häusern, mit den schönsten Städten in Europa zu vergleichen.

Cryptogamische Gewächse.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 171.)

Zubereitungsart der Keulenschwämme.

Wenn man Schwämme dieser Gattung von Erde gereinigt, gewaschen, auch unten vom Stiele das äusserste Ende abgeschnitten hat, läßt man sie in einer Bratpfanne mit einem Stücke Butter über gelindem Feuer erweichen. Ist dieses geschehen, so schüttet man das ausgeschwitzte Wasser ab, bringt sie mit einem Zusatze von Butter, Petersilie und Zwiebeln wieder über das Feuer, rührt sie etwas um, oder bestreut sie auch leicht mit Mehl und benetzt sie sodann mit Fleischbrühe. Sind sie fertig gebraten, so gibt man ihnen eine Sauce mit Eygelben. Schmecken sie nicht mehr auf diese Art zubereitet, so kann es eine brave Hausfrau auch auf andere Art versuchen, zur Abwechselung etwa so: sie wasche die Schwämme, brate sie mit Speck, unter und über dieselben gelegt, und thue Fleischbrühe, Salz, ganzen Pfeffer, ein Stückchen Schinken und ein wenig Petersilie daran. Sie lasse die Schwämmlein etwa eine Stunde braten — die verständige Hausfrau weiß das schon so ohngefähr — lege sie dann in eine Sauce mit Kraft- oder Fleischbrühe bereitet, oder trage sie als Fricassee auf, ohne sie wieder auf das Feuer zu setzen. Ueber die Pfanne muß ein Papier gelegt werden, auf welches man einen Deckel setzt, denn dadurch wird der Geruch erhalten, die Schwämme bleiben weiß, und die Sauce dickt nicht so sehr ein.

Zubereitungsart der Trüffeln.

Das Fleisch der Trüffel ist von Natur trocken; Oehl, auch jeder andere fette oder öhlige Körper macht die Trüffel deswegen angenehmer, schmackhafter und zugleich verdaulicher. Nach dem Oehle ist der Wein die beste Zuthat, noch besser aber, wenn beide vereint beigegeben sind. Um also ein ganz respectables Trüffel-Ragout zu bereiten, müssen die Trüffeln vor Allem gut gewaschen und gebürstet werden, um alle noch anhängende Erde wegzuschaffen; dann taucht man sie in Wasser oder besser in Oehl, schneidet sie nun in Scheiben, bringt sie in ein Geschirr mit Oehl oder Butter, etwas Wein, Salz und ganzen Pfeffer, wozu man noch, je nach Belieben, Sardellen und ganze Zwiebeln thun kann, läßt sie etwa eine halbe Stunde braten, und giebt ihnen dann eine Sauce mit Eygelben. Auch als Zuthat in fetten und magern Ragouts, in Pasteten und Torten ißt man die Trüffeln, auch als Suppe mit Champagner Wein gekocht; man füllt Geflügel damit und macht Creme daraus. Große Trüffelliebhaber ziehen sie dagegen ohne alle Zubereitung, nur in Asche gebraten vor, und einige finden sie ganz roh schon delikat. In Piemont ißt man sie roh, im Salate und auf der Polenta mit der Schnepfe, die dort erst durch die Trüffeln Werth bekommt. Je reifer die Trüffeln, desto wohlriechender und wohlschmeckender sind sie. Vor wurmstichigen, erfrornen oder faulen muß man sich in Acht nehmen, da sie bei ohnehin schlechtem Geschmacke, auch der Gesundheit nicht zuträglich seyn können.

Zubereitungsart der Morcheln.

Man giebt die Morcheln mehreren Speisen als Gewürz bei, bereitet aber auch sehr beliebte Gerichte aus ihnen. Zu jedem Gebrauch müssen sie natürlich vorerst, um alle Erde und Sandkörnchen aus ihren Höhlen und Zellen zu entfernen, sorgfältig gewaschen werden. Man läßt sie dann abtropfen, trocknet sie ab und setzt sie in einer Pfanne mit Butter, ganzem Pfeffer, Salz, Petersilie und nach Gefallen mit einem Stückchen Schinken über das Feuer, und läßt sie etwa eine Stunde braten, während man sie öfters, am besten mit Fleischbrühe, anfeuchtet, weil sie wenig Wasser ausschwitzen. Sind sie gebraten, so nimmt man sie vom Feuer, giebt ihnen eine Sauce aus Eygelben, welcher man noch etwas Rahm beimischen kann, und trägt sie allein oder auf mit Butter gerösteten Brodrinden auf. Diese Zubereitungsart ist die gewöhnlichste in Frankreich. Die Italiener machen sie anders zurecht. Wenn sie gewaschen und abgetrocknet sind, schneidet man die größern in mehrere Stücke, bringt sie in eine Pfanne mit Petersilie, Zwiebel,

Körbel, Pimpernelle, Tragand, Schnittlauch, etwas Salz und einem halben Glase Oel auf das Feuer, haltet sie einige Zeit darüber, bis sie ihr Wasser ausgeschwitzt haben, stellt sie wieder mit etwas Mehl über, feuchtet sie mit Fleischbrühe an und schüttet ein halbes Glas Champagnerwein dazu, läßt sie etwas anziehen und trägt sie sodann mit Citronensaft und Brodkrusten auf. Auch füllt man die Morcheln, wozu man frische nimmt und die grauen vorzieht. Man öffnet sie am Ende der Stiele, füllt sie, wann sie gut gewaschen, geklopft und abgetrocknet sind, mit einem feinen Füllsel und läßt sie zwischen Speckscheiben braten. Sie werden in einer ähnlichen Sauce wie die, nach italienischer Art zubereiteten, aufgetragen. Die Köche in Wien füllen die Morcheln mit Brodrinde, Fleisch von Geflügel, Sardellen, Krebsen und andern ähnlichen Dingen.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung von Seite 172.)

Im ersten Augenblicke stutzte der ehrwürdige Greis, aber schon im zweiten fand er seine Fassung, seinen Glauben, sein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende **Bertha** in seine Arme. „Sey ruhig," sprach er: „eines Menschen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Bösewicht, so gewinnt er nun Raum zur Buße, und du hast eine Seele gerettet. Eine Seele! den kostbarsten Schatz! Mögen sie doch plündern. Was sonst geschehen könnte, darum sey unbekümmert, und halte dich ruhig in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menschen recht gehandelt, mag zweifelhaft scheinen, vor Gott gewiß! Drum gehe, mein Kind."

Bertha ging getröstet in ihr Kämmerlein, und lauschte hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein Feldprediger erschien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detachement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zur Erfüllung seiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Execution zu schreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrschte. Mit großer Salbung begann er zu sprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradises, wo er wie zu Hause schien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm schweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keinesweges befremdete. „Ich freue mich mein Sohn," sagte er: „daß Ihr mit so frommer Ergebung Euerm Schicksal entgegen geht."

Als aber auch diese Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernst, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umsonst! er schwieg hartnäckig. Das schien dem Redner eine sündliche Verstockung. Mit frommem Eifer faßte er seinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Ermel — ergriff das Phantom heftig beim Kopfe, und erwischte — einen Kürbis.

Jetzt zog sein Geschrei den Offizier des Detachements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne gieng auf und beleuchtete die langen Gesichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl sei ein Herenmeister, der im Bunde mit dem Satan stehe. Allein der Offizier untersuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weise Vorschub gethan, fand Glauben; denn sie wurde durch sein graues Haar, seine Ehrfurcht einflößende Gestalt unterstützt. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß der Spion einen Versuch gemacht, sich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verstopfte Oeffnung gefunden; dann von der Angst gestärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und so während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geschlichen. Wenigstens war der menschliche Offizier geneigt, diese Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden seyn mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte sich, den Vorfall seinem General zu rapportiren, der sich entschloß, in eigener Person eine strenge Untersuchung anzustellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verschob, da überhäufte Geschäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieser folgende Morgen anbrach, stellte sich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Untersuchung für immer niedergeschlagen wurde. Denn kaum war Fritz, zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus seinem treuen Gedächtniß vorgezeichnet, als dieser für die nächste Nacht einen allgemeinen Angriff beschloß. Es geschah und gelang vollkommen. Trotz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, sah sich der Graf am Morgen im Besitz des verschanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demselben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden sollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wohl erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdankte. Fritz konnte aber seines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar seine Retterin vor jeder Gefahr zu schirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit seiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock sammt der Perücke fand er noch im Felsenkeller, nahm die segenreiche Erbschaft wieder zu sich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Kriegs wechselten noch oft in diesem Feldzuge, und führten das Heer, bald siegend, bald geschlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbstücke seines Vaters, und diesen schrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderischen Gefechten stets unverwundet hervorging. Ein Kreuz in seinem Knopfloche bewieß, daß er sich nirgends geschont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beschloß, noch eine Hauptschlacht zu wagen, um seinem erschöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In dieser Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum ersten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Brust traf. Er stürzte nieder und glaubte sich schwer verwundet. Doch schnell erholte er sich, sprang munter auf seine Füße, riß die Weste auf, und siehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perücke unter die Weste geknöpft, weil er eben nicht wußte, wo er sie lassen sollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du bist mit mir! Hastig griff er nach dem entsunkenen Degen, stürmte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entschieden. Es hatte viel Blut gekostet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall suchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater," sagte der Bescheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von seinem Reitknecht den alten Oberrock sich reichen, der immer hinten auf dessen Pferd geschnallt war, hüllte sich mit Wohlbehagen darein, und schritt langsam über das vom Monde beleuchtete Schlachtfeld, um ein ihm angewiesenes Quartier im nächsten Dorfe zu suchen. Als er so zwischen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter seinen Füßen ein Gewinsel, bückte sich und erkannte einen feindlichen schwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbelhieb den Schopf vom Hirnschädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte sich über Durst und Kälte, und bat, ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehnlichkeit mit seinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er dessen Haupt mit der wärmenden Perücke. Dann lud er ihn auf seine Schultern, und trug ihn sanft in sein Quartier, eine reinliche Bauernstube mit einem Bette versehen, welches er dem leidenden Gaste abtrat, Erquickungen herbei schaffte, und nach dem Wundarzt sandte. Der Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf und verband sie.

Erst gegen Morgen erholte sich der Fremde, und sein Bewußtsein kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in seinen Augen war die Rührung zu lesen, mit welcher er die menschenfreundlichen Bemühungen seines Wirthes erkannte. Fritz wich fast nicht von seinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher seinen Vater pflegen. Dennoch äusserte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke schien sein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er seine letzten Kräfte zusammen, fragte nach dem Namen seines Wohlthäters, und stammelte in abgebrochenen Sätzen:

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Der Riesen-Büffel.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der Riesenbüffel.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLV.

Von diesem schönen Thiere sind die Nachrichten noch sehr unvollständig; doch weiß man, daß sich dasselbe in Asien und hauptsächlich in den gebirgigen Gegenden von Hindostan aufhält. Es erreicht die ungeheure Größe von 14 Fuß in der Höhe und wiegt an 30 bis 40 Centner; seine Farbe ist schwarz, ausser zwischen den Hörnern, welche sehr groß sind und 4 Fuß auseinander stehen, sitzt ein Büschel röthlicher Haare.

Lange Zeit kannte man den Riesenbüffel blos aus den an verschiedenen Orten ausgegrabenen Schädeln, woran sich die ungeheuern Hörner befanden, die, wie man bei der zweiten Figur auf unserer Tafel bemerkt, nach der innern Seite zu gerunzelt sind.

In seinem Aeussern soll der Riesenbüffel etwas vom Pferde, Ochsen und Hirsche zugleich haben. Er ist sehr kühn und herzhaft, und man bedient sich seiner im nördlichen Indien, wenn er gezähmt worden, zum Reiten, wobei er sich mit einem Stricke regieren läßt.

Einige Naturforscher meynen, er sey eine bloße Abart des gemeinen Büffels, mit ungewöhnlich großen Hörnern, indeß ist diese Behauptung noch nicht genugsam erwiesen.

Der alte Oberrock und die alte Perücke.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 176.)

„Ich bin der Oberst von Dallbrück. Fast ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines ansehnlichen Vermögens, im Besitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beschliessen, als dieser Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürsten mich noch einmal ins Feld rief. Sonst ging ich freudig, dießmal mit schwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeschütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, so hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abschied von ihr. Mein baares Vermögen, über zwanzig tausend Thaler in Gold, mochte ich in diesen unsichern Zeiten niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menschen und Gold gewährt jetzt nur der Schoos der Erde."

„Die Hoffnung, mein Kind sicher zu wissen, hat mich getäuscht! das Städtchen ist, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden; die Einwohner haben sich zerstreut, und alle meine Nachforschungen, um zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt ist, waren bis jetzt vergebens! Das Land ist von Ihren Truppen besetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wün-

schen soll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß sie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde; denn welche Gefahren mögen ihrer hülflosen Unschuld drohen!"

„Meine Stunden sind gezählt — ich habe jetzt niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der sich meiner so großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: sind Sie vermählt?"

„Nein," sagte Fritz.

„Nun so verzeihen Sie meiner Todesangst den seltsamen Antrag, den nur diese mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie ist ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlassene aufsuchen, sie trösten und schützen wollen; und — wenn sie nicht vermag wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — so seyen Sie mindestens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorsicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiseten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bei den letzten Worten seine kraftlosen Hände empor, und Fritz ergriff sie mit Feuer, und schwur ihm, seine letzten Wünsche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an seine Tochter ihn knüpfen sollte.

Der Kranke lag erschöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten sich nur noch zum leisen Gebet bewegen. Er deutete auf sein Taschenbuch, das neben ihm lag, seine Blicke baten es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere Aufschlüsse über seine Tochter, ihren vormaligen Aufenthalt, sein Haus, seinen Garten, und über die Stelle schöpfen konnte, wo er sein Geld vergraben. Dann zog er mühsam einen Ring vom Finger, reichte ihn seinem Pfleger, und stammelte kaum hörbar die Worte: „Der Ring ihrer Mutter — an diesem wird sie erkennen, daß ich Sie sende." Noch einmal erholte er sich, verlangte Feder und Dinte, und versuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entschlummerte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entseelten mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und als bald nachher ein Waffenstillstand eintrat, suchte und erhielt er einen Urlaub von einigen Monaten, um sein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, seiner Pflegbefohlenen mehr zu werden, als Bruder und Vormund; ihn zog sein Herz zu der Retterin seines Lebens; ihr wollte er nach geendigtem Kriege, seine Hand bieten, das hielt er für Pflicht, für eine süße Pflicht, und nur wenn diese Hand, deren Fesseln sie lösete, von ihr verschmähet würde, dann wollte er prüfen, ob sein Mündel und sein eigenes Herz mit den Wünschen des sterbenden Vaters übereinstimmten.

Mit diesem Vorsatz begab er sich auf die Reise. Ihn führte der Weg durch seine Vaterstadt, wo er den langen Elias sah, der unglücklich verheirathet war. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte sie mit Geringschätzung; sie war nicht Herr eines Groschens von jenem tückisch erschlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran sie sich so gern erquickte, eine Tasse Kaffee, war ihr seit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieser kümmerlichen Lage sah sie einen Offizier, mit dem Orden geschmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beschämtes Antlitz. „Ich komme nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen," sagte Fritz: „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergessen."

Er tröstete die Reuige so gut er konnte, und versteckte beim Abschied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel sich gesellen möchte. Mit seinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Gespenst vermied, hatte er nur eine ziemlich kühle Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Besuche auf dem Grabe seines Vaters, noch in derselben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnsitz des Obersten von Dallbrück, fand nur

noch eine alte, ehrliche Haushälterin nebst ihrer Katze in demselben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er sich um Mitternacht. Sein verschwiegener Reitknecht trug Brecheisen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter demselben den schweren Beutel, der des Verstorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in seinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Oberst seine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Asche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme gestorben, erfuhr er durch den Postmeister; wo aber das Fräulein geblieben, wußte niemand.

Wo sollte er sie nun suchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreisen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte seine Nachforschungen zu wiederholen, aber Alles vergebens!

Die Zeit seines Urlaubs war fast verstrichen. Er durfte nicht länger in dieser Gegend verweilen. Mit schwerem Herzen trat er die Rückreise an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorene aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er schrieb diese Aufforderung, er sandte sie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Obersten von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbschaft zu erheben sei, obschon der Sterbende das schwerlich gewollt hatte.

Nachdem er diese zarte Pflicht vollbracht, setzte er seinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbotschaft überall begegneten. Diese Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte seinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereisen von seinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender Engel die Todesangst von ihm genommen hatte.

Es wurde schon Abend, als er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Einen Bauer, der mit seinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte er hastig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt sey.

Ja, war die Antwort.

„Und seine Tochter?"

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis."

Mit hochklopfendem Herzen sprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felsenkeller erblickte, drängte sich all sein Blut nach der Brust; mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen sitzen sah.

Fast bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Offizier mit dem Ordenskreuz erblickte, stand er ehrerbietig auf, Bertha wollte entschlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoiselle" sagte Fritz mit einer sanften, zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen." Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?"

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felsenkeller:

„Diesen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom schimpflichen Tode mich gerettet." — Freudiger Schrecken preßte dem Mädchen einen lauten Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel:

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich ersetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann ist, dem meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geschäftige Wirthin trug mit zitternder Freude Alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Immer standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinsten Wonne.

Zwischen solchen Menschen entspann sich leicht eine trauliche Bekanntschaft. Der Greis verjüngte sich bei einer Flasche Wein, und mit der wärmsten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schicksalen des Fremdlings. Durch manche Zerstreuung wurde freilich diese Erzählung unterbrochen; denn so oft die schöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neugier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden seiner Geschichte, und ruhete mit zärtlichen Blicken auf der holden Gestalt. Es war schon tief in der Nacht,

als er es erst bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshause, in welchem er einst die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von sich.

„Mein Haus ist klein," sagte er: „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edeln Mann zu beherbergen, der mir eine der schönsten Stunden meines Lebens geschenkt hat. Sie haben angstvolle Minuten in diesem Hause zugebracht, verschlafen Sie nun darin auch eine ruhige Nacht."

Gern erfüllte Fritz den Wunsch des Greises und zugleich seinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha schnell verstand, räumte ihm ihre Kammer. In dieser reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebetbüchern und einem Heiligenbilde bestand, reifte sein Entschluß, und mit einer süßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um seine Wohlthäterin zu bitten, das von ihr geschenkte Leben nun auch zu verschönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greises, und als die glühende Bertha verwirrt und schweigend die Augen niederschlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung Beider Hände und legte sie in einander. „Euch hat Gott zusammen geführt!" sagte er mit hohem Ernst, und der Verlobte schloß die schüchterne Braut feurig in seine Arme.

Aber plötzlich schrie sie laut auf, denn an seiner Hand erblickte sie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?" fragte Fritz hastig.

„Das ist sie," antwortete der Greis: „die Tochter des Obristen Dallbrück. Von aller Welt verlassen habe ich sie gefunden, als ich, zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Male besuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —"

„Er lebt nicht mehr!" rief Fritz unbesonnen, und Bertha sank ohnmächtig in seine Arme.

Freundschaft und Liebe vereinten sich, den ersten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem sie sich ergeben, die Wahl ihres Vaters sey; daß er dessen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunden erleichtert habe: da fiel sie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küssen, in die der scheidende Vater ihr Schicksal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte sie mit ihrem edeln Pflegevater theilen. Der sprach:

Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbestunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich sie überleben?" —

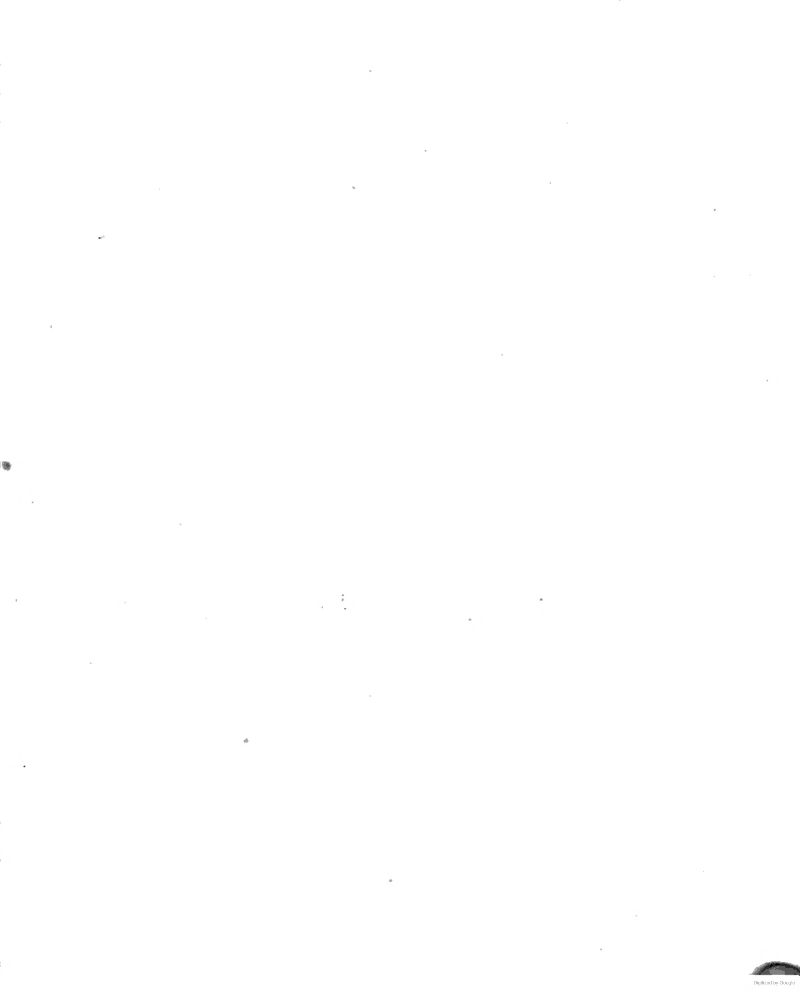
Aber diese drei edeln Menschen trennte nur der Tod. Fritz nahm seinen Abschied, kaufte das Gut, zu welchem dieses Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verständiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte; verwandelte den Felsenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare schmückte, welcher die Erbschaft seines Vaters barg. Oft zeigte er sie seinen Söhnen, sprechend:

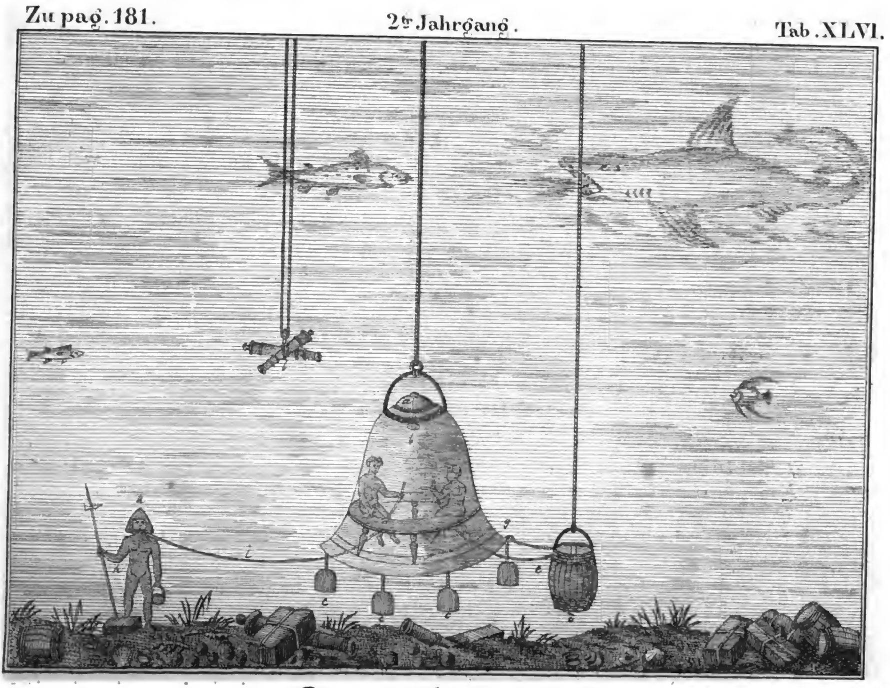
„Meine Reue hat mir des versöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieser Segen — ruht er gleich auf unscheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet."

Verschiedenes.

In Paris ist es ein bedeutendes Geschäft mehrerer Handelshäuser, Hasenbälge für die Hutmacher kommen zu lassen; es beschäftigt einige Millionen Franken. Eben so ist die Fabrikation der Haasenhaare selbst ein einträglicher und sicherer Erwerb. Als nun im Jahr 1827 die Seidenhüte Mode werden wollten, fürchteten jene nicht Stockung des Gewerbs der Hutmacher, aber desto mehr ihres eigenen, das dem Hutmacher einen jetzt entbehrlichen Stoff beischaffte und zubereitete. Die Handelshäuser wendeten also 20,000 Fr. auf Ankauf der Seidenhüte, und ließen diese an den Straßenecken zu so niedrigen Preißen ausbieten, daß die gemeinsten Arbeiter sie kaufen konnten. Was so von der gemeinsten Volksklasse getragen wurde, mußte von den höhern Ständen sogleich abgelegt werden, und auf diese Weise fielen die Seidenhüte gleich bei ihrer Entstehung durch.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.





Die Taucherglocke.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J.H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Taucherglocke.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLVI.

Unter die merkwürdigsten und wichtigsten Anwendungen der Wissenschaften auf die Künste, gehört unstreitig diejenige, wodurch die Taucherglocke auf den Punkt ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung gelangt, und eines der nützlichsten Werkzeuge geworden ist; sie wird nicht nur zum Bauen unter dem Wasser in großen Tiefen, sondern auch dazu verwendet, Felsen zu sprengen, welche die Einfahrt der Seehäfen verengen, oder kostbare Dinge, die bei Schiffbrüchen in der Nähe der Küsten verloren gingen, vom Grunde des Meeres heraufzuholen.

Schon in den frühesten Zeiten dachte man darauf, den Tauchern unter dem Wasser Luft zu verschaffen; man setzte ihnen nämlich einen Kessel umgekehrt auf den Kopf, oder band ihnen auch eine lederne Kappe um denselben, an welcher in der Gegend des Mundes eine lange lederne Röhre befestiget war, die bis an die Oberfläche des Wassers reichte und ihnen von da wieder frische Luft zuführte.

Die Taucherglocken kamen 1538 in Gebrauch, in welchem Jahre sich vor Kaiser Karl V. zu Toledo zwei Griechen sehen ließen, die unter einem großen umgekehrten Kessel, mit brennenden Lichtern, unter das Wasser tauchten, und nach geraumer Zeit trocken wieder herausgezogen wurden. Im Jahre 1687 waren die Taucherglocken schon so verbessert, daß es einem gewissen W. Phipps damit gelang, bei der Insel Mull in den schottischen Gewässern, einen Theil jener Schätze, von 4 Millionen im Werth, von dem Grunde des Meeres heraufzuziehen, die in den von Philipps Armade an dieser Stelle untergegangenen Schiffen enthalten waren.

Am berühmtesten ist jedoch die Taucherglocke geworden, die Dr. Halley im Jahre 1716 erfand; unsere Tafel zeigt eine genaue Abbildung dieser sinnreichen Erfindung, und zugleich die Art und Weise, wie man sich derselben unter dem Wasser und nahe über dem Grunde des Meeres bedient.

Diese Maschine zum Untertauchen hat die Gestalt einer Glocke, ist oben fest geschlossen und unten ganz offen; ihre Höhe beträgt 8 Fuß und der Durchmesser in der Mitte 5 Fuß. Der obere geschlossene Theil (a) ist mit sehr dickem Glas bedeckt, um Licht in die Glocke einzulassen, und hat zugleich einen Hahnen (b), um vermittelst desselben die in der Glocke durch das Ein- und Ausathmen verbrauchte Luft wieder ausströmen zu lassen. Der untere Theil der Glocke ist von Holz, und so stark mit Blei überzogen, daß die Glocke, ganz mit Luft gefüllt, vermög ihrer Schwere in jede beliebige Tiefe gesenkt werden kann. Um das Hin- und Herschwanken der Glocke zu verhüten und sie beständig in senkrechter Richtung zu halten, sind am Rande derselben, an 2½ Fuß langen Seilen, Gewichte (c) angebracht, wovon jedes an 100 Pfund wiegt.

Die Erfrischung der Luft in der Glocke geschieht vermittelst Fässern (d), die mit Luft gefüllte und zum Niedersenken hinlänglich mit Blei beschwert, an Seilen in der Nähe der Glocke niedergelassen

werden. Ein jedes dieser Fässer hat in dem untern Boden ein Spundloch, durch das sowohl Wasser als Luft eindringen kann, an dem obern Boden ist ein mit Oel getränkter lederner Schlauch angebracht, und durch diesen strömt die im Fasse enthaltene frische Luft in die Glocke hinüber.

Wenn nun die in der Glocke befindliche Luft einer Erfrischung bedarf, so wird der an dem Fasse angebrachte Schlauch (e) zur Glocke herüber geleitet und in derselben bei (f) geöffnet; in dem nemlichen Augenblick, wo dieses geschieht, dringt auch das Wasser in das neben angehängte Faß zum untern Spundloch hinein, und veranlaßt darin einen solchen Druck auf die Luft, daß diese frische Luft durch den Schlauch in die Glocke hinüber ausströmet; zu gleicher Zeit wird der luftdichte Hahnen (b) in der Glocke geöffnet, und durch diesen entleert sich alsdann die in der Glocke verbrauchte Luft, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß davon das Wasser auf der Oberfläche der See gleichsam zu kochen scheint.

An dem Rande der Taucherglocke befinden sich Ringe (g), an welche die Fässer vermittelst Seilen angehängt werden. Sobald die Glocke die Luft eines Fasses erhalten hat, wird ein Zeichen gegeben und dasselbe aufgezogen und durch ein gefülltes ersetzt. „Durch diese Vorkehrung, sagt Dr. Halley, war ich so geschwind und genügend mit Luft versehen, daß ich mit 4 Mann, in einer Tiefe von ungefähr 60 engl. Fuß, gegen 1½ Stunde, ohne die mindeste Beschwerlichkeit ausdauern konnte. Die innere Höhlung der Glocke blieb immer, bis zu einer gewissen Tiefe, vom Wasser frey, weil die in der Glocke zusammengepreßte Luft, dem von unten eindringenden Wasser widerstand, und so konnte ich ganz trocken auf einer Bank sitzen, die im mittlern Raume angebracht war. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß es unumgänglich nothwendig ist, die Taucherglocke nur allmählig, und zwar in Absätzen von 12 zu 12 Fuß, zu versenken, wo jedesmal beim Anhalten neue Luft eingelassen werden muß. Durch diese Vorsicht wird das Niedersenken erleichtert. Das oben angebrachte Fenster gab mir, wenn die See hell war, besonders wenn die Sonne schien, so viel Licht, daß ich in der Taucherglocke tief unter dem Wasser lesen und schreiben konnte. Um so mehr lassen sich dann auch die Gegenstände auf dem Grunde des Meeres entdecken und auffinden, weil der untere Theil der Glocke weiter und ganz offen ist. Durch die zurückgehenden Luftfässer sandte ich öfters, auf ein Stück Bley mit einer Stahlfeder geschrieben, Weisungen ab, um die Glocke von einem Orte zum andern zu bewegen u. s. w.

„Zur Zeit, wenn die See unruhig und trübe wurde, ward es in der Glocke ganz finster; allein in diesem Zustande konnte ich ein brennendes Licht in derselben erhalten, ohne daß an der Luft bedeutende Veränderung vorging." —

Unter solchen Umständen kann auch ein Mann sich auf eine ziemliche Strecke aus der Glocke entfernen (h). Die Luft wird ihm, wie ein anhaltender Strom, durch eine bewegliche Röhre (i) zugelassen; und bemerkt man auf dem Grunde des Meeres unsichere Stellen, so wird der Taucher noch durch besondere, mit der Glocke zusammenhängende Seile gehalten, die ihm dann auch zugleich als Wegweiser zum Zurückkehren dienen. Die in eine lederne Kappe, welche sich um den Hals herum fest zusammenziehen läßt, in der Höhe des Gesichts eingesetzte dicke Glasscheibe (k) giebt dem Taucher das nöthige Licht, um zu sehen und die aufgefundenen Gegenstände (l) am Seile zum Aufziehen zu befestigen.

Die Signale, deren sich die Arbeiter bedienen, um vom Grunde des Meeres herauf den oben in den Schiffen sich befindlichen Personen verständlich zu werden, sind sehr einfach. Sie bestehen in Hammerschlägen, welche je nach dem verschiedenen Bedürfnisse, an die Glocke gethan werden. Man hört diese Signale am Bord des Schiffes recht gut, wenn gleich umgekehrt der Lärm von oben herab nicht in die Glocke gelangt. Die Glocke hat ihre besondere Seiten, die südliche und nördliche, worauf die Personen am Bord sehr Acht haben, so daß die Glocke

in regelmäßigen Richtungen aufs genaueste bewegt werden kann, je nachdem die Arbeiter ihr Geschäft weiter südwärts oder nordwärts, mehr östlich oder westlich fortsetzen wollen. Die Zeichen, welche zur Kundmachung der verschiedenen Bedürfnisse in der Glocke gebraucht werden, sind folgende: Ein einziger Schlag bedeutet, daß ein weiteres Faß mit Luft solle herabgelassen und das ausgebrauchte und nun mit Wasser angefüllte heraufgezogen werden; zwei Schläge wollen die Einstellung aller Bewegung; drei Schläge das Höherheben der Glocke; vier Schläge ihr Niedersenken; fünf die Bewegung südwärts; sechs nordwärts; sieben vorwärts; acht rückwärts; neun Herablassen der Seile zum Aufziehen gefundener Gegenstände; zehn das Emporziehen derselben ꝛc. Die Arbeiter können auch eine Art Karte hinauf senden, worauf sie schreiben, was ihnen mangelt, oder was sie verlangen. Wenn es möglich ist, so wird ihnen sogleich entsprochen, oder wo dies nicht thunlich, erhalten sie auf gleichem Wege Anzeige, warum es unterbleibt. Man bedient sich zu dieser Correspondenz eines besondern Seils, von dem sich das eine Ende in der Glocke und das andere auf dem Verdeck des Schiffes befindet, zu welchem die Glocke gehört.

Nach den gleichen Zeichen wird auch die Glocke bewegt, wenn auf dem Grunde des Meers Steine aufgesucht werden müssen. Hat man in der Tiefe des Meers einen großen Stein gefunden, so wird mit zwey Schlägen das Zeichen zum Stillstehen gegeben, und die Glocke alsdann langsam über den Stein hinuntergelassen. Ist die Glocke ein wenig zu sehr seitwärts gekommen, so können die Arbeiter, welche auf dem Meeresgrunde stehen, mit den Schultern sich gegen dieselbe lehnen, und sie so um ein oder zwey Fuß in jeder Richtung hinschieben.

In England und den Niederlanden sind unter dem Wasser stets viele Arbeiter mit dem Ausräumen der Hafeneinfahrten beschäftiget; dieselben werden im Verhältniß des Gewichts der Steine bezahlt, die sie heraussenden; sie bekommen nämlich 3 fl. 24 kr. für 20 Zentner des härtesten Gesteins, das mit Pulver gesprengt werden mußte; 2 fl. 50 kr. für eine gleiche Last großer aber leichter zu hebender Steine, und 2 fl. 16 kr. für Geschiebe und Schlamm. Damit können sie im Durchschnitt das ganze Jahr hindurch wöchentlich 1 Louisd'or verdienen. Vier Männer mögen im Durchschnitt täglich 70 Zentner gesprengter, und hinwieder 110 Zentner freiliegender Steine wegräumen.

Das Verfahren, dessen man sich in Irland zum Sprengen der Felsen unter dem Wasser bedient, ist Folgendes:

Es sind drei Menschen damit in der Glocke beschäftiget, einer hält das eiserne Werkzeug, das zum Anbohren des Steines geeignet ist, während die zwei andern mit schnellen und starken Hammerschlägen darauf schlagen. Wenn der Stein tief genug angebohrt ist, so kommt in die Höhlung eine zinnerne Patrone mit Pulver gefüllt, die zwei Zoll im Durchmesser und einen Fuß in der Länge hat; die Glocke wird hierauf langsam in die Höhe gehoben und an das obere Theil der Patrone werden mittelst kupferner Schrauben so viele zinnerne Röhren gesetzt, bis das ganze Rohr etwa zwei Fuß über der Wasserfläche emporsteht. Der Arbeiter, welcher die Ladung anzünden soll, befindet sich in einem Kahne, in der Nähe der Röhre, an deren Ende eine Schnur befestiget ist, die er in der linken Hand hält. Im Kahne steht ein Ofen, worin sich Stücke von glühendem Eisen befinden, mit einem Zänglein faßt er eins dieser Stücke und läßt es in die Röhre fallen; dadurch wird das Pulver unten in der Patrone entzündet, und der Felsen gesprengt. Ein kleiner Theil der Röhre, zunächst der Patrone, wird ebenfalls zerstört, der größere Theil hingegen ist an der Schnur befestigt und kann wieder von neuem gebraucht werden. Der Arbeiter im Kahne spürt gar keinen Stoß von der Explosion, und die einzige Wirkung, die er wahrnimmt, ist eine starke Wallung im Wasser; hingegen fühlen die Personen, welche sich am Gestade oder auf einem dem gesprengten nahen Felsen befinden, eine starke Erschütterung, die derjenigen eines Erbebens gleicht. Eine gewisse Tiefe des Wassers ist immer erforderlich, um keiner Gefahr aus-

gesetzt zu seyn, und es darf solche nicht unter 12 Fuß betragen.

Bei stürmischer See können die Arbeiter nicht arbeiten, indem die Wogen sie daran hindern; auch werden sie oft von einem gewaltigen Anströmen des Wassers in der Tiefe belästigt, wenn es auch oben ganz still ist. Dies ist ein sicheres Zeichen eines nahen und heftigen Ostwindes, der dann auch selten ausbleibt.

Gewöhnlich sind die Arbeiter 5 Stunden des Tages unten im Wasser, ohne herauf zu kommen; im Sommer wechseln sie ab, so daß täglich die eine Parthie fünf Stunden und die andere ebenfalls fünf arbeitet. Sie arbeiten übrigens zu allen Jahreszeiten und fühlen keinen großen Unterschied in der Wärme. Im Winter ist zwar das Wasser ein wenig kälter, doch empfinden sie dieses erst, wenn sie in die Luft hinauf kommen, nachdem sie unten durch das Arbeiten warm geworden sind.

Das Hinabsenken der Taucherglocke geschieht gewöhnlich sehr langsam, so daß man die Bewegungen derselben kaum bemerkt; sobald dieselbe in das Wasser kommt, fühlt man einen starken Druck um Ohren und Stirn — gleichsam als ob ein eiserner Reif darum gelegt würde — der einige Minuten lang zunimmt, sich jedoch auf dem Boden des Meeres bald wieder verliert. Beim Hinauffahren sind die Empfindungen im Kopfe ganz verschieden von denen beim Hinunterfahren, man glaubt jetzt der Kopf werde größer und alle Knochen wollten auseinandergehen.

Im Allgemeinen klagen jedoch die Arbeiter nicht über Kopfschmerzen, ausgenommen diejenigen, welche noch nicht lange dabei sind, und die sowohl hieran, als an Ohrenschmerzen leiden; doch geht dies bald vorüber.

Taub wird keiner von den Arbeitern; man könnte die Taucherglocke sogar in einigen Fällen als Kur gegen Taubheit anwenden.

Die Taucher sind gewöhnlich sehr kräftig und gesund; bei ihrer harten Arbeit brauchen sie täglich drei derbe Mahlzeiten. Thee, Brod, Butter, Eier, Schinken, Kartoffeln und Fisch machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Sie sind dem Branntwein nicht sehr ergeben; doch ist ein Wenig ihnen durchaus nothwendig, und sie könnten schon viel trinken, ohne daß es sie sehr angriff.

Räthsel und Charaden von Hebel.

Unter den Räthseln und Charaden von Hebel, mit deren Sammlung wir uns schon seit einiger Zeit zum Behuf der bereits angekündigten Ausgabe seiner Werke beschäftigen, befinden sich auch solche, die bis jetzt noch nicht aufgelöst sind. Wir werden daher alle jene, deren Auflösung unbekannt ist, vorerst in unserm Unterhaltungsblatte nach und nach mittheilen, und ersuchen unsere verehrten Leser, uns die Auflösung, wenn sie sie gefunden haben, baldgefällig, und zwar bei weiter Entfernung durch Buchhändler-Gelegenheit, einsenden zu wollen, wobei wir für die beiden Einsenden, welche vor den übrigen die meisten Räthsel und Charaden auflösen werden, für jeden ein FreyExemplar von Hebels Werken (acht Bände in 8°, jeder von 3—400 Seiten, Verkaufspreis 16 fl.) bestimmen, das ihnen franco zugesandt werden soll.

Nro. 1.

Rathet wie ich heiße,
Ihr lieben christlichen Herrn;
Lebkuchen formt man mit mir,
Selber eß' ich sie gern.

Nro. 2.

Mild strahl' ich euch ins Angesicht,
Entzückt betrachtet ihr mein Licht;
Und doch, was gilt's, ihr seht mich nicht,
Und oft wenn ihr mich seht, so bin ich's nicht.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Beiwagen mit Kohlen und Wasser.

Ansicht der Eisenbahn von der Hettonischen
Steinkohlengrube in England

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J.H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Eisenbahnen und Dampfwagen.

(Mit Abbildungen.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLVII.

Schon seit geraumer Zeit bedient man sich in England, in der Nähe von Bergwerken und Fabriken, zum Fortschaffen großer Lasten, nicht mehr der sonst gewöhnlichen Straßen von Stein ꝛc., sondern es sind hierzu Eisenbahnen angelegt, auf denen die schwerbeladenen Wagen leichter und schneller dahinrollen; diese Wagen wurden anfangs durch Menschen oder Pferde gezogen, nun aber werden sie vielfältig auch durch Dampfmaschinen fortbewegt, und da man jetzt damit beschäftiget ist, auch die Postwägen auf gleiche Weise zu befördern, so wird es unsern Lesern lieb seyn, hier das Neueste und Ausführlichere über Eisenbahnen und Dampfwagen zu finden, was wir einer gefälligen Mittheilung aus England verdanken.

Die Eisenbahnen oder Eisenwege sind nicht etwa Wege, die in ihrer ganzen Breite mit Eisenplatten bedeckt sind, wie man geglaubt hat, sondern es sind zwei eiserne Geleise, auf welchen die ebenfalls eisernen Räder des Fuhrwerks sich äusserst leicht fortbewegen. Etwas vorstehende Ränder an den Geleisen oder Rädern hindern, daß die Räder die Eisenbahnen nicht verlassen können.

Der Vortheil eines solchen eisernen, völlig ebenen und festen Weges ist größer, als man denkt. Die Eisenbahnen sind in neuster Zeit in England so wichtig geworden, daß man sie selbst den Kanälen vorzieht, und den Landtransport auf ihnen schneller und wohlfeiler findet, als die Wasserfracht.

Die Eisenbahnen sind von verschiedener Einrichtung, je nachdem auf denselben die Wagen durch Menschen, Pferde oder Dampfmaschinen fortbewegt werden.

Erstere sind nur da von Nutzen, wo der Transport auf eine ganz kurze Strecke Statt findet, z. B. von den Ausladungsplätzen der Schiffe in die nahe gelegenen Magazine, oder wo die Wagen nur abwärts beladen und leer wieder zurückgehen. Die in die Magazine führenden Bahnen sind gewöhnlich auf 2½ Fuß Breite angelegt, so daß auf denselben 2 Männer nebeneinander gehen und die Wagen, welche in beiden Geleisen auf Schienen aus Gußeisen laufen, fortbewegen können. Diese Gußeisenschienen sind 4 Zoll breit, und werden dem Boden zugleich in das Pflaster oder in Steinplatten eingelassen. Um von diesen Eisenbahnen auch auf andere nach allen Richtungen gelangen zu können, sind da, wo sich dieselben kreuzen, 9 Fuß große Scheiben, in der Form von Töpferscheiben, dem Boden zugleich angebracht, und so wie der Wagen darauf kommt, kann man ihm auf dieser Scheibe jede beliebige Direktion geben und nach andern Bahnen einlenken. Die von Anhöhen abwärts gehenden Bahnen haben stets Nebenleisten, damit die in Anlauf kommenden Wagen nicht zur Seite ausgleiten können; sie laufen gewöhnlich auf einem, am Fluße oder Kanal erbauten, hohen Gerüste aus, unter welchem sich dann die zum Weitertransport bestimmten Schiffe befinden. Manche Wagen sind so eingerichtet, daß der Schwerpunkt beinahe ganz auf der vordern Achse ruht, damit

sie sich durch den Stoß, den sie bei Erreichung des Ausladeplatzes erleiden, gleich einem Kastenkarren, zur Hälfte umstürzen und von selbst entleeren.

Die für den Transport mit Pferden auf größere Entfernungen bestimmte Eisenbahnen, erfordern schon einen größern Kostenaufwand, und da sie meistens auch über fremdes Grundeigenthum gehen müssen, ein Privilegium der Regierung, zur Zueignung des benöthigten Strich Landes, gegen vorherige Vergütung des abgeschätzten Werthes. Diese Bahnen können daher nur da von Vortheil seyn, wo bei einem sehr häufigen Transport, durch Ersparung der gewöhnlichen Frachtkosten, die Zinsen des aufzuwendenden Kapitals und die Unterhaltungskosten gedeckt werden. Die meisten derselben befinden sich in England und werden vorzüglich zum leichtern Transport der in diesem Lande sehr häufig gefunden werdenden Steinkohlen, die sowohl zur Heitzung als auch in den Werkstätten allgemein verwendet werden, benutzt. Ihre gewöhnliche Einrichtung ist folgende: Vor allem wird ein 12 Fuß breiter, einzig hierfür bestimmter Weg gebahnt, und so eben und mit so wenig Krümmungen als nur immer möglich hergerichtet. Wo zu hohe Stellen sind, müssen diese daher wo möglich durchschnitten und einzelne tiefe Stellen ausgefüllt oder mit einer Brücke versehen werden. Auf diesem Wege laufen, 7 Fuß von einander entfernt, zwei Schienen von Gußeisen, zwischen welchen die Pferde gehen. Diese Eisenschienen, von 3 zu 3 Fuß durch eine Unterlage unterstützt, sind aus einzelnen Stücken, von 15 Fuß Länge, zusammengesetzt, welche im Querdurchschnitt die Form eines T haben; sie bilden also eigentlich zwei mit einander verbundene Schienen, eine flach liegende und eine, zur Unterstützung darunter befindliche, auf der Kante stehende. Die obere flach liegende ist 2 Zoll breit und 1½ Zoll dick, die untere ist 1 Zoll dick und da, wo sie auf den Unterlagen ruht, 2 Zoll hoch. In der Mitte der Entfernung der Unterlagen werden die auf der Kante stehenden Schienen nach unten zu stärker, und messen 5 Zoll, damit sie auch da, wo sie nicht aufliegen, desto sicherer eine schwere Last tragen können. Diese Schienen ruhen zunächst auf viereckigen Trägern von Gußeisen, 4 Zoll breit, 8 Zoll lang und 5 Zoll hoch, ohngefähr von der Gestalt eines zu beiden Seiten aufgeschlagenen Hutes. Diese Träger haben oben 1 Zoll tiefe Einschnitte, in denen die darüber hinlaufenden Schienen mit ¾tels Zoll dicken eisernen Bolzen befestiget werden. Unter den eisernen Trägern, fest auf der Erde, befinden sich viereckige, 6 Zoll hohe, 18 Zoll breite und eben so lange steinerne Sockeln, welche Löcher haben, in denen dann die eisernen Träger mittelst zweier Zapfen festgemacht sind.

Um auch auf den Eisenbahnen den entgegenkommenden Fuhren ausweichen zu können, sind hin und wieder, 80 bis 100 Fuß lange, Nebenbahnen angebracht, in welche dadurch eingelenkt wird, daß man einige Schienenstücke, die zu dem Ende beweglich sind, in die Richtung der Nebenbahn bringt; in gleicher Art wird dann von der Nebenbahn auch wieder nach der Hauptbahn eingelenkt. Das Ausweichen ist übrigens nicht oft nothwendig, indem die Eisenbahn mit dem darauf gehenden Fuhrwerk gewöhnlich ein und derselben Gesellschaft gehört, welche daher die Transporte in der Art bestimmen kann, daß sich die Fuhren nicht leicht begegnen, sondern ohne allen Aufenthalt bis an das Ende der Bahn fortfahren können. — Wo die Eisenbahn über eine Chaussee hinaus geht, sind die Eisenschienen so tief eingegraben, daß sie nur ohngefähr 1 Zoll hoch über die Fahrbahn der Chaussee hervorragen und kaum dazu dienen, die Wagen in der gehörigen Richtung nach der auf der andern Seite der Chaussee wieder fortlaufenden Eisenbahn zu halten. Sie dürfen nicht höher liegen, weil sie sonst für das auf der Chaussee passirende Fuhrwerk hinderlich wären. An den übrigen Stellen ragen sie 2 bis 6 Zoll über den Weg hervor. Am Ende der Bahn befindet sich ein freier, sehr eben und fest geschlagener Platz, auf welchem die Wagen, ohne Eisenbahn, einzeln an die zum Abladen bestimmte Stelle gebracht und umgewendet werden können; die Räder laufen dann nicht auf dem innern Theil ihrer Furche auf, sondern auf den zu beiden Seiten hervorstehenden Rändern.

Diese Wagen haben die Größe gewöhnlicher Leiter-

wagen; die Räder sind von Gußeisen, 4 Fuß hoch, und am Rande, der 4 Zoll breit ist, mit einer ½ Zoll tiefen und 2 Zoll weiten Furche versehen, welche genau auf die Eisenschienen paßt. Ein Pferd zieht von solchen Wagen auf ebener Bahn, je nach der Schwere der Ladung, 3 bis 5, und wo die Bahn etwas abwärts geht, auch doppelt so viel. —

Die Eisenbahnen, auf denen die Wagen durch Dampfmaschinen gezogen werden, sind auf ähnliche Art, wie die eben bezeichneten, eingerichtet, nur daß, um auf die meistens viel größere Länge der Bahn an Terrain zu sparen, die Schienen näher, nämlich bis auf 5 Fuß aneinander liegen, wogegen aber auch die 8 Fuß lange und 5 Fuß hohe Wagen so viel schmäler sind. Diese Bahnen ziehen auch nicht selten über steile Abhänge, (wie auf der beiliegenden Abbildung zu sehen ist) und da der Dampfwagen, dessen Kraft nur auf beinahe ebenen Bahnen berechnet ist, die angehängten Wagen an solchen Stellen nicht hinauf ziehen kann, so wird am Fuße des Abhanges ein 4 Zoll starkes Seil angehängt, das bis auf die Höhe geht und sich oben um einen, durch eine daselbst befindliche Dampfmaschine in Bewegung gesetzten, großen Haspel aufwindet, und so auf diese Weise die Wagen hinauf zieht. In der Mitte dieser Eisenbahnen sind von 10 zu 10 Fuß 5 Zoll dicke und 3 Fuß lange hölzerne Rollen angebracht, damit das Seil auf denselben aufliegt, und so durch das Hinziehen auf der rauhen Erde keinen Schaden leidet. Geht ein schwerer Transport an steilen Abhängen hinunter, so wird das auf den Haspel aufgewundene Seil an den letzten Wagen befestigt, und mittelst einer an dem Haspel angebrachten Sperre in der Art zurückgehalten, daß die beladenen Wagen nicht zu sehr in Schuß kommen. Am Abladeplatz läuft die Bahn auf ein Gerüst oder einen Bogengang von Steinen aus, unter welchen Pferde-Karren gestellt werden, und hier füllen sich dann beim Ausleeren des Wagens, das durch Oeffnung des Bodens geschieht, diese Karren von selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Vaterländische Mährchen.

1.
Der Ritter von Schwarzenberg.

Der alte Kasper hatte schon früh seine Hütte verlassen, um auf einigen Bäumen, die ihm zugehörten, Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen, und hatte sodann von diesem ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte, und worauf er nach und nach eine Hütte baute. Selbst leibeigen, hatte er die brave Tochter eines andern Leibeigenen geheirathet, und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngern waren Knaben. Diese hatten den Vater begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen und hatten Kirschen gebrochen Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach, und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herunter und lösten ihre Körbchen ab, während der Vater langsam nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich, denn der Morgen war sehr schön, und rings hüpften die Vögel umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldkirch tönten die Glocken herauf, und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Markt; nur die Schwarzburg allein lag auf ihrem hervorspringenden Felsen finster und traurig. Der Vater sah mit Lust auf seine gesunden Kinder und dann wieder auf sein kleines Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er die Burg verlassen. Ja er hoffte sogar im Stillen, sich noch von seinem Herrn loszukaufen, und wenn auch nicht sich selbst, doch seine Kinder frey zu machen. Drum war ihm sein Herr nicht mehr gewogen, seit dem ihm alles so wohl gelang, denn der Ritter war keines guten und glücklichen Mannes Freund, und Jedermann floh ihn, wo er sich zeigte. Selbst wenn er in Waldkirch einritt, gieng man ihm gern aus dem Wege, und der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den barschen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerspruch ertrug, geladen wurde. Kaspar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied den Ritter, und wenn dieser etwas von seinen Leibeigenen haben wollte, schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken oder Früchte und Rüben oder Geld, oder was ihm gerade beifiel, zu holen. Weislich zögerte Kaspar niemals, und verbarg dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in Waldkirch oder Freiburg aus dem Verkauf des Obstes erübrigte. Dießmal fielen die Kirschen reichlich aus,

und Kaspar überschlug schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er auch so wohlgemuth, und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand auf- und abgieng, während er und die Brüderchen aßen: „Höre Gundchen, die Vögel singen so lustig, setze dich zu uns und singe auch ein Liedchen mit.“ Gundchen, die eine schöne Stimme hatte, und, wie alle Mädchen mit gutem Gewissen, gerne sang, ließ sich nicht lange bitten, sondern wählte das muntere Strickerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt hatte, und welches ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er stricket manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.“
„„Von Seiden ist die Haube,
„„Von Sammet ist die Schnur;
„„Bist du ein wackres Mädchen,
Mädchen, Mädchen,
„„Bind' dir dein Härchen zu.““
Ach nein, will es nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn (lassen)
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn (gehen) *)

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter, mit unterschlagenen Armen, aus dem Gebüsche hervortrat. Sein Gesicht hatte nicht nur wie gewöhnlich den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf und nahm ehrerbietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegten und das arme Gundchen sogar aus Schreck seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter auf die Gruppe schweigend und finster, endlich fuhr er den alten Kaspar an: „Dein schmuckes Töchterlein hat, wie ich höre, schon Lust über's Jahr zum Hochzeittanze zu gehen; bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu seyn; Morgen früh wirst Du sie in mein Schloß bringen.“ Vergebens war es, daß der Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herrn zu Füßen fiel und ihm sein ganzes Vermögen anbot, um nur seine Tochter zu behalten. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin sein eigen sey, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. Habe ich nun etwas, rief er mit teuflischer Lust, um dem ewigen Singen in deinem Hause ein Ende zu machen? Ist ja dort ein Lachen und ein Jubeln ohne Ende. Doch damit du siehst, fügte er noch hämischer hinzu, daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merke auf, was ich dir sage. Du weist, ich esse gerne Kirschen und habe heut Abend große Gesellschaft. Bringst du mir nun diesen Kirschbaum, so wie er dasteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können, so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst mit allen den Deinigen frey seyn. Ich merke wohl, daß du schon lange im Stillen damit umgehest, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl, noch ehe die Thurmuhr zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen.“ Hierauf entfernte sich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten, und noch lange hörte man aus der Ferne sein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein im Waldkircher-Thale noch heut zu Tage übliches Volkslied.

Räthsel und Charaden
von
Hebel.

Nach der Bestimmung in Nro. 46. des Unterhaltungsblattes, bekommen zwey unserer verehrten Leser, welche vor den übrigen die meisten von diesen Räthseln und Charaden auflösen und uns diese Auflösungen mittheilen werden, und zwar jeder derselben, ein Freyexemplar der bei uns im nächsten Jahr erscheinenden Hebelschen Werke. (Acht Bände, in 8°, jeder von 3—400 Seiten, Verkaufspreiß 16 fl.)

Nro. 3.

Die erste bringt unangenehme Stunden.
Die zweite schmückt ein überirdisch Licht;
Und wär das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Linné nicht.

Nro. 4.

Immer steh ich umgeben von Todten,
Und immer geh ich, wie andere Boten.

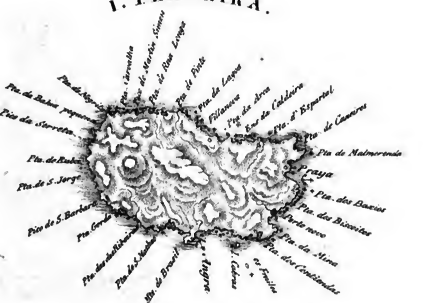
Nro. 5.

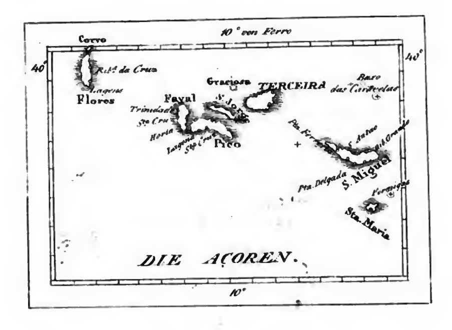
Gott gibt's im Mutterleib, ein andrer aufs Papier,
Das eine putzt oft uns, das andre putzen wir.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Carte u. Ansicht von der Insel Terceira.

Nach dem Admiral Tofiño.







Ansicht der Insel Terceira. A der Pico de St. Barbara und 39 Seemeilen von da ab B die Stadt Angra.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die Insel Terceira.

(Mit Karte und Ansichten.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLVIII.

Die neuesten politischen Ereignisse im Königreich Portugal, und insbesondere der Kampf um den Besitz der Insel Terceira — dem einzigen Punkte, wo jetzt noch die Anhänger der jungen Königin Donna Maria sich gegen den Prinzen Don Miguel zu halten vermögen — haben die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß es im gegenwärtigen Augenblick gewiß Interesse gewährt, ein Kärtchen und Ansichten dieser Insel zu besitzen; beides liefern wir unsern verehrten Lesern auf der beifolgenden Tafel, und zur größern Deutlichkeit dieser Abbildungen mögen hier noch einige Nachrichten über die Lage, den Umfang ꝛc. dieser Insel ihren Platz finden.

Die Insel Terceira liegt nemlich in dem atlandischen Ocean, zwischen Europa und Amerika, und gehört zu der Inselgruppe, welche man die Azoren nennt; diese Inseln werden, ihrer Lage nach, von einigen Geographen zu Europa, von andern zu Amerika und von andern wieder zu Afrika gerechnet; es sind deren 9, und heißen: St. Maria, St. Miguel, Terceira, Graciosa, St. Jorge, Pico, Fayal, Flores und Corvo. Sie wurden in der Mitte des Fünfzehnten Jahrhunderts von Josua van der Berg, aus Brügge in Flandern gebürtig, entdeckt, der auf einer Reise nach Lissabon dahin verschlagen ward, daher dieselben auch den Namen die Flandrischen Inseln führen. Nach seiner Ankunft in Lissabon theilte van der Berg seine Entdeckung einigen Portugiesen mit, und diese nahmen nun sogleich die nur von Habichten, Falken, Krähen und einigen Zugvögeln bewohnte Inselgruppe in Besitz, und nannten sie Açores d. i. Habichts-Inseln. Der Flächenraum dieser Inseln beträgt etwa 53 □Meilen; sie sind größtentheils gebirgig, und voll erloschener oder noch unsichtbar im Innern der Erde brennender Vulkane, die von Zeit zu Zeit eine Menge Lava und siedendes Wasser auswerfen, und fast ununterbrochen in ihrem Innern ein dumpfes, dem Rollen und Brausen der Fluthen gleichendes Getöse, besonders auf der Insel St. Miguel, vernehmen lassen. Dennoch ist der Boden derselben sehr fruchtbar und das Klima gesund und mild, ohne eigentlichen Winter.

Getraide, trefflicher Wein und Orangen sind die Hauptproducte dieser Inseln; der Wein ist unter dem Namen Wein von Fayal in Europa bekannt, gleicht an Farbe und Geschmack dem minder vorzüglichen Madeira, und wird als der — für ein heißes Klima — gesundeste Wein geschätzt. Fast die meisten unserer Hausthiere werden auf diesen Inseln gehalten, das Geflügel daselbst soll das vor-

züglichste in der Welt seyn, mit welchem, so wie mit den Kanarienvögeln ein starker Handel getrieben wird.

Die Einwohner dieser Inseln, ungefähr 160,000 an der Zahl, bestehen fast nur aus Portugiesen, nebst einigen Negern und Mulatten. Es ist ein ruhiges, friedliebendes Völkchen, das sich von dem Ackerbau, der Viehzucht und der Fischerei nährt, ausserdem durch den Betrieb einiger Gewerbe die hier anlegenden Ostindien- und Brasilienfahrer mit Lebensmitteln und Erfrischungen versorgt. Die ersten portugiesischen Ansiedler auf diesen Inseln verlebten glückliche Tage, bis sie unter spanische Herrschaft kamen, wo Habsucht und Tyrannei ihrer Glückseligkeit bald ein Ende machte. Ein späterer Wechsel brachte sie wieder unter das portugiesische Scepter zurück, ohne jedoch ihre Verhältnisse zu bessern, und so gewannen sie erst in neuester Zeit, als aus dem Hause Braganza auch der Kaiserthron in Brasilien entstund, einige Freiheit, wodurch ihr Wohlstand wieder anfing, sich einer vormaligen Blüthe zu nähern.

Unter diesen Inseln ist nun Terceira die ansehnlichste; sie ist 13 Meilen lang, 6 Meilen breit und hat 15 Meilen im Umfang; ihre Bevölkerung mag sich auf 30,000 Seelen belaufen. Angra ist die Hauptstadt der Insel, sie liegt auf der Südseite derselben, ist der Sitz eines Bischofs und war bis zur Zeit der letzten Unruhen auch der Wohnort des portugiesischen General-Gouverneurs der Azoren. Der Hafen von Angra und die Rhede von Villa da Praia sind die einzigen von der See zugänglichen Stellen der Insel, denn sie ist von hohen, steilen Felsen umgeben, und wo ein etwas offener Zugang sich befindet, wieder durch ein Fort vertheidigt. Ausser den beiden Städten Angra und Praia gibt es auf der Insel noch 15 Dörfer und mehrere zerstreut liegende Klöster, von denen das Franziskanerkloster in Villa dos Lagens das ansehnlichste ist. Die Festungswerke bei und um Angra, das einen geräumigen, fast gegen alle Winde gesicherten Hafen hat, sind im vortrefflichsten Zustande und besonders im letzten Jahre noch sehr vervollkommnet worden.

Seit den Zeiten Philipps des II. von Spanien, wo in dem Jahre 1583 die Insel Terceira in einem wiederholten mörderischen Angriff der Uebermacht der Spanier unterliegen mußte, lebten die Einwohner derselben im Frieden und entgingen glücklich den Revolutionen und Kriegsdrangsalen der letzten Jahrhunderte.

Aber in neuester Zeit hatten sie für ihre Treue und die Anhänglichkeit an ihre Königin Donna Maria einen blutigen Kampf gegen eine Expedition der Migueliſten zu bestehen. Zwanzig Kriegsschiffe, welche zusammen 344 Kanonen an Bord hatten, nebst 3000 Mann Landungstruppen, bildeten die Macht, die Terceira unterwerfen sollte. Am 11. August 1829 lief diese Escadre in die Bucht von Villa da Praia ein, und sandte, nachdem sie sich in Schlachtordnung gestellt hatte, eine Colonne Landungstruppen gegen das Fort Espirito Santo; diese Truppen erstürmten, trotz dem Feuern des Forts und der auf den Felsenzinnen postirten Freiwilligen, das Ufer und das Fort; doch eben so unerschrocken wurden sie auch von der Besatzung wieder angegriffen und zwischen die Felsen und das Meer gedrängt; von hier aber hatten sich ihre Boote zum Abholen einer zweiten Colonne entfernt, und so sahen die unglücklichen Gelandeten, entweder in dem Feuer der Feinde, oder in der immer höher sich hebenden Meeresfluth ihren unvermeidlichen Tod. Diese schreckliche Lage rührte selbst ihre Feinde, so daß sie ihnen, als ihre Aufforderung, sich ohne Furcht zu ergeben, einwilligend beantwortet wurde, Seile zuwarfen und zum Theil selbst über die schroffen Felsen zu ihnen herabkletterten, um diese Unglücklichen von dem Abgrunde,

vor dem sie sich befanden, zu retten. Eine inzwischen angekommene zweite Landungs-Colonne wurde ebenfalls so herzhaft empfangen, so daß die ersten Boote in Grund gebohrt und die andern alsbald zur Rückkehr gezwungen wurden.

Das Feuer der Landartillerie hatte in die feindlichen Schiffe Unordnung gebracht; die Nacht brach herein und die Fluth gieng hoch. Der Befehlshaber der feindlichen Expedition ließ daher alles, was gelandet hatte, im Stich, die Schiffe kappten ihre Taue, verließen die Bucht und suchten mit vollen Segeln das Weite. Ungefähr 800 Menschen waren die Einbuße der Miguelisten an diesem Tage, von denen 338 gefangen wurden. 462 wurden auf den Felsen getödtet oder ertranken in dem Meere, das am folgenden Morgen ihre Leichname, vermischt mit den Trümmern der gestrandeten Boote in die Klippen schleuderte. Und so bleibt jetzt, durch die unerschrockene Besatzung von Terceira, mit dem tapfern Grafen Villaflor an der Spitze, die Frage noch unentschieden, ob der Prinz Don Miguel oder die Königin Donna Maria künftighin die Krone von Portugal tragen solle.

Eisenbahnen und Dampfwagen.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 187.)

Die Dampfwagen, welche auf solchen Bahnen angewendet werden, sind 9 Fuß lang und 7 Fuß hoch. Ihre 4 Räder sind von Gußeisen und so groß wie die der übrigen auf der Bahn gehenden Wagen. Unten in dem Dampfwagen ist der Feuerherd mit einem Roste angebracht, auf welchem von einem Arbeiter, der auf dem Beiwagen sitzt (man sehe die Abbildung) beständig das Feuer unterhalten wird. Entgegengesetzt von dieser Einfeuerung, am andern Ende, zieht der Rauch durch ein 9 Zoll weites und 10 Fuß hohes Kamin heraus. Ueber dem Herd liegen gewöhnlich eine Anzahl Röhren, ganz vom Feuer umgeben, in welches sich das durch eine Pumpe eingeführt werdende Wasser sogleich in Dämpfe verwandelt und abwechselnd in die beiden oben auf der Maschine befindlichen Druckcylinder steigt. Diese Druckcylinder sind 6 bis 9 Zoll weit und treiben, mittelst der an der Maschine angebrachten Ausrückungen, abwechselnd zwey 8 Fuß lange, aufrecht stehende Stangen, 1 bis 1½ Fuß hoch, auf und nieder. An diesen Stangen sind am obern Ende, mittelst eines Gewerbes, zwey andere Stangen angebracht, welche bis auf die an zwey Rädern angebrachte Kurbeln herunter steigen und so diese, gleich dem Rad eines Spinnrades, in Bewegung setzen. Damit nun die beiden, durch die Maschine in Bewegung gesetzten Räder auf der Eisenbahn nicht ausgleiten, sondern einen festen Stützpunkt erhalten, stehen auf der Seite 2 Zoll breite und 2½ Zoll hohe Zähne hervor, welche in ähnliche Zähne eingreifen, die an der äußern Seite der einen von den beiden Eisenschienen, welche die Bahn bilden, noch besonders angegossen sind. Diese Zähne stehen 3 Zoll nach der Seite vor, sind aber nach unten hohl.

Die Pumpe, welche das Wasser in die Röhren treibt, wird von der Dampfmaschine ebenfalls in Bewegung gesetzt; die Dampfmaschine ist von hohem Druck, d. h. von einer Spannung, welche 6 bis 10mal so stark ist, als der Druck unsrer Atmosphäre oder Luftsäule auf den Barometer, mithin 4mal so stark, als die Spannung der gewöhnlichen Dampfmaschine, welche nach ihrem Erfinder Watt, Wattische genannt werden und nur einen Druck von 1½ bis 2½ Atmosphären ausüben. Zuweilen treiben die auf- und niedergehenden Stangen nicht unmittelbar die auf der Bahn gehenden Räder, sondern zunächst ein in der Mitte zwischen beiden Seitenrädern, jedoch etwas höher angebrachtes 8 Fuß weites Rad, welches mit seinen Zähnen in die Zähne eines nur 1½ Fuß weiten Rades eingreift, und dieses dadurch in sehr schnelle Umdrehung setzt. Das kleine Rad ist an das gezahnte Wagenrad zur Seite angegossen und nimmt dieses daher in seiner Umdrehung mit sich fort. Hierdurch läßt sich die

große Geschwindigkeit erklären, mit welcher manche Dampfwagen laufen. Diese Dampfwagen, so wie die angehängten Lastwagen, haben fest stehende Axen, können daher nicht leicht umgedreht werden, der Dampfwagen kann aber durch eine kleine Ausrückung einzelner Maschinenstücke ebensowohl rückwärts wie vorwärts geführt, oder auch ganz stille gestellt werden. Geht er rückwärts, so zieht er die Lastwagen nicht nach sich, sondern treibt solche vor sich her, und dieses geht beinahe eben so leicht von Statten, als wenn er dieselben nachziehen würde.

Auf gewöhnlichen Chausseen wurden auch schon öfter Versuche mit Dampfwagen zur schnellern Beförderung von Passagiren gemacht, welche auf kurze Strecken wohl gelangen, im Großen aber höchstwahrscheinlich nie zur Ausführung kommen werden; denn die nicht zu vermeidenden Unebenheiten der Chausseen erfordern eine größere Verschiedenheit der Kraftanstrengung, als die aus vielen Theilen zusammengesetzte Maschine bei fortwährender Erschütterung auszuhalten vermag, und daher dürfte das Reisen mit dergleichen Dampfwagen oder Dampfkutschen, wegen des leicht möglichen Brechens des einen oder andern Maschinentheiles, stets mit zu viel Gefahren verbunden seyn.

In Schottland, in der Nähe von Glasgow, ist jedoch eine Dampfkutsche auf einer kurzen Strecke im Gange, deren sich die Fremden, welche die schottischen Hochlande bereisen, wohl mehr der Neuheit, als der Bequemlichkeit wegen, bedienen.

In England hingegen trifft man zur Zeit noch keine Dampfkutschen an, die regelmäßig im Gange wären; wohl unternahmen es die Herren J. Andersons und H. James in London, hiermit einen Versuch zu machen, sie gaben aber ihrem Unternehmen keine weitere Folge. Der Cylinder ihres Dampfwagens hatte nur 1 Fuß Länge und $3\frac{1}{2}$ Zoll Weite. Der Kessel hingegen war gegen alles Springen vollkommen gesichert. Auf dem Wagen befanden sich 24 Personen; derselbe fuhr auf der Epping-Forst vier englische Meilen weit, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er auf diese Weise 15 englische Meilen in einer Stunde hätte zurücklegen können. Ein Herr, der die Dampfkutsche zu Pferde begleitete, mußte immer in vollem Galopp neben ihr her reiten. Die Landleute hatten solche Freude an dem Wagen, daß sie sich nicht abwehren ließen, einzusitzen; einmal saßen 38 Menschen darauf, so daß man dessen Gewicht, einschließlich des Wagens, der an 60 Zentner wog, auf 120 Zentner anschlagen kann.

Auch Gurney, ein Wundarzt in London, der die Röhrenkessel mit Vortheil auf seinem Dampfwagen anwandte, machte im August 1829 Versuche mit seinem Dampfwagen vor dem Herzog von Wellington, welche sehr wohl gelangen; er fuhr mit einer Geschwindigkeit von 17 englischen Meilen in einer Stunde auf dem Platz der Garde-Kürassiere herum.

Die vorzüglichsten Eisenbahnen in England sind jetzt:

Die Eisenbahn zwischen Darlington und Stokton.

Auf dieser Eisenbahn, welche südlich von Edinburgh angelegt ist, lief im Oktober 1825 eine Dampfkutsche von der Erfindung der Herren Timoth, Burstall und John Hill, mit einer Hochdruckdampfmaschine von 10 Pferde-Kraft. Jetzt fährt auf derselben eine Landkutsche, in der 22 Reisende Platz haben und die von einem einzigen Pferde gezogen, in einer Stunde $10\frac{1}{4}$ englische Meilen zurück legt.

Die Bolton- und Leigh-Eisenbahn,

die zu öffentlichem Gebrauch bestimmt ist, wurde anfangs August unter einer Menge von allen Seiten zuströmenden Volkes eröffnet. Man machte zugleich Versuche mit einem neuen Dampfwagen, der von Hrn. Stephenson zu New-Kastle-upon-Tyne sehr elegant und bequem gebaut war, und an welchem der Schornstein nicht mehr, als ein gewöhnlicher Zimmerschornstein rauchte. Dieser Dampfwagen zog 7 prächtig eingerichtete Reisekutschen, in deren jeder 12 bis 18 Reisende saßen. An der letzten Kutsche hing noch eine schwere Kutsche, nach Art der französischen Diligenzen gebaut, mit 23 Passagieren, die noch 6 andere leichte

Kutschen mit Reisenden zog. Diese Kutschen fuhren 4½ englische Meilen in einer Stunde; Stellenweise auch 7 — 8 englische Meilen. Dieser Dampfwagen läuft für sich allein 12 englische Meilen in einer Stunde.

Die Eisenbahn von Klingswinford nach dem Stafford Worcestershire-Canal.

Diese Bahn wurde am 2. Juni d. J. zum erstenmal probirt; sie läuft meistens eben, doch zuweilen auch über kleine Anhöhen.

Hinauf betrug	Centner.
das Gewicht von 8 angehängten Wagen.	168
von 360 Personen, die auf denselben waren	450
und dasjenige des Dampfwagens	220
Zusammen	838

und mit diesem Gewichte legte der Dampfwagen 7½ Meile in einer Stunde zurück.

Hinunter war	Centner.
das Gewicht von 20 angehängten Wagen .	420
von 923 Personen	1150
12 Wagen voll Steinkohlen	840
und des Dampfwagens.	220
Zusammen	2630

und auch mit dieser ungeheuern Last legte der Dampfwagen 7 Meilen in einer Stunde zurück.

Er ist gebaut unter Leitung des Herrn J. U. Bastrik zu Stourbridge.

Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Diese Bahn fängt unter der Erde in Liverpool an, und ist an dieser Stelle ¼ englische Meilen lang in einer Höhe von 16 Fuß nnd 22 Fuß Breite, durch Fels gehauen. Sie steigt in diesem majestätischen Stollen auf 49 Fuß Strecke einen Fuß und erspart so die steile Höhe, über welche die Straße von Liverpool nach Manchester führt. In ihrem weitern Verlaufe führt sie durch einen langen und tiefen Morast, wo gleichfalls alle Hindernisse glücklich überwunden sind. Zuletzt lauft sie über eine hohe Wasserleitung und über den Sanky.

Für diese Eisenbahn wurde von der Direktion der Eisenbahnen im April 1829 eine Prämie von 500 Pfund Sterling für den besten Dampfwagen zur Fahrt auf derselben ausgesetzt. Am 6. Oktober war der zu den Versuchen angesetzte Tag. Diese Versuche wurden 9 Meilen von Liverpool auf der Eisenbahn angestellt und es waren nicht weniger als 10 — 15,000 Zuschauer gegenwärtig. Folgende 4 Dampfwagen bewarben sich um die Prämie.

1. Die Novelty, den Hrn. Braithwalte und Ericksen in London gehörend, 55 Zentner schwer; 2. der Sanspareil, den Herrn Ackworth in Darlington, 88½ Zentner schwer; 3. der Rocket des Herrn R. Stephenson in Newcastle, 83 Zentner schwer, und 4. der Cycloped des Hrn. Brandreth in Liverpool, 60 Zentner schwer. Es ergab sich bald, daß der Rocket und die Novelty die besten waren. Ersterer lief ohne angehängte Fracht, 24 engl. Meilen (10½ Stunden Wegs) in der Stunde, und mit angehängter Fracht (340 Zentner) etwas mehr als 10 Meilen in der Stunde; er wurde indeß von dem Wagen der Herrn Braithwalte und Ericksen, der alle übrige an Leichtigkeit und Eleganz hinter sich ließ, übertroffen. Seine Schnelligkeit setzte Jedermann in Erstaunen, denn er legte 30 Meilen (13 Stunden Wegs) in einer Stunde zurück.

In Frankreich ist die Eisenbahn von St. Etienne nach Andresieux an der Loire schon seit dem Jahre 1828 vollendet. 80 Wagen, jeder mit 30 Hektoliten Steinkohlen befrachtet, durchlaufen auf derselben in 3 Stunden, 16 bis 18 Kilometer.

Auch die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon naht sich ihrer Vollendung. Von 55,000 Meter*) sind bereits 14,820 fertig. Gegenwärtig kostet der Transport für metrische 10 Centner von St. Etienne nach Lyon 18 bis 20 Franken. Die Eisenbahngesellschaft liefert ihn aber auf dieser Bahn für 5 Franken 80 Centimen.

*) Ein Meter ist beinahe 3¼ rhein. Fuß, und gerade 3 neubadische Fuß.

Vaterländische Mährchen.

1.
Der Ritter von Schwarzenberg.

(Fortsetzung und Beschluß von Seite 188.)

Der gute Kaspar, war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu sehr, um eine Abänderung seines Befehles erwarten zu dürfen, und übersah mit einem Blicke das Elend seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen, war unmöglich, und eben so unmöglich schien es ihm auch, die Bedingung je zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn kam sie in das Schloß, so war sie verloren. Umsonst warf sich ihm Gundchen an den Hals, ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch seinen Jammer; und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende. Die Steine hätten gerührt werden mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Knie nieder und betete recht inbrünstig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und sieh, als sie so betete und die andern weinten, zuckte es plötzlich wie ein Blitz am heitern Himmel, die Erde bebte und ein Windstoß fuhr durch das Gebüsch und aus der Tiefe der Erde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Weh, weh, seine Stunde ist gekommen, dreimal weh!" Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben davon, ihr Haar sträubte sich empor, nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn sie wußte nun gewiß, daß der Himmel sie nicht verlassen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag gieng ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur bemerkte man, daß es in der Luft immer schwüler wurde, und ein Gewitter anfieng sich zusammenzuziehen. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht, ihn selbst aber sah man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster in die Kammer einen Blick warf, mit Frau und Kinder auf den Knieen liegen und andächtig beten. Hörte man auch bisweilen die Stimme des guten Gundchens, so war es doch nur in einem geistigen Liede; sie hatte sich jetzt alle weltlichen Gedanken ausgeschlagen. Es wurde Abend, da hatte sich die Gesellschaft des Burgherrn wieder eingefunden, und die Jagd gieng wie gewöhnlich mit vielem Geschrei, Hörnerschall und Hundegebell vor sich. Doch war sie noch nie so wild und grausam gewesen, kein Thierchen blieb verschont, und schnaubende Hunde durchstreiften jede Felsenritze. Manche Leute glaubten, es gehe schon jetzt nicht mit rechten Dingen zu, denn man zählte weit mehr Hunde, als die Herrn mit sich führten, und auch ganz fremde Thiere, wie Löwen und Tieger wollte man bemerkt haben. Nachdem die Ritter ihre Jagdlust gestillt hatten, kehrten sie wieder in das Schloß zurück, und nun wurde gesotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeschafft, nichtswürdiges Gesindel, das sich bei allen Jahrmärkten herumtrieb, und manchen Burschen und manches Mädchen verführte und ins Sündengarn hineinlockte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg, nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knechte folgten ihrem Beispiele. Darum bemerkte es auch Niemand, daß das Gewitter vom Rheine her immer mehr heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben im Schlosse frecher und wilder, kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gesellschaft unversucht. Besonders aber erregte es großes Gelächter, als der Burgherr die heutige Geschichte vom Kirschbaum erzählte, und nun mit lebendigen Farben die Seelenangst und das Entsetzen des armen Kaspars schilderte. Einige meinten, man solle doch nachsehen lassen, ob er noch nicht anspanne, um das Desert heraufzuführen; eine fürwitzige Dirne wollte sogar den Kopf zu einem Fenster hinausstrecken, aber da faßte der Wind das Fenster, und schlug es mit solcher Heftigkeit zu, daß die Glasscherben im ganzen Saale umherflogen. Jetzt wollte es doch Manchem anfangen umheimlich zu werden, aber keiner konnte sich von der Stelle bewegen, und Jeder war in den Saal, wie in einen Zauberkreis gebannt.

Plötzlich fieng der Thurmwart aus allen Kräften an Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Gesichte und der Nachricht herein,

man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel, und sehe viele Lichter sich hin- und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Festes sich aufmachen, als nun auf einen Windstoß von selbst alle Fenster aufsprangen, und alle Lichter wie von einer Hand ausgelöscht wurden. Während nun auf diese Weise in dem Saale plötzlich dunkle Nacht herrschte, wurde es ausserhalb der Burg und in das Thal hinab um so heller. Blitze kreuzten sich jeden Augenblick und nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner unaufhörlich, und der heftigste Sturm, den man je erlebte, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rosse ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorkamen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen, übrigens sahen sie ganz den Kirschen gleich. Endlich gelang es den vielen Armen den Baum mit Wurzeln auf den Wagen zu bringen, und nun schwang sich ein, wie der arme Kaspar gekleideter Kutscher auf den Bock und voran gieng es in raschem Galopp. Der Burgherr wollte lachen und seinen Gesellen Muth zurufen, aber er grinzte nur und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Gipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So kam er, während es immer furchbarer donnerte und schrecklicher blitzte an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand leistete. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander, und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So fuhr der Wagen immer näher und endlich durch die geöffnete Wand in den Saal und mitten unter die von Schrecken halb leblosen Gäste hinein. Da stand der Baum, wie ungefähr, wenn man ihn so vergleichen darf, ein großer Christbaum, mit Früchten und Lichtern übersäet; aber Niemand war da, welcher sich die Bescheerung zueignen wollte. Da rief der Kutscher mit einer Donnerstimme: „Was zögert ihr, greift zu!" und die Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor, und nöthigten Herren und Damen zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirschen zum Munde führen wollte, verwandelte sie sich in eine Flamme, die unauslöschbar war, und tief in den Magen und das Herz hinunter brannte. Endlich riß der Kutscher selbst den Burgherrn zu sich auf den Bock, das Feuer ergriff die Balken und das Dachwerk des Schlosses, der Boden öffnete sich, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäste, sanken in eine schwarze endlose Tiefe hinab. So sagten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze gesehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es ist weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenkinder.

Als sich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknissen der Nacht erholten und ihre Blicke gegen die Burg richteten, sahen sie keine Thürme und keine Zinnen mehr, sondern nur schwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch eine bläuliche Flamme mit Schwefelgeruch emporschlug. Auf dem Felde des alten Kaspar aber fanden sie an der Stelle, wo der schönste Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe schwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie besprengten deßhalb die Stelle mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie wurde bei dieser Gelegenheit frei, und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackrer junger Nachbar sie als seine Frau abholte. Noch sind die Reste des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe; denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den nähern Weg gehen will, sieht man besonders an hohen Festtagen, den großen Baum mit den feuersprühenden Kirschen mitten über dem Gemäuer des Schlosses.

Räthsel und Charaden

von

Hebel.

Nach der Bestimmung in Nro. 46. des Unterhaltungsblattes, bekommen zwey unserer verehrten Leser, welche vor den übrigen die meisten von diesen Räthseln und Charaden auflösen und uns diese Auflösungen mittheilen werden, und zwar jeder derselben, ein Freyexemplar der bei uns im nächsten Jahr erscheinenden Hebelschen Werke. (Acht Bände, in 8°, jeder von 3—400 Seiten, Verkaufspreiß 16 fl.)

Nro. 6.

Des ersten Werth
Wird oft begehrt
Von Weisen und von Thoren,
Doch kommen Katzen noch dazu,
Ist aller Werth verloren.
Das Zweite ist von andrer Art,
Ein Er und eine Sie sind still darin gepaart,
Er führt euch zu der Weisheit Hochaltären,
Sie aber hilft den Weisen oft bethören.
Das Ganze steht dem Weisen schön,
Doch kann man's auch bei Thoren seh'n.

* * *

Nro. 7.

Die erste ist von altem Blut,
Obgleich sie hat kein Rittergut,
Und mehr als tausend Ahnen waren,
Bei'm nassen Reichstag in der Vorzeit Jahren
Mit Schildern, Federbusch, mit Stacheln u. mit Haaren.
Und in der zweiten tanzt das frohe Mädchen,
Und in derselben dreht es auch sein Rädchen.
Das Ganze strahlt zwar um und um am Himmel,
Doch der es taufte, war ein Lümmel.
Sag Jungfrau mit dem goldnen Strahlenschein,
Wer führte dich in dieses Kränzlein ein?

* * *

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.



Königliches Institut in Edinburgh,
von der Hannover-Straße aus gesehen.

Nro 49. Zweiter Jahrgang 1829. (197)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf daselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Aufage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Das königliche Institut zu Edinburgh.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. XLIX.

Das Königliche Institut oder Museum zu Edinburgh, wovon die beiliegende Tafel eine getreue Abbildung liefert, ist der Versammlungsort aller gelehrten und wissenschaftlichen Gesellschaften Schottlands, woselbst ihre Verhandlungen bearbeitet und die Kunstausstellungen gehalten werden; dasselbe wurde im Jahre 1825 auf gemeinschaftliche Kosten dieser Gesellschaft erbaut, und gehört jetzt zu den schönsten Gebäuden Edinburgs. Es steht am südlichen Ende der Hannoverstraße, und bildet ein länglichtes Viereck, dessen Fronte, mit dem erhabenen, auf 8 Säulen ruhenden Portale, einen prachtvollen Anblick gewährt. Die Baukosten für das Ganze beliefen sich über 200,000 fl. —

Vaterländische Mährchen.

2.

Der Hirtenknabe am Kandel.

„Junge, sagte mir meine gute selige Großmutter oft, laß dich nicht bethören, der Böse mag dir bieten so viel er will, er narrt dich nur, und führt dich und Andere in das Unglück. Nicht jeder kommt so gut weg, wie der Hirtenknabe am Kandel.“ Nun so erzählt, wie dieser weggekommen? fragte ich oft neugierig; aber meine Großmutter war nicht immer aufgelegt zu erzählen, sie behielt immer gerne etwas für sich, wie ein Stückchen Zuckerbrod um es uns durch lange Versagung um so angenehmer zu machen. Endlich bekam ich doch das Geschichtchen weg, denn ich war bekanntlich ihr Liebling; und nun sollt ihr es wieder so haben, wie sie es mir bei guter Laune erzählte.

„Du weißt doch, wo der Kandel ist?“ examinirte sie mich vorher, wie ein rechter Schulmeister. Ich nahm geschwind unsre neuste Schulgeographie vor mich, aber da stand nur Seite 4, daß der Kandel 3903 Schuh hoch ist, und so viel hatte ich mir bis auf den letzten Dreier richtig gemerkt; aber wo der Kandel steht, davon weiß das Büchlein kein Wort, und darum wird man es mir wohl verzeihen, wenn ich es auch nicht wußte. Damit war aber meine Großmutter gar nicht zufrieden, sondern sie meinte, man müßte vorerst wissen, wo ein Berg sei, dann möge man wohl auch behalten wie hoch er sei. Nicht einmal auf die letzten drei Schuh wollte sie etwas geben, denn sie versicherte, so eine Kleinigkeit gäbe man bei einem großen Berge drein, ich sollte mir künftig 3900 Schuh merken, und es stünde dann bei mir, noch ein Mehres zu thun, auch etwas Ordentliches, 6, 10 oder gar 12 Schuh. Ich machte natürlich über diese neue Lehre große Augen, aber die gute alte Frau erinnerte mich, wie oft mir die Kaufleute Rosinen oder etwas Süßes drein gegeben hätten, wenn ich mit ihr Zu-

cker und Kaffee gekauft; bald mehr bald weniger, wie sie gerade bei Laune waren.

Und nun gieng das Examiniren fort, über alle Berge von Basel herunter; ich hätte nicht geglaubt, daß meine Großmutter in der Geographie so gut bewandert und noch eine so rüstige Spaziergängerin wäre. Aber da giengs über den Blauen und Belchen, über den Schönberg und Schau ins land, mit einem tüchtigen Schritte über Freiburg hinweg auf den Roßkopf, und sieh da ganz unerwartet auf den hohen und spitzigen Kandel. Natürlich ruhten wir da aus und sahen das Städtchen Waldkirch, und seitwärts das Dörfchen Siensbach zu unsern Füßen. Nun zeigte meine gute Großmutter auf einen gewaltigen Felsen, aus welchem mitten eine ganz klare Quelle lustig hervorsprudelt; und rief aus: „jetzt sind wir am Kandel und sitzen auf der Stelle, wo der Hirtenknabe saß, als eben der grüne Jäger zu ihm kam. Aber vorerst lege dein Ohr noch auf den Boden und lausche recht aufmerksam, was hörst Du?" Ich hörte in der That nichts als ein paar Heuschrecken, und sagte dieß voll Freude, weil ich meinte, die Großmutter habe an diese gedacht. Allein sie wurde fast ärgerlich und erwiederte mir: „wie bist du so einfältig, man hört hier etwas ganz Anderes, aber nicht oben, sondern tief unten im Berge." Und was denn? rief ich voll Erwartung aus. „Einen Strom, der im Innern dieses Berges sein Wesen treibt und hier einen großen See bildet, der, wenn er auslaufen würde, das ganze Land unter Wasser setzte." Voll Schrecken sprang ich auf, weil ich es hier nicht mehr für sicher genug hielt; aber ich faßte mich bald wieder, weil ich dachte, daß es hier oben doch sicherer wäre als unten, wo man natürlicherweise zuerst ertrinken müßte. Meine Großmutter beruhigte mich auch überdieß noch dadurch, daß sie auf den großen Felsen unter uns zeigte und versicherte: „sey nur getrost, dieser verschließt das Thor, denn nur dadurch kann das Wasser ausströmen, und wir könnten noch Jahre lang hier oben sitzen, bis der Felsen weggebrochen ist." Da würde uns, meinte ich, die Zeit doch lang werden. „Das ist sie auch, versetzte meine Großmutter, Einem geworden, der sonst hier oben saß, aber mit andern Gedanken, denn er hätte das Wasser lieber losgelassen." Ach Gott, erwiederte ich, da wäre ja das ganze Breisgau überschwemmt worden. „Das eben war sein Plan, fuhr die Großmutter fort, denn da hätte es ein unendliches Unglück und einen reichen Fischzug von armen Seelen gegeben. Kurz, mit einem Worte, er, der hier oben saß, war der Böse selbst, höchst ungeduldig wieder einen Haupt- d. h. einen rechten Teufelsstreich auszuführen. Gerne hätte er den Felsen selbst weggerückt, aber dazu reichte seine Macht nicht hin; denn der Felsen war von einem alten Einsiedler gebannt, und es gehörte ein unschuldiger Knabe dazu, den Bann zu lösen. Du siehst hieraus Junge, was die Unschuld vermag, merke es wohl." Recht gerne, erwiederte ich, mit großem Selbstgefühle, und wurde unmerklich um ein Paar Zoll größer; ich hätte es kaum geglaubt, daß wir es so leicht mit dem Bösen selbst aufnehmen könnten. Die Großmutter, welche bemerkte, was jetzt in mir vorging, und daß ich wirklich Lust hätte, einen solchen unterirdischen Goliath im Stillen herauszufordern, um mit dem nächsten besten Steine an ihm zum David zu werden; lächelte vor sich hin, und fuhr fort: „der Einsiedler hatte einen Hirtenknaben gemeint, denn auf dem Lande sind immer noch die lieben Engel zu Hause; bei uns in den Städten aber hat der Böse schon unter euch kleinem Volke seine Vettern und Bäschen." Ich schwieg natürlich still, wie von kaltem Wasser übergossen, und die gute alte Frau setzte ihre Erzählung weiter fort: „Nun führte wirklich ein recht unschuldiger Hirtenknabe hier in der Gegend das Vieh seines strengen Herrn täglich auf die Weide, und wenn er dann so von oben herab auf die Stadt Waldkirch und die schöngeputzten Bürger, ihre Frauen und Kinder sah, wurde ihm oft recht wunderlich zu Muthe. Er dachte in solchen Fällen bei sich selbst: warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater, ich hätte dann nicht nöthig mich in Lumpen zu kleiden, mich mit den schlechtesten Bissen zu begnügen, und den ganzen Tag auf dem Berge umherzuklettern, um das Vieh

zusammen zu treiben. Wie bin ich doch so elend gegen die Stadtkinder, die in ihrem Uebermuthe nicht einmal wissen, was sie haben, und oft wegwerfen, was mich ganz glücklich machen würde. Meine Eltern waren Bettelleute und sind gestorben, mein Herr schilt und schlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch müde geworden bin, muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglücklich.

So dachte der Knabe und weinte still vor sich hin. Der Böse mußte es gemerkt haben, denn er verkleidete sich schnell in einen Jäger, und ging, einen schwarzen zottigen Hund an der Seite, mit starken Schritten auf den Knaben zu. Dieser wischte sich alsbald die Thränen aus den Augen und wollte fröhlich aussehen, aber es gelang ihm nicht. „Was hängst du den Kopf, junger Bursche?" fing nun der Jäger an; „siehst du nicht, wie die Buben da unten so fröhlich sind und sich ihres Lebens freuen?" Da schlug der arme Knabe seine Augen auf, und ein neuer Stich fuhr in sein Herz; denn er sah auf einer Wiese eine Menge wohlgekleidete Kinder Ball spielen, und hörte sie singen und jauchzen. Aber die kleinen Pferdefüße sah er nicht, sonst hätte er nicht wieder und noch stärker zu weinen angefangen. Da der Jäger sah, daß schon der erste Versuch so gut ausgefallen, wurde er noch zutraulicher, setzte sich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm anzuvertrauen, was er doch auf dem Herzen habe. Da antwortete der Knabe nach einer Weile, noch immerfort schluchzend: „ach, ich bin gar so arm und habe weder Vater noch Mutter!" „Ist nur dieß, nahm jetzt der Jäger das Wort, so ist dir gar bald geholfen. Es steht bei mir, dich reich zu machen, und als meinen Sohn anzunehmen." „Ei könntet und wolltet Ihr das," rief jetzt der Knabe voll Ueberraschung und Freude aus, sprang auf und hob seine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Manne empor. Aber dieser bekam jetzt plötzlich heftiges Zucken im Gesichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unerwartet in die helle Sonne hineinblickt; denn hinter dem Knaben stand im vollsten Lichtglanze sein Schutzengel und drohte dem Bösen mit dem Finger. Der Knabe sah aber den Schutzgeist nicht, sondern nur das verzerrte Gesicht des Jägers; darum fuhr er voll Schrecken zurück und wußte sich kaum zu helfen. Der Jäger aber, in dergleichen Vorfällen schon geübt, drehte geschwind den Kopf und rief dem Knaben zu: „setze dich nur wieder neben mich, es ist mir eine Schnacke in das rechte Auge geflogen, ich muß es nur einige Augenblicke zuhalten." So macht es nämlich der Böse immer, wenn er etwas Gutes oder gar einen Engel sieht, so drükt er geschwind die Augen zu, und dann hindert ihn nichts mehr in seinem argen Wesen fortzufahren. Daher wußte nun der grüne Mann den armen Knaben nach und nach ganz zu bethören, daß er nichts als Geld und kostbare Kleider vor sich sah. „Das Mittel dich reich zu machen, sagte er ihm unter Anderm, jedoch immer mit abgewendetem Gesichte, ist ganz einfach. In dem Berge befinden sich nämlich ungeheure Schätze, welche von einem alten Ritter dahin verborgen wurden, und welche du leicht erheben kannst. Du darfst nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochsen vor den Felsen da unten kommen, so wirst du mich antreffen, wir werden den Felsen wegführen, uns schnell der Schätze bemächtigen, ich nehme dich als meinen Sohn an, und dann sagst du deinem Herrn Lebewohl auf immer, und wirst ein schmucker Junge, wie nur einer in der Stadt ist. Aber versprechen mußt du mir, Niemanden etwas zu sagen, und morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unsere Schätze." Gern gab der Knabe sein Wort, und sprang wie ausser sich vor Freuden herum, als der Jäger im Stillen seinem Hunde einen Wink gab, und dieser unter das weidende Vieh hineinfuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe forteilte es wieder zusammenzubringen, waren Jäger und Hund verschwunden. Auch die spielenden Kinder auf der Wiese verloren sich, man konnte freilich denken, die Eltern hätten sie wieder mit sich nach Hause genommen; aber dem Aufmerksamern wäre es doch unmöglich entgangen, wie eines hier, das andere dort in eine Spalte des Berges hinabschlüpfte.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel und Charaden
von
Hebel.

Nach der Bestimmung in Nro. 46. des Unterhaltungsblattes, bekommen zwey unserer verehrten Leser, welche vor den übrigen die meisten von diesen Räthseln und Charaden auflösen und uns diese Auflösungen mittheilen werden, und zwar jeder derselben, ein Freyexemplar der bei uns im nächsten Jahr erscheinenden Hebelschen Werke. (Acht Bände, in 8°, jeder von 3—400 Seiten, Verkaufspreiß 16 fl.)

Nro. 8.

Häßlich ist ein Thier, und mit dem häßlichen Namen
Redet die Mutter oft zärtlich das Töchterlein an.

Nro. 9.

Ich und der Schweitzer Morgenstern,
Wir stechen gern;
Setz' mir ein T vor's Angesicht,
Ich und der Salamander
Verbrennen nicht.
Nun wechselt miteinander
Das T und Z, so steh'n sogleich
Ich und der Himmel über Euch.

Nro. 10.

Die erste Sylbe ist nicht zu ersäufen,
Die Zweit' und Dritte nicht wohl anzugreifen;
Das Ganze geht bei stiller Nacht aufs Streifen.

Nro. 11.

Nehmt immer mir den Kopf und setzt ihn an
den Schwanz,
Ich bleib' wie der Polyp, dasselbe Ding und
ganz.
Ihr kennt mich wohl. In stiller Nacht,
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umstrahlt mich stiller Glanz.

* * *

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

Neues Gebirge

Horizontale Schichten

Niederschlags- u. Übereinanderlagerungs Schichten

Urgebirge

Artesische Brunnen.

No.ro 50. Zweiter Jahrgang 1829. (201)

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Die artesischen Brunnen.

(Mit einer Abbildung.)

Zweyter Jahrgang 1829. Tab. L.

In neuester Zeit kommen die artesischen Brunnen (puits artésiens) welche man durch tiefes senkrechtes Bohren in die Erde gewinnt, sehr in Aufnahme; man kann diese Brunnen in jeder Gegend anlegen, und erhält durch sie ein reines und gesundes Wasser, dessen Quelle unversiegbar ist und stets in gleicher Stärke, meistens beträchtlich hoch, über die Oberfläche des Bodens hervorsprudelt.

In Frankreich wurde die Methode, Brunnen durch Bohren zu gewinnen, schon im Jahre 1671 von Dominicus Cassini eingeführt, und Hericart de Thury, der sich daselbst vorzüglich um die Anlegung dieser Brunnen verdient gemacht, kennt den ältesten gebohrten Brunnen, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Präsident Crozat de Tugny bei seinem Landhause in der Nähe von Clichy hatte anlegen lassen. Indeß sind diese Brunnen in Frankreich noch selten, während sie in England gegenwärtig in unzähliger Menge vorhanden sind, und in den vereinigten Staaten Nordamerika's jetzt überall, sowohl auf öffentliche Kosten, als im Interesse von Gesellschaften und von Privaten angelegt werden.

Es wäre zu wünschen, daß auch in Deutschland mit Anlegung dieser, stets helles Wasser liefernden Brunen häufigere Versuche gemacht würden, denn durch die bis jetzt errichteten artesischen Brunnen, haben die Unternehmer doch meistens ihre Zwecke erreicht.

Die Erfahrung bestätigt, daß man, wenn man im ungünstigsten Falle, bis auf 600 Fuß Tiefe bohrt, allemal Quellwasser findet; doch erhält man dasselbe meistens schon bei 2 — 300 Fuß Tiefe. Das Bohren in solche Tiefe hinab geschieht mittelst der bei den Bergwerken gebräuchlichen Erdbohrern; die Weite des Bohrloches beträgt gewöhnlich einige Zoll, und damit dasselbe durch die einstürzende Erde nicht wieder ausgefüllt werden kann, so werden, beim Beginn der Arbeit, um die eiserne Bohrstange, die aus vielen Stücken besteht, metallene Brunnenröhren, 3 — 4 Zoll weit im Durchmesser, gelegt, und so wie es tiefer hinab geht, eine über der andern befestiget; in diesen Röhren bewegt sich während der Arbeit der Bohrer hin und her, und durch dieselben muß auch die unten abgelöste Erdmasse heraufgezogen werden. In England kennt man jetzt hierbei ein Verfahren, wodurch das Bohren weit wohlfeiler wird, als sonst; die Bohrspitze bleibt nämlich so lange in der Erde, bis der Zweck erreicht ist, oder man einen andern Bohrer anwenden will, und die losgebohrte Masse wird nicht durch das Herausziehen des Bohrers aus der Oeffnung entfernt, sondern mittelst einer einfachen Vorrichtung nach und nach herausgezogen.

Bei den Bohrversuchen findet man häufig auch Mineralien, die noch mehr Werth haben, als das gesuchte Wasser.

Der Erfolg, daß man Quellwasser zu Tag fördert, ist so gewiß, daß in England die Bohrleute ihren Contracten folgende Bedingung zu Grunde legen können: wird kein Wasser gefunden, so zahlt der, für welchen der Brunnen gebohrt wird, nichts. Findet sich Wasser, so bezahlt er nach einer vorher getroffenen Uebereinkunft im Verhältniß zu der Tiefe des Bohrlochs und der Fülle des Wassers, wobei auch noch der Umstand in Anschlag kömmt, ob das letztere über der Oberfläche quillt, oder nicht.

Ueber die Hälfte der in England angelegten Brunnen treibt das Wasser mehr oder weniger hoch über die Erde, und die, bei denen das Wasser nicht ganz bis zur Oberfläche empor sprudelt, sind deßhalb nicht weniger ergiebig, indem auch die thätigste Pumpe sie nicht zu erschöpfen vermag, und sie das Wasser von derselben trefflichen Qualität liefern, wie die übrigen.

Die artesischen Brunnen können in einem engen Raume nach Belieben vervielfältigt werden, ohne daß sie sich dadurch gegenseitig schwächen, und so wirds unter günstigen Umständen sogar möglich, auf diese Weise kleine Bäche künstlich zu erzeugen.

Was die Temperatur des Wassers betrifft, so hat man gefunden, daß je tiefer man in die Erde eindringt, desto mehr das Wasser von seiner Kälte verliert. Doch ist der Unterschied nicht so bedeutend, und beträgt, nach den von Traba angestellten Versuchen, im Durchschnitt auf 100 Fuß kaum einen Grad des hundertgrädigen Thermometers.

Das Wasser, welches sich tief unter dem Boden sammelt, entsteht meistens aus Nebel, Thau, Regen und Schnee, wovon sich ein großer Theil auf den Bergen, die gleichsam die Wolken an sich zu ziehen scheinen, niederschlägt. Dasselbe bringt von da in die verschiedenen Bergschichten ein, sinkt darin nieder, bis es auf eine wasserdichte Erdlage trifft, und läuft dann auf derselben so lange fort, bis es entweder als Quelle irgendwo wieder zu Tag kömmt, oder in abgeschlossenen Räumen und unter schwerem Druck im Innern der Erde stehen bleibt.

Gewöhnlich trifft man da, wo sich das Uebergangsgebirge an das Urgebirge anlehnt, auf reichliche Quellen, indem dieselben in die zu dichte Masse des Urgebirgs nicht eindringen können und daher zwischen diesen beiden Gebirgsarten hinlaufen.

Diese Wassermassen lassen sich nun durch die artesischen Brunnen wieder in die Höhe bringen, was hauptsächlich nach dem Grundsatze erfolgt, daß so tief das Wasser fällt, es eben so hoch wieder emporsteigt.

Einige Beispiele, die wir hier mittheilen, so wie die Erklärung der beiliegenden Tafel, werden dieses noch deutlicher machen.

Im Jahr 1775 ließ man, da der große Brunnen der Militärschule zu Paris nicht mehr hinreichendes Wasser lieferte, einen Erdbohrverständigen aus Artois kommen. Dieser bohrte nur 60 Fuß unter der Sohle des Brunnens, unter einem Lager von Glimmer und eisenkieshaltigem schwärzlichem Sand, eine so reichliche Quelle an, daß die Arbeiter kaum schnell genug wieder in die Höhe steigen konnten. Seitdem hat sich das Wasser immer 24 — 30 Fuß unter dem Boden erhalten. Die Bohrarbeiten wurden von Hrn. Leture, Professor der Architectur an der Militärschule, geleitet.

Im Jahr 1780 wurde im Garten von Vauxhall, in der Straße Bondy, ein 120 Fuß tiefer artesischer Brunnen gebohrt; als das letzte Sandsteinlager durchbrochen war, sprang das Wasser hoch über die Oberfläche des Bodens hervor; später senkte es sich allmählich, und es hat sich seitdem beständig bei einer gleichen Höhe mit der Bodenoberfläche erhalten.

Im Jahr 1802 ließen der Graf Dubois und der Marquis d'Argens, denen ein Haus in der Straße Rohan zusammen gehörte, von Dufour, einem Erdbohrverständigen, in die Sole eines Ziehbrunnens bohren, der verdorbenes Wasser lieferte. Man bohrte nach einmonatlicher Arbeit eine Quelle an, die vortreffliches Wasser lieferte, das sich in den eingesetzten Röhren etwa drei Fuß über den Wasserspiegel des alten Brunnens erhob. Der Erdbohrer war durch abwechselnde Thon- und Sandschichten gegangen, und die Ausgabe betrug nicht ganz 600 Fr.

Im Jahr 1812 ließ der Obsthändler Bellart, in der Straße des Forssés-Saint-Germain l'Auxerrois wohnhaft, weil sein Brunnen durch die Nachbarschaft eines Abtritts verderben wurde, ein Bohrloch in dem Brunnen niedertreiben, welches bei 54 Fuß Tiefe (30 Fuß unter dem Wasserspiegel des ältern Brunnens) eine sehr gute und reichliche Quelle öffnete, deren Wasser sich 16½ Fuß über den Spiegel des alten Brunnens erhebt.

Ein anderer artesischer Brunnen ist derjenige, welchen, im Jahr 1822, die Barmherzigkeitsschwestern der Insel des heiligen Ludwig, in ihrem, durch benachbarte Abtritte verdorbenen, Ziehbrunnen bohren ließen. Das Bohrloch geht nur 24 Fuß unter den Wasserspiegel der Seine, und förderte aus dieser Tiefe eine Quelle, welche sich bis 18 Fuß unter die Oberfläche des Bodens erhebt.

In demselben Jahre ließ Hr. Peligot einen Erdbohrverständigen aus Arras kommen, um zu Enghien-les Bains einen artesischen Brunnen anzulegen. Bei 48 Fuß Tiefe wurde eine Quelle angebohrt, die sehr gutes Wasser, 12 Fuß unter der Oberfläche des Bodens, ausschüttete. Dieses Resultat ward für die dortige Gegend sehr wichtig, da sich daselbst in den gewöhnlichen Brunnen nur schwefel- und gypshaltiges Wasser findet.

Gegenwärtig beschäftigt sich Hr. Mullot in und um Paris mit dem Bohren der artesischen Brunnen. Er hat z. B. zu Epinay, bei Paris, in dem Parke der Marquise von Grollier, gebohrt. Es wurde dazu einer von den höchsten Puncten des Park's, 49½ Fuß über dem mittlern Wasserspiegel der Seine, und zwar etwa 600 Fuß von dem rechten Ufer dieses Flusses, ausersehen. Zuerst ließ Mullot gegen 40 Fuß tief graben, um nicht immer das ganze Gestänge des Erdbohrers auseinander nehmen zu müssen. Dann fieng die eigentliche Bohrarbeit an, bei welcher die ganze Gegend sehr interessirt war, weil die dortigen Brunnen sämmtlich schlechtes Wasser liefern. Bei 162 Fuß Tiefe traf man auf eine Quelle, welche etwas über 21 Fuß in dem gegrabenen Schacht, also bis etwa 14 Fuß von der Oberfläche des Bodens, stieg und ein weiches klares Wasser lieferte. Man bohrte noch 6 Fuß tiefer, ohne daß sich das Niveau desselben erhöhte.

So wichtig dieses erste Resultat auch für die Gegend war, so fiel es doch nicht ganz befriedigend aus, indem man einen wirklichen Springbrunnen zu erhalten wünschte. In der Hoffnung, daß dieß möglich sey, beschloß man, um doch nicht den bereits erlangten Vortheil aufgeben zu müssen, 1) diesen ersten Brunnen beizubehalten, welcher schon so hoch quillt, daß dessen Wasser nach allen Puncten des Parks geleitet werden kann; 2) von Hrn. Mullot einen zweiten Bohrversuch machen zu lassen, um, wo möglich, einen Brunnen zu erhalten, welcher das Wasser über der Bodenfläche ausgösse. Das zweite Bohrloch wurde nur 3 Fuß weit von dem ersten durch dieselben Schichten niedergetrieben. Bei 163½ Fuß Tiefe, traf man auf dieselbe Quelle zwischen Thon und Kreide. Das Wasser senkte sich sogleich in dem Schacht über dem Bohrloche um 1½ — 2 Fuß, stieg aber bald wieder zu derselben Höhe wie vorher, und behielt diese bei. Man bohrte nun immer tiefer durch verschiedene Kreideschichten, und traf endlich, bei 204 Fuß Tiefe, in grünem Glimmersand eine reichliche klare Quelle, welche einen guten Fuß über die Oberfläche des Bodens stieg. Auf diese Art brachte ein Unterschied von 42 Fuß, in Ansehung der Tiefe der Quellen, einen solchen von fast

15 Fuß in Ansehung des Wasserstandes hervor, und obgleich die Bohrlöcher beider Brunnen nur etwas über drei Fuß auseinanderliegen, schütten sie doch ihr Wasser fortwährend, und ohne einander zu beeinträchtigen, in ungleichen Höhen aus.

Die beiden Quellen liefern dieselbe Quantität Wasser, und zwar jede etwa 19 bis 20,000 rheinische Maas des Tages.

Mehrere Fabrikanten, insbesondere Besitzer von Bleichanstalten, haben sich durch gebohrte Quellen das zu ihrem Geschäfte taugliche weiche Wasser verschafft. Wir nennen darunter Hrn. Carruyer, zu Saint-Denis, und Hrn. Durup de Baleine zu Gentilly. Auch für andere Fabrikationszweige könnten dadurch unschätzbare Vortheile gewonnen werden. So liegen z. B. manche Papiermühlen an Bächen mit sehr hartem, und folglich zur Papierfabrikation sehr wenig tauglichem Wasser, da sich die Erbauer durch die oft ganz vorzügliche Klarheit solchen Wassers zu Anlegung dieser Mühlen daselbst bestimmen ließen, was ihre Nachfolger jetzt sehr in der Vervollkommnung ihres Geschäfts hindert. Gelänge es dort, artesische Brunnen zu bohren, was in den meisten Fällen angehen würde, so könnte das zum Waschen und Anmachen des Zeugs nöthige weiche Wasser, aus jenen Brunnen gezogen und dadurch das Verlegen der Mühle an einen günstigern Ort vermieden werden. Es sind uns zwar auch Fälle bekannt, wo dieses erwünschte Resultat durch gegrabene Brunnen erreicht worden ist; allein da das Bohren mit verhältnißmäßig geringern Kosten bewerkstelligt werden kann, so wird man durch dasselbe den beabsichtigten Zweck wohlfeiler und mit mehr Sicherheit erreichen.

Erklärung der Tafel.

Das Wasser eines artesischen Brunnens mag nun aus einer breiten unterirdischen Wasserschicht, oder einem unterirdischen Bache oder Strome herrühren, so läßt sich doch dessen Hervorsteigen über die Erdoberfläche immer nach dem Gesetze der gleichen Höhe mit einander communicirender Flüssigkeitssäulen erklären.

Da die natürlichen hervorsprudelnden Quellen immer mit einem höher liegenden Wasserbehälter in Verbindung stehen, so sieht man, daß: erstens, der artesische Brunnen nichts weiter ist, als eine künstlich geöffnete Quelle, indem er sich von einer solchen nur durch die Regelmäßigkeit und senkrechte Richtung seiner Wände unterscheidet, daher das Wasser um so leichter hervorsprudeln kann; zweitens, daß man sich von dem Bohren nach solchen Brunnen um so eher einen günstigen Erfolg versprechen darf, wenn sich unter einer Gegend wasserdichte Schichten befinden, zwischen denen Kies oder Sand lagert, in die das aus höhern Gegenden herabkommende Wasser leicht eindringen kann; drittens, daß man in Gegenden, deren Unterlage aus vollkommen wasserdichten Gebirgsarten oder Felsen besteht — in denen sich die unterirdischen Wasser nur in Gestalt von schmalen Bächen oder Strömen durch die zufälligen Zerklüftungen ziehen — mit weniger sicherer Aussicht auf Erfolg an jedem beliebigen Orte einbohren könne.

Unsere Tafel zeigt den geologischen Durchschnitt eines Landes, woselbst das Urgebirge auf der einen Seite von theils compactem (derbem), theils krystallisirtem Uebergangsgebirge bedeckt ist, in dem sich die Klüfte in mehreren Schichten nach verschiedenen Richtungen hinziehen; auf der andern Seite lagern aus dem Wasser niedergeschlagene Gebirgsarten, Geschiebe und angeschwemmtes Land, welches neue Gebirge in horizontalen Schichten das Urgebirge bedeckt und sich an dasselbe anlehnt.

Die obern Theile dieses Landes enthalten bei verschiedenen Höhen, Becken, Seen oder Flüsse, mit A B C bezeichnet, die sich entweder auf der Grenzlinie des angeschwemmten oder Uebergangsgebirges befinden.

Wenn nun das Wasser dieser Becken, Seen oder Flüsse unten nach dem Innern der Erde zu

Spalten antrifft, so bringt es in dieselben ein und bildet im Sand oder Kies auf wasserdichten Thonlagern die Schichtwasser a — a, a^I — a^I, b — b, b^I — b^I, oder unregelmäßige Ströme, wie die Grenzlinie C C des Niederschlagsgebirges zeigt.

Die gebohrten Brunnen A^I A^{II} A^{III}, welche auf das vom Becken A gespeiste Schichtwasser a — a hinabreichen, werden in den Brunnen A^I Wasser liefern, welches sich bis auf die Oberfläche der Erde erhebt, während es aus dem Brunnen A^{II} hervorsprudeln, und im Brunnen A^{III} unter der Oberfläche bleiben wird, indem es sich in jedem der drei Bohrlöcher mit dem Wasser im Becken A in's Gleichgewicht zu setzen sucht.

Was den Brunnen A^{IIII} anbetrifft, welcher zweimal so tief, als die vorigen ist, so wird dessen Wasser, wiewohl dadurch zwei verschiedene Schichtwasser a — a, a^I — a^I angebohrt worden sind, dennoch nicht höher steigen, als das der Brunnen A^I A^{II} A^{III}, weil beide Schichtwasser von einem und demselben Wasserbehälter A aus versorgt werden.

Desgleichen wird man in dem artesischen Brunnen B^I, welcher bis auf das Schichtwasser b — b niedergetrieben ist, einen Wasserstrahl erhalten, welcher bis zu einem, der Höhe des Behälters B angemessenen Niveau in die Höhe steigen wird, und der artesische Brunnen B^{II} wird, weil er mit demselben obern Behälter communicirt, trotz seiner größern Tiefe, sein Wasser nicht höher treiben.

Endlich wird durch die, durch den unregelmäßigen Abzug C C gespeisten Brunnen C^I C^{II} C^{III}, welche im Becken C entspringen, erläutert: 1) daß der Brunnen C^{II}, wenn er blos bis zur Tiefe des Brunnens C^I abgeteuft wäre, kein Wasser geben würde, weil der unterirdische Strom der unregelmäßigen Oberfläche der untern Erdschichten folgt, und man demnach, um auf Wasser zu treffen, bis C^{II} fortbohren müßte; 2) daß der Brunnen C^{III}, wenn er auch noch tiefer abgeteuft würde, trocken bleiben wird, weil sich rechter Hand vor demselben das Uebergangsgebirge erhebt und dadurch das Weiterfließen des unterirdischen Stroms C C verhindert. Wenn aus diesem Brunnen Wasser über die Oberfläche hervorsprudelte, so würde es nur aus den Schichtwassern b — b, b^I — b^I kommen, die er bereits durchsetzt, und folglich würde sich, trotz der großen Tiefe dieses Brunnens, das Wasser nie über das der beiden Brunnen B^I und B^{II} erheben.

Vaterländische Mährchen.

2.

Der Hirtenknabe am Kandel.

(Beschluß von Seite 199.)

Voll Ungeduld trieb der Knabe seine Herde nach Hause, ehe es recht Abend wurde, weßhalb ihn sein Herr neuerdings mit Schlägen empfieng. Aber der Geplagte, der sonst augenblicklich weinte, machte sich jetzt nichts daraus, sondern lachte vielmehr im Stillen, da er den Wechsel seines Schicksals so nahe wußte. Auch beim Nachtessen war er so sehr zerstreut und geistesabwesend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm, und ihm zusprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen sey. Der Knabe aber blieb verschwiegen und eilte dießmal auf sein hartes Strohlager, um nur ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn diese nicht ruhen, denn nun träumte er unaufhörlich von seiner künftigen Herrlichkeit. Alles was er nur je von Mährchen gehört hatte, kam ihm wieder vor und fand seine Anwendung auf ihn. Er sah im Innern des Berges bereits einen Palast von funkelnden Edelsteinen, von der lieblichsten Fee, seiner künftigen Mutter, und dem Jäger, seinem künftigen Vater bewohnt. Sie waren von Zauberern verwünscht, er brachte sie wieder zusammen und wurde

nun als ihr Sohn angenommen. Ei, ei, wie glänzten jetzt seine neuen Kleider, wie sangen die Vögel so lustig, spielten die Fische in den kristallenen Teichen, wie stand eine Menge von Dienern bereit, seine Befehle zu empfangen und ihm auf goldenen Schüsseln die köstlichsten Speisen darzureichen. Jetzt nahte sich ihm sein alter Herr, und bat ihn um Verzeihung und um ein freundliches Wort aus seinem Munde. Der gute Träumer wollte eben antworten, und dem strengen Manne eine nachträgliche Strafrede halten, da erwachte er an seiner eigenen Stimme, und der anbrechende Tag ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie-versäumte Morgengebet wurde zum erstenmal vergessen, und der Schutzengel des verblendeten Kleinen wendete sich betrübt von ihm ab. Was aber wundersam ist, die Pferde und Stiere, die sonst dem Knaben auf seinen Wink willig waren, wollten ihm jetzt durchaus nicht gehorchen, und er brachte sie erst mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle. Jetzt hätte er doch zu sich kommen sollen, aber er war zu sehr verblendet, und recht froh, daß auf dem Hofe noch alles in tiefem Schlafe lag. So kam er denn zur rechten Zeit, ganz wie es der Jäger gewünscht hatte, an den Felsen, und der Böse lachte schon im Stillen, daß ihm sein Vorhaben so ganz nach Wunsch gelinge."

Hier konnte ich mich nicht enthalten, meine Großmutter dahin aufmerksam zu machen, daß es doch sehr schwer fallen müßte, einen Zug Vieh an den Felsen zu bringen, da kein Weg dahin gehe, der Berg gar steil und abschüssig sei. Hiermit hatte ich aber sehr unrecht gethan, denn die gute alte Frau meinte, ich wollte gar in die Geschichte selbst einen Zweifel ziehen, und fuhr mir mit so viel vorwitzigen und naseweisen Jungen, die alles besser wissen wollten als alte erfahrene Leute, entgegen, daß ich Gott dankte, als sie wieder zufrieden wurde und mir nicht gar den letzten und besten Theil der Geschichte vorenthielt. „Ich hätte gute Lust dazu, sagte sie mit im Unwillen, dich gerade hier sitzen und den Felsen anschauen zu lassen, aber es wird doch allmählig Abend, und wir müssen nach Hause, deßhalb einzig und allein sollst du noch das Ende erfahren." Ich hörte natürlich jetzt mit neuer Aufmerksamkeit zu, und athmete nicht einmal kräftig, aus Furcht, sie möchte es für eine neue Unterbrechung halten. Sie fuhr also fort:

„Kaum stand der unbesonnene Knabe mit seinem Zuge vor dem Felsen, so streckte auch schon der Jäger aus dem Gebüsche den Kopf hervor. Aber unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise war ihm diesesmal der Hut in den Aesten zurückgeblieben, und die zwei Hörnchen auf dem Kopfe, welche der Böse nie ganz ablegen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt. Dieser, dadurch erschreckt, fühlte unwillkührlich an seinem eigenen Kopfe, ob nicht auch etwas dergleichen hervorbräche; und der Jäger war zu klug, um dieses stumme Zeichen nicht deutlich zu verstehen. Er entschuldigte sich also damit, er habe vor einigen Augenblicken den Kopf gewaltig angestoßen, und dadurch große Beulen bekommen, und trieb nun den Knaben an, seinen Zug an den Ring anzuspannen, welchen er bereits in den Felsen getrieben hatte. Allein dem Knaben war, vom plötzlichen Schreck her, nicht mehr ganz gut zu Muthe, er glaubte auch in dem Gesichte seines künftigen Nährvaters etwas ungemein wildes und boshaftes wahrzunehmen. Indessen wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen, und so spannte er denn mit schwerem Herzen sein Vieh an, schwang seine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „in Gottes Namen denn voran!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so verdunkelte sich plötzlich der Himmel, der Donner rollte, Blitze schlugen vor den Thieren nieder, die Erde zitterte, und im Innern des Berges rauschte und tobte es, wie wenn der Sturm ein ganzes Meer aufwühlt, und dieses durch eine enge Schlucht hervorstürzen möchte, aber von dieser wieder zurückgetrieben wird. Und was noch das Aergste war, plötzlich verschwand der Jäger, und aus dem Gebüsche drang ein schwarzer mit Zähnen besetzter Schlund eines Ungeheuers hervor, welches mit einem Gebrülle, schrecklicher als das Toben im Berge, auf den Knaben zuzufahren drohte. Da sank die-

ser völlig ausser sich bewußtlos nieder, die Thiere giengen durch, und noch lange vernahm man in allen Thälern umher das Brausen und Toben, Donnern und Blitzen, ohne es erklären oder ihm auf den Grund kommen zu können.

Der arme Knabe mochte ungefähr eine halbe Stunde wie leblos da gelegen haben, als er allmählich wieder zu sich kam, und mit ängstlichem Blick umherschaute, wo er sich befinde, und ob er noch auf der Erde, und nicht gar von dem bösen Feinde verschlungen sey. Aber es war jetzt um ihn wieder ruhig, die Morgensonne warf ihre Strahlen durch die Zweige, die verschüchterten Vögel kehrten wieder zu ihren Nestern zurück, und ließen sogar bisweilen ihre Stimmen hören. Was aber das sonderbarste war, ein helles Bächlein rieselte durch die Steine dahin, die doch nie zuvor von einem andern Wasser, als von dem Thau oder dem Regen benetzt worden waren. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume, und rieb sich die Augen, um auch richtig und deutlich zu sehen. Nur schüchtern und verstohlen schielte er zur Seite hinüber, wo das schreckliche Unthier an der Stelle des Jägers auf ihn zugefahren war; aber jetzt regte sich dort auch nicht ein Blättchen, nur wehte ein starker Schwefelgeruch herüber. Wie erstaunte er aber, als er endlich zum Felsen selbst hinaufsah, und dort aus der nakten verbrannten Wand eine Quelle hervorsprudelte, so stark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser hervortrieben. Er merkte jetzt die ganze Gefahr, in welche ihn der Böse geführt hatte, und fiel auf die Kniee nieder, um Gott und seinem Schutzengel für seine Rettung zu danken. Wie wurde er aber bald noch mehr erfreut, als der Vogt des Dorfes Siensbach heraufkam, vor Freude die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, und ihm um den Hals fiel, weil jetzt das Dorf hatte, was es längst wünschte, nämlich eine gesunde frische Quelle, sowohl zum Trinken als zur Bewässerung der Wiesen.

Der alte Mann wußte vor Freude nicht, was er dem Knaben für liebe und süße Namen geben wollte; er versprach ihm endlich geradezu, ihn als Sohn anzunehmen, und stellte ihn als solchen den Bewohnern des Dorfes vor, welche jetzt einer nach dem andern herbeikamen und vor Verwunderung ausser sich waren. Sie führten den Knaben im Triumphe in das Dorf hinab und söhnten ihn mit seinem Herrn aus, nachdem sich auch das Vieh mit dem Ringe und einem schweren abgerissenen Felsenstücke gefunden hatte. Der Vogt nahm, seinem Versprechen getreu, den Knaben zu sich, erzog ihn zu einem braven Manne, und gab ihm seine einzige Tochter zur Ehe. Den dicken Ring aber, welcher von einem besondern Metalle war, das Niemand kannte, hängte man zum Andenken in die Kirche auf, wo ihn alte Leute noch oft sahen, und sich dabei der Geschichte erinnerten."

So erzählte mir meine gute Großmutter auf dem Kandelberge, gegenüber von dem Felsen mit der Quelle. Es war inzwischen schon dunkel und kühl geworden, und ich bat die liebe alte Frau, sich auf mich zu stützen, um bald nach Hause zu kommen. Das durfte ich nicht zweimal sagen, denn wir hatten heute doch einen tüchtigen Spaziergang über so manche Berge gemacht.

Aphorismen.

Leb', um zu lernen!
Lern', um zu leben!

Verstand und Witz kann zwar ergötzen,
Doch fesseln kann allein das Herz.

Gefälliges Benehmen ist ein Empfehlungs-Brief bei Fremden, und ein Siegel der Freundschaft bei Bekannten.

Räthsel und Charaden
von
Hebel.

Nach der Bestimmung in Nro. 46. des Unterhaltungsblattes, bekommen zwey unserer verehrten Leser, welche vor den übrigen die meisten von diesen Räthseln und Charaden auflösen und uns diese Auflösungen mittheilen werden, und zwar jeder derselben, ein Freyexemplar der bei uns im nächsten Jahr erscheinenden Hebelschen Werke. (Acht Bände, in 8°, jeder von 3—400 Seiten, Verkaufspreiß 16 fl.)

Nro. 12.

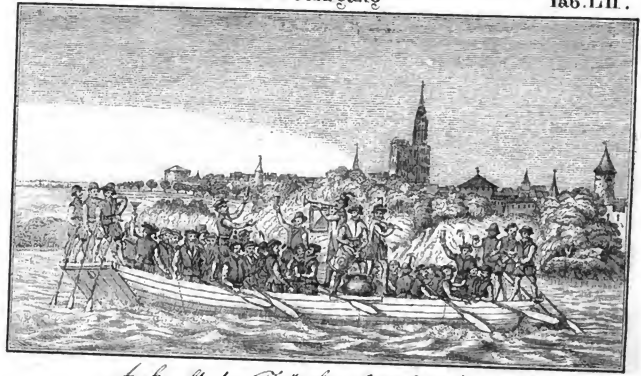
Die Erste mildert eine Winterplage,
Und dies sey alles, was ich von ihr sage.
Die Zweite und das Weberschiff bewegen
Sich eins dem Zweck des anderen entgegen.
1. Das ganze Dinglein aber ist vonnöthen,
Das Erste zu beleben und zu tödten.
Doch kommt die Zweite auch von einem Thier.
Der Kapuziner und der Cürassier
2. Entbehrt sie leicht. Das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe sey ein armer Mann.
Doch, wenn ihr wollt, das Ganze zeigt euch an,
3. Der, der es habe sey kein armer Mann.
Indessen hat auch wohl zu guter Stunde
Ein gelber Mensch die Zweite an dem Munde,
Und Mancher drinn, und beißt daran.
4. Das Ganze aber ist ein Mann,
Dem ist ein kleines Werk gelungen,
Doch hat er sich den Ruhm damit errungen,
Daß mancher ihn noch als Verbeßrer nennt,
Der andere Verbeßerer kaum kennt.

Nro. 13.

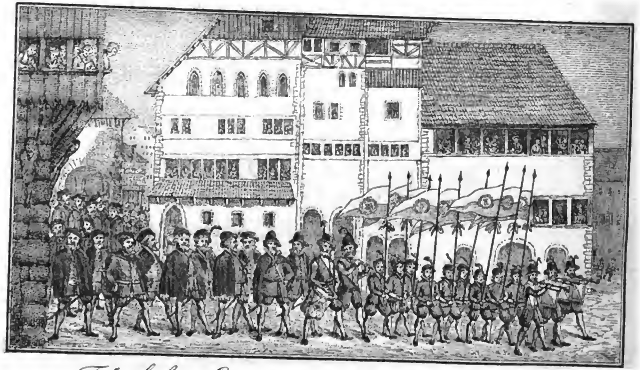
Die erste Sylbe rumort im Spiel,
Die nämliche wächset auf Bäumen,
Macht Manchem der schneidenden Schmerzen viel
Und läßt ihn nicht schlafen noch träumen,
Doch Manche sieht sie im lieblichen Traum,
Und freut sich kindisch der Gaben,
Sie wohnt in der Erde verborgenem Raum,
Und ist im Ganzen zu haben.
Die zweyte Sylbe sieht niemand gern,
Doch helfen ihr Ambos und Esse,
Der Seckler, des Friedens goldener Stern
Und künstliche Rechnungsprozesse.
Im Ganzen liegen die Ehrenpfort',
Altäre, Paläste und Städte,
Korinthische Säulen liegen dort,
Im tiefgeschichteten Bette.

* * *

Karlsruhe, in der Müllerschen Hofbuchdruckerey.



Ankunft der Zürcher bei Strasburg.



Feyerlicher Einzug derselben in Zürich.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
rscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend i der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen klärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt rd im Abonnement Jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede oche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhdlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus vierter Aufje — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreiss für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh. Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der warme Hirsebrei von Zürich,

eine Begebenheit aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Mit Abbildungen.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. LI.

Wohl viele unserer werthen Leser mögen sich den warmen Hirsebrei schon oft recht wohl haben schmecken lassen, nicht ahnend, daß so ein einfaches Gericht sich einen unsterblichen Namen in unserm Vaterlande erwerben konnte, und daß es sich, nach Verfluß von bald 300 Jahren, noch der Mühe lohnte diese Begebenheit wieder hervorzurufen und mitzutheilen, und doch ist diesem so. Die Sache verhält sich ganz der Wahrheit gemäß, wie folgt:

In grauer Vorzeit, wo noch die Kraft der Fauste statt dem Rechte galt, war das engere Zusammenhalten der Städte unter sich nothwendig, und vereinigte namentlich diejenigen, welche ein gleiches Interesse hatten, aufs Freundschaftlichste. So kamen in damaliger Zeit auch die Städte Zürich und Straßburg in ein engeres Bündniß.

Schon um das Jahr 1260 leisteten nämlich die wackeren Züricher, unter Anführung des damaligen Grafen, späterem Könige, Rudolph von Habsburg, den braven Straßburgern Hülfe gegen ihren eigenen Bischof, den wilden Walther, aus dem Hause Geroldseck, dessen mächtige Verwandtschaft seinen eisernen Muth zu Ungebührlichkeiten verleitete. Ihn kränkte nämlich das Aufblühen von Straßburg und der schnelle Fortschritt zur Unabhängigkeit; denn unter den Handelsstädten Deutschlands war sie eine der ersten an Reichthum, Volksmenge, Muth und Kraft geworden. Die Bürger beriefen sich vergeblich auf ihre Privilegien, die ihnen von dem Kaiser und den frühern Bischöfen bestätigt waren; alle Versöhnungsmittel waren umsonst, und so fing der Krieg zuerst mit dem Niederreisen der bischöflichen Veste Haldenberg an.

Der Bischof sammelte nun seine Domherren, Priester, Schüler und Beamte, und verließ mit ihnen die Stadt, um durch Entziehung aller christlichen Heiligkeit, das Gewissen der Bürger zu rühren. Viele Edlen in der Stadt, mit allen, die ausser den Mauern des verwaisten Straßburgs residirten, folgten der Parthey des Bischofs. Allein die Bürger dingten sich um Geld einige Priester, ihre Kinder zu taufen, die Kranken zu trösten, die Todten zur Ruhe zu bringen und alle die heiligen Gebräuche der Kirche auszuüben. Indeß vermehrte der Bischof aus allen Städten und Dörfern seiner Herrschaft die Anzahl seiner Truppen. Straßburg wurde belagert, und die Eroberung schien nahe zu seyn, als die tapfern Büeger (sie hatten die Thore verlassen, um das Mittagessen zu Hause zu nehmen) ihre Feinde wieder zum Thore hinausschlugen. Neue Versuche zum Frieden, ein Waffenstillstand und später die Hülfe des Grafen Rudolph von Habsburg, der es übernommen hatte, die Stadt zu vertheidigen, halfen Straßburg 1262 wieder zur Unabhängigkeit.

Diesen Grafen begleitete ein auserlesenes Heer muthiger Krieger, die er sich aus seinen eigenen Besitzungen, und vornemlich aus Zürich, geworben hatte, mit welchem er ohne Schwertstreich in den Besitz von Colmar und Mühlhausen, jedoch in erstere Stadt, durch eine Kriegslist, gelangte. Wohl hatte die bischöfliche Parthie in Colmar die Häupter der Habsburgischen aus dieser Stadt verwiesen, allein Graf Rudolph schickte den verwiesenen Schultheißen

Johannes, der an ihrer Spitze stand, Nachts in einem Faße in die Stadt zurück; sogleich wurde, auf dessen Veranlassung, in jeder Gasse ein Bund Stroh von den Freunden des Grafen in Bereitschaft gehalten, und, auf ein gegebenes Zeichen, angezündet, worauf Graf Rudolph, mit seinen Schweizern, beleuchtet vom Feuer des angezündeten Strohs, seinen Einzug durch alle Straßen hielt. In Mühlhausen war die Parthey Rudolphs die Herrschende, und so öffnete sie ihm Nachts von selbst die Thore. Die bischöfliche Burg daselbst wurde belagert, erobert und niedergerissen, und so der Grund der Unabhängigkeit der damals kaiserlichen Stadt gelegt.

Von da verheerte Graf Rudolph die Besitzungen des Bischofs an beiden Ufern des Rheins bis nahe an Basel, brach mit den Bürgern von Straßburg den Kirchthurm von Mundolsheim ab, der für eine Vestung galt, und kehrte hierauf mit seinen Truppen nach Hause. Allein weder die Eroberung seiner Städte, noch daß die tapfern Bürger von Straßburg die Schlacht bei Hausbergen gegen ihn gewannen, konnte Walthern zum Frieden bewegen, und so unterlag er endlich dem Gram, und starb. Die Bürger hatten sich Ehre und Freiheit erstegt, und ihre Dankbarkeit errichtete dem Grafen Rudolph eine Ehrensäule zu Pferd auf dem Kirchthurme zu Straßburg, so wie den vier Helden, ihrer bürgerlichen Anführern so viele Bildsäulen in verschiedenen Gassen, die lange Zeit, unter dem Namen der steinernen Könige, das Andenken an die Befreiung von Straßburg erhielten.

Später in den Jahren 1327 und 1329 finden sich Zürich und Straßburg an der Spitze des sogenannten Zehen-Städte-Bundes, der bürgerliche Ordnung und Sicherung des Handels zum Zwecke hatte, und nebst ihnen die Städte Constanz, Lindau, Ueberlingen, Bern, Solothurn, Basel und Freiburg im Breisgau enthielt.

Nicht lange bedurfte es, so mußte dieser Zehenstädtebund seine Treue und Einigkeit bewähren, wozu 1333 Walther v. Geroldseck Veranlassung gab. Er besaß als Lehen die Burg Schwanau, die, ein Fels in sumpfiger Ebene, oberhalb Straßburg gelegen, bei schlechter Witterung unzugänglich und weit und breit das furchtbarste Raubnest war. Wer den Rhein befuhr, wer der Straßen sich bediente, ward angehalten, und mußte sich loskaufen. „Manche Fremdlinge (sagt die Chronik) „aßen an stinkendem Stroh im Dunkeln Gefängniß den Hungertod."

Am meisten wurden die Kaufleute von Zürich und Basel, vornämlich die vom nahen Straßburg belästigt. Straßburg und Basel riefen alle Verbün beten auf, sich vor Schwanau zu lagern; sie erschie nen. Straßburg schlug eine Rheinbrücke auf Schif fen, man baute Maschinen, um die Mauer zu er schüttern und zu brechen, schleuderte Tonnen vol Sand und Steine herauf. Schon war das schön Ritterhaus in der Feste abgebrannt und die Wach mit Feuer von den Thürmen verjagt: dennoch ve zagten die Belagerer an der Bezwingung des Fei des; denn die Burg war mit allen Lebensmittel hinlänglich versehen, von einem Sumpfe umringt und von einer verzweifelnden Besatzung, des Mord gewohnter Räuber vertheidigt. Endlich entschied d Himmel den Streit; eine lang anhaltende Dür trocknete den sumpfigen Boden, so daß die Burg v allen Seiten angegriffen werden konnte, und li den Belagerten die traurige Wahl, entweder v Durst oder durchs Schwert zu sterben. — Wa ther gestand, daß Gott gegen ihn streite, und d er, zu ohnmächtig zu widerstehen, sich ergebe, u zog sich so mit seinen Edeln aus der Burg zurü, indem er die gebungenen Straßenräuber dem Fei de Preiß gab.

Ein allgemeiner Landfriede, nach vielen u langwierigen Zwistigkeiten, in welche auch ie entferntesten, friedliebensten Städte, ihrer Bundspflicht gemäß, verwickelt wurden, stellte endlich m Jahre 1389 die Ruhe wieder her; Straßburg iel an den Rheinbund und Zürich an den Schweizerbund zurück; und fast ein ganzes Jahrhunert ging darüber hin, ohne daß in dieser Zeit ine förmliche Verbindung zwischen beiden Städten Statt gehabt hätte.

Zürich, mit dem zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch mehrere Siege so mächtig gewordenen, für unüberwindlich geachteten Schweizerbunde in Verbindung, hatte Ursache, andere Bündnisse zu meiden, um nicht durch diese unnöthig in fremde Streitigkeiten verwickelt zu werden; dennoch ließen die edlen Züricher keine Gelegenheit vorüber-

gehen; wo sie den lieben Nachbarn in Straßburg ihre Anhänglichkeit darlegen konnten; sie vermittelten oft Zwistigkeiten, in die sich Straßburg verwickelt sah, reichten Darlehen im Fall der Noth, wo sie ihren Freunden nicht persönlich helfen konnten, schlichteten durch edle Nachgiebigkeit selbst unter sich vorgefallene Streitigkeiten, und rügten auch sogar streng das Unrecht, was von eigenen Unterthanen an Straßburgischen Freunden verübt worden.

Nicht minder nahm auch Straßburg jede Gelegenheit wahr, den lieben Nachbarn jede Gunst zu erwiedern, und als endlich, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, die Eidgenossen sich entzweit hatten, war Straßburg unermüdet, den langen Streit, der Bitte der edlen Zürcher gemäß, zu vermitteln, und wirklich gelang es ihm, in Verbindung mit mehreren anderen Städten, die Ruhe wieder herzustellen.

In dieser Zeit verbreitete Burgunds Herrscher, **Karl der Kühne**, in allen Ländern Furcht und Schrecken, und namentlich waren es Elsaß und die Schweiz, die durch die Bedrückungen seines Landvogts, **Peter von Hagenbach**, drei Jahre lang vieles Ungemach zu bestehen hatten. Ein Freund des Hagenbach, **Pilgerim von Heudorf**, erlaubte sich damals die größten Ungerechtigkeiten; er war ein erklärter Feind der Schweizer, und als 1473 Kaufleute von **Bern**, **Zürich**, **Luzern** und **Freiburg** den Rhein hinab nach Frankfurt auf die Messe fuhren, hob er dieselben auf dem freien Rhein bei Breisach auf, und setzte sie in das Schloß des neugebauten **Schuttern**. 2,000 fl. hatte er ihnen geraubt und noch sollten sie ihm für ihre Freilassung 10,000 fl. bezahlen. Die Stadt Straßburg und die Schweizer fühlten schmerzlich diese Kränkung; Straßburg eilte, auf den bloßen Bericht, mit der Stadtfahne vor Schuttern, rettete die gefangenen Tuchhändler, führte sie im Triumphe nach Straßburg und schickte sie den bekümmerten Schweizern, die sich eben zum Aufbruch nach Schuttern bereit machten, als Geschenk der Freundschaft zurück.

Beide Länder — das Elsaß und die Schweiz — sahen sich genöthigt, dem kühnen Karl offenen Widerstand zu leisten, und **Ludwig XI** von Frankreich, brachte 1476 ein förmliches Bündniß unter ihnen zu Stande, an dessen Spitze sich **Zürich** und **Straßburg** wieder die Hand boten und, im Verein mit anderer Hülfe, **Karl den Kühnen** in zwei Schlachten, bei **Murten** und **Nancy**, besiegten.

Mit diesem glücklichen Ausgange des Kriegs, war das Freundschaftsbündniß der beiden Städte für ewige Zeiten befestiget, und kaum ist es der Mühe werth, kleine Zwistigkeiten zu erwähnen, die nur augenblicklich die Sieger entfremden konnten.

Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befreundete die beiden Städte nur wieder um so fester; sie waren in religiösen Streitigkeiten, welche die Reformation nothwendig herbeiführen mußte, gleicher Glaubensmeynungen, und so entstund unter ihnen, im Jahr 1530, auch aus dieser Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen, eine förmliche Vereinigung, unter dem Namen des **christlichen Bürgerrechts**.

Der Wille des Himmels schien es so zu fügen, daß diese beiden, 30 deutsche Meilen von einander entfernten Städte, in jeder politischen und religiösen Ansicht, in jedem Wunsche, in jeder Gesinnung miteinander übereinstimmen und fortwährend in brüderlicher Liebe und Eintracht unter sich bleiben sollten; ein allgemeiner Landfrieden hatte zwar das engere Zusammenhalten der Städte so ziemlich überflüssig gemacht, dennoch aber blieb das Land, was Zürich und Straßburg zusammen gerettet hatten, unwandelbar.

Gab jetzt der Krieg auch keine Gelegenheit mehr, die entfernten Freunde zu besuchen, so waren hierzu die damals so üblichen Freischießen um so erwünschter; jede wehrhafte Stadt veranstaltete nemlich von Zeit zu Zeit ein solches Freischießen und auf denselben war dann jeder Bürger, auch aus der entferntesten Stadt, willkommen.

So kamen denn auch die wackeren Freunde von Zürich und Straßburg mit frohem Muthe öfters zusammen, wetteiferten durch den besten Schuß, um den Gewinn der Preiße, würfelten und loosten um ausgesetzte Geschenke, übten sich in Wehr und Waffen, berathschlagten über bürgerliches Recht und Wohl, und machten sich auch gegenseitig auf nahe oder entfernt drohende Gefahren aufmerksam. Sie verstanden es, Ernst mit dem Scherze zu vereinigen, und wußten wohl, daß

„Wie seine Zeit verlangt das Leid,
„So auch die Freude finde Zeit,
„Daß wie das Leid im Unmuth stehe,
„Die Freude so auf Kurzweil gehe,"

und daß, nach dem alten deutschen Dichter Johann Fischart:

„Von **Freude** sind genannt die **Freunde**,
„So auch von **Fehde** sind die **Feinde**."

Unter solchen Besuchen und Belustigungen ging den beiden Städten wohl eine Zeit von beinahe 50 Jahren hin, als Straßburg, eigener städtischer Verhältnisse wegen, seiner Züricher Freunde fast gar nicht mehr gedachte; dieß kränkte die Züricher, denn sie dachten:

„Nichts bringt mehr Ruhm, als wenn die Jugend
„Nachfolgt in ihrer Eltern Tugend."

Darum glaubten sie auch, es wäre um so mehr Unrecht von Straßburg, daß es gar nicht mehr an sie gedenke, wie doch das ihre Vorfahren

gethan hätten. Die Züricher schickten demnach Boten nach Straßburg, um das alte Bündniß der Freundschaft wieder zu erneuen. Straßburg aber, auf mancherlei Weise in seinen Mauern beunruhigt, antwortete: daß sie doch zu fern von einander wohnten, um im Fall der Noth sich schleunige Hülfe zu leisten.

Dieß kränkte nun die Züricher noch tiefer, und sie beschlossen, sich für das ihnen entzogene und ihren Vorfahren doch so gerne geschenkte Andenken zu rächen.

„Denn da nur grünet Stadt und Land,
„Wo der Alten Tugend nie verschwand;
„Jedoch, wo aus der Art man schlägt
„Und täglich neue Bräuch' erregt;
„Da kommen sicher Neuerungen
„Woraus nur selten Heil entsprungen,
„Und ob wohl oft die junge Welt
„Für schlecht der Vorfahr'n Sitten hält,
„Von schlecht bedachter Umständ' wegen,
„So sollte sie doch ja erwägen,
„Wie große Macht mit ihren Sitten,
„Sich doch die Vorfahren erstritten,
„Und wie die Jungen weit und breit
„Nur Unglück ernten und groß Leid."

Es stund nicht lange an, so zeigte sich den Zürchern eine schickliche Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Die Straßburger schrieben nemlich in der ganzen Umgegend ein Freischießen aus, und hierzu waren denn auch die wackern Schützen von Zürich eingeladen. Eine Anzahl derselben machte sich sogleich auf den Weg, und dieses geschah in der Absicht, damit sich die Straßburger um so sicherer glauben und die Zürcher desto ungehinderter ihren Plan zur Ausführung bringen konnten.

Noch aber war man nicht recht im Reinen, wie dieß am besten anzufangen seye; da faßten endlich 54 Zürcher den Entschluß, sie wollten zum fröhlichen Schmause nach Straßburg einen recht großen Topf, gefüllt mit Hirsenbrey, aus der Küche zu Zürich, warm auf die zu Straßburg bereitete Tafel liefern, um zu zeigen, daß die Nachbarin Zürich Hülf' schicken könn', eh ein Brey kalt werd.

Hans im Weerd, ein Urenkel des Mannes, der in Zürich zum erstenmale die Häuser mit Ziegeln von Thon, statt mit Schindeln, deckte, und davon den Namen Ziegler auf seine Nachkommen brachte, war der, welcher zuerst diesen Gedanken hatte, und bald stimmten 53 andere Zürcher ihm bey. *)

---

*) Kaspar Thomann, Johann Escher, Sixt Vogel, Heinrich Wunderlich, waren, nebst Hans Ziegler, Herren des Raths. Nach diesen Georg Ott, Felix Schneeberger, Kaspar Wüst, Georg Fiez, Heinrich Wiederkehr, Johann Stampfer, Männer aus den zweihunderten des großen Raths. Von Bürgern: Georg Keller, Arzt und Professor, Jakob Bindschäler, Hans Konrad Escher, Hans Jakob Schmied, Wolf Dietrich Hartmann, Abraham Geßner, Konrad und Kaspar Pluntschli, Christoph v. Leer, Johann Schweizer, Rudolph und Felix Scheuchzer, Diethelm Wyß, Kaspar Wüst der Jüngere, Heinrich Asper, Andreas Kippenhan, Johann Heinrich Ziegler, Rudolph Wägmann, Jakob Locher, Johann Bartholomä Koufeler, Johann Christen, Georg Straser, Heinrich, Jakob, Ludwig und Rudolf Waser (vier der Schifffahrt und Ströme kundige Männer) Adrian Ziegler, Ulrich Schwyter, Johann Wunderlich, Peter und Huldreich Lochmann, Jakob Wyßling, Fridelin Wyß, Johann Ringgli, Thomas zur Linden, Felix Pantli, Johann Sturm, Salomon und Hans Selbler, Thomas Eberhart, Hans Asper, Hans Ersam, und zur Erheiterung und Belustigung der stattlichen Gesellschaft halten sich drei Trompeter, zwei Trommelschläger und Johann Mülli ein Pfeifer, den kühnen Schiffern zugesellt.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel und Charaden von Hebel.

Nro. 14.

Die erste schirmte manchen Christen,
Schon oft vor bösen Fleischeslüsten,
Er mochte wollen oder nicht.
Gebet und Buße sind dann besser,
Als Ambra, Whisth und volle Fässer
Und Mädchen=Busen und Gesicht.
Doch was die erste nur mit Zwang erreicht,
Das wird der zweiten Sylbe leicht.
Wohl dem, den jenes vor der Thorheit schützt;
Wohl dem, der ohne jenes, dies besitzt.

* *

Nro. 15.

Zwar war ich nie ein Theil von dir,
Doch gabst du deinen Namen mir,
Und ich geh' in das Grab mit dir.

Nro. 16.

Die erste ist ein Held,
Doch ritt sie nie in's Feld,
Sie dient zu Fuß und wie?
Bei der Cavallerie.
Die zweite galt in Rom
Einst mehr als jetzt der Dom.
Im Ganzen überlisten
Sich Juden schlau und Christen.

* *

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

zu
Ta=
rin
rey

nes,
Zie=
und
men
nken
g. *)

Vo=
Hans
leerg
üft,
hann
des
ler,
Hans
Wolf
Kon=
eer,
rch=
nnge=
Je=
nn,
ler,
rich,
Schiff=
ler,
eter
Fri=
Lin=
alt=
art,
eit=
hal=
und
ffern



12 18 19 20 21 22 23 24 Zoll franz. Maas

Der Zürcher Breitopf.

Wiegt 77 Kilogr. oder 144 ℔.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,
erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen, belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sächs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco) jede Woche per Briefpost geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämmtlichen Postbehörden, so wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes (in Strasburg bey J. H. Heitz) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jezt aus vierter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sächs.

Der warme Hirsebrei von Zürich,

eine Begebenheit aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

(Mit Abbildungen.)

Zweiter Jahrgang 1829. Tab. LII.

(Beschluß von Seite 212.)

In der Nacht vom 19 auf den 20 Juny 1476 wurde zur Ausführung dieses Planes geschritten. Ein ehener Hafen, von 144 ℔ im Gewicht, wird sogleich herbeigeschafft, darinn der Hirsebrey von Männerhand gekocht, und damit derselbe in dem Topfe nicht so bald erkalten möge, wird dieser in eine neue Tonne gestellt, mit heißem Sand umgeben, von allen Seiten fest verschlossen, und in das am Helmhause harrende Schiff gebracht. Dreihundert Semmelringe, das damals so beliebte Gastbrod Zürchs, werden zum Geschenke für die Kinder zu Straßburg beigelegt, und die Frauen und Töchter von Zürich, säumten nicht, ihre Geliebten mit gebratenem Geflügel und Kuchen, zum kalten Mittagsmahl für diese Reise, auszusteuern.

Es war 1 Uhr früh, die Sterne fingen an zu schimmern, und der Morgen schien einen glücklichen Tag zu verkünden. Um 2 Uhr bestiegen die wackeren Zürcher das Schiff,

„Zu zeigen, wie an ferne Enden
„Den Brei sie warm hinbringen könnten:
„So seyen sie willens jederzeit
„Zu dienen ihren Freunden weit!"

Mit diesen Gesinnungen begrüßten sie den lieben Tag, und flehten die Sonne an, ihnen freundlich aufzugehen, damit sie ihr Werk glücklich vollbringen könnten.

„Zeig' uns dein lichtes rothes Haupt,
„Das du uns diese Nacht beraubt,
„Und schenke heut uns deinen Schein,
„Und hüll' ihn nicht in Wolken ein,
„Und leuchte uns auf Straßburg heut,
„Was, wie du weißt, noch liegt so weit! —
„Wohlan, dein Vorschein Morgenröthe,
„Verspricht Erfüllung der Gebete!"

So dachten die glücklichen Schiffer, als sie abfließen vom Lande, und den schnellen Strömungen der Limat, die Zürich durchfließt, ihr Heil anvertrauten. Tausend Stimmen der Freunde, der Bekannten, der versammelten Volksmenge grüßten noch die Schiffer, und riefen ihnen Glückswünsche nach. Aber das Schiff bedurfte ihrer kaum,

„Es rauschte fernhin durch die Wogen,
„Als käm's, dem Sturme gleich, geflogen."

In einer Viertelstunde hatten sie den Weg einer Stunde zurückgelegt, und kaum verhallte der Glücksruf der in Zürich zurückgelassenen Freunde, als den edlen Schiffern, von der alten Burg im Hard her, ein neuer Gruß erscholl, den ihnen der Besitzer dieser alten Feste, mit dem Donner des Geschützes, aussprach. Die Trompeten der fröhlichen Gesellschaft erwiederten den Gruß, und das eilende Schifflein war vorübergeschwunden.

„Die Ruder giengen auf und ab,
„So schnell, daß es das Ansehn gab,
„Als ob ein fremdartig Geflügel,
„Da auf dem Wasser rührte die Flügel!"

Schon viele Schiffe hatte die strömende Limat getragen, aber keines, was dem heutigen an Schnelle glich. Keines eilte so sicher und gefahrverachtend durch ihre klippenreichen Stellen; es war, als stünde das Schifflein selbst in der Obhut des Glückes.

„Die Limat wollte drum sich strausen (streuben)
„Bewies sich wild mit Rauschen, Brausen,
„Denn ihr war ungewohnt solch Schiffen,

„Und hätte das Schifflein gern ergriffen,
„Damit es sie erst recht bescheide,
„Was solches Eilen doch bedeute,
„Ob denn die Mannschaft Zürch's vielleicht
„Durch Noth aus ihren Mauern weicht; —
„Doch eh' sie wußte, wie es war,
„Kam's Schiff aus ihr schon in die Aar."

Mit Trommeln und Trompeten begrüßte die fröhliche Gesellschaft den neuen Fluß, den Hauptfluß der Schweiz, von dem der Kanton Argau den Namen führt, damit sie auch die sanftere Aar als Freunde glücklich weiter fördern möge. Der Nebel hob sich allmählig in den Thälern, und die Sonne sendete ihre ersten Strahlen empor am heitern Morgenhimmel, heiter wie die kühnen Schiffer selbst.

Singend stimmten die Vögel mit ein in die Musik, die von dem Schifflein hinüber an die Ufer scholl, und alles um sie her schien sich zu freuen.

In kurzer Zeit hatten die Helden den Weg auf der Aar zurückgelegt, und näher und immer näher kamen sie dem Rheine, und

„Als sie den Rhein da rauschen hörten,
„Da freuten sich die Schiffsgefährten,
„Und baten sich von ihm zum Glücke,
„Daß glücklich er sie weiter schicke,
„Und grüßten ihn da mit Trompeten:
„Jetzt ist uns deine Hülf' vonnöthen,
„O Rhein, du klarer, lautrer Strom!
„Dich fesseln an uns alte Bande,
„Weil du im alten Rhätierlande,
„Das besser Rheinzierland genannt,
„Entspringst, o Vater Rhein, bei uns,
„Und wir mit Feldbau, mit dem schönsten Dienst
„Die Ufer schmücken, wo du rinnst;
„Drum schenk' uns heute deine Gunst,
„Und leite uns zu unsrem Frommen,
„Daß wir noch heut nach Straßburg kommen."

So grüßten die Schiffer den Vater Rhein, als sie ihm nahten. Es war ihnen, als rauschte der Rhein ihnen die Worte entgegen:

„Nur frisch ihr lieben Eidgenossen,
„Nur immer frisch, seyd unverdrossen!
„Ihr thuet Recht, folgt den Vorfahren,
„Die dies gethan vor hundert Jahren,
„Man muß ja Ruhm und Ehr' erjagen,
„Will man den Vorfahren nachschlagen!
„Denn so erhält man Nachbarschaft,
„Und nachbarliche Freundlichkeit
„Und in der Noth Beständigkeit,
„Das ist der Schweizer Eigenschaft.
„Drum konnt' ich so mit Freuden,
„Kein Schiff bis jetzt nach Straßburg leiten,
„Drum braucht ihr nicht nach Wind zu sehen,
„Er soll und will euch günstig wehen,
„Und so wie euch das Wetter liebt
„So seht ihr mich auch ungetrübt.
„So lang man wird den Rhein befahren,
„Wird keiner euer Lob mehr sparen,
„Und wünschen, daß mein Wasser liefe,
„Mit ihm, wie mit der Zürcher Schiffe.
„Wohlan! mein Schifflein, ich geleite
„Euch, weil mich euer Sinn erfreute.
„Der Weg auf Straßburg sey euch offen,
„Erfüllung lohnet euer Hoffen!"

So schien der Rhein in dem Wirbeln und Tanzen seiner Wasserwogen zu sprechen, und heiter und immer heiterer ward die fröhliche Gesellschaft. Musik und Tanz mischte sich in das Getöse des Stromes, und dieser schien mit muthwilliger, freudiger Welle an den Ufern zu plätschern.

Das Leben und Weben der Natur, das Pochen der eigenen Brust, hatte gleichsam den glücklichen Ausgang des Unternehmens zum voraus gewährt, und so fürchteten die kühnen Schiffer auch nicht die Gefahr, die ihnen jetzt aus den Klippen und Wirbeln des Stromes entgegen stand,

„Bey Laufenburg, der Stadt, bekannt,
„Die so vom Lauf des Rheins benannt,
„Wo sich dem hohen Lauf und Fall
„Des Rheins aus Neid, mit großem Schall
„Des Wassers, Felsen widersetzen,
„Die sich dadurch doch selbst verletzen,
„Da ja der Rhein hier ohne Scheu
„Jetzt mit der Zeit die Straße frei,
„Und wird sie später ganz verzehren,
„Und so im Vorbild Demuth lehren.

Das Vertrauen auf ihre gute Sache, war unsern Schiffern die beste Hülfe. Mit dem frühen Morgen waren sie Laufenburg nahe, und da hier durch den Rheinfall die Schiffahrt unterbrochen wird, so hatten sie schon etliche Tage zuvor, unterhalb des Falles, ein anderes Schiff in Bereitschaft gestellt, und hurtig ward die ganze Ladung des vorigen Schiffes hinüber getragen.

Nachdem so die Schiffer der ersten gefahrvollen Stelle des Rheins glücklich entronnen waren, wurden alle noch mehr von Muth entflammt;

„In gleichem Zug, in gleichem Flug"

stachen die Ruder, von kräftigen Armen geführt, in den Rhein, und der Steuermann, mit fester kundiger Hand, schnitt immer tiefere Furchen in den Strom. Alles ward lebendiger, und schneller noch wie zuvor, kamen und schwanden die lieblichen Gestade an ihnen vorüber. Bald lag das klösterliche Säckingen auf der Sanct Fridolins Insel vor ihnen mit seiner Brücke. Aber ehe sie es noch deutlich gewahrten, war auch dieses schon hinter ihnen verschwunden. Auch Beuggen entwandte sich bald ihren Blicken, aber hier drohte ihnen im Strome des Rheins, ein Strudel, ehemals genannt der Höllhacken,

„Weil nach den Schiffen er thut zwacken,"

jetzt unter dem Namen die Wilde des Rheins bekannt; aber der erfahrene Steuermann lenkte mit sicherer, stolzer Hand, das Schifflein durch Strudel und Felsen, und von neuem prießen die Züricher den treuen Rhein, der da hielt, was sein Rauschen zu versprechen schien. Scherzend nimmt ein lustiger Gefährte, unter Wirbel und Klippen, im Vertrauen auf das Glück, die Weinflasche, welche ein Spötter von einer Brücke an einem Zwirn herabgelassen hatte, kostet den weißen Elsäßer, und entronnen aller Gefahr, folgen auch die andern Schiffsgenossen seinem Beispiele, und halten einige Augenblicke ein, zum kärglichen Frühstück.

Die Arbeit hatte dasselbe gewürzt und so dachten sie:

„Wir speisen stets an Gottes Tisch,
„Aus Gottes Hand die Speise frisch,
„Drum denke stets der Mensch dabey,
„Daß er der Speise würdig sey.
„Der Mensch mag reich seyn oder arm
„Muß bitten, daß sich Gott erbarm,
„Und thue auf die milde Hand,
„Aus der er speist ein jedes Land;
„Denn er nur giebt uns täglich Brod,
„Kein Reichthum schützt vor Hungersnoth,
„Drum danke Gott, arbeite frisch,
„Dann ißt du würdig an Gottes Tisch."

Nachdem sie sich gestärkt, trieb der Rhein sie bald bis Rheinfelden, dem freundlichen Städtchen fort,

„Welch Städtchen drum Rheinfeld genannt,
„Weil da der Rhein, wie allbekannt,
„So eben, still rinnt, daß man meynt,
„Daß er dort wie ein Feld erscheint."

Bald lag den Schiffern zur Linken das Dörfchen Augst, vor alten Zeiten Augusta Raurika genannt, die Hauptstadt des alten Volkes der Rauracher. Noch zur Zeit der glücklichen Schiffer mahnten Ueberreste von Mauerwerk an die Tage der Vorzeit. Heilige Ehrfurcht erfüllte ihre Herzen bei der Erinnerung an die schlichten Voreltern, aber bald zerstreuten sich die Gedanken, denn Basels Thürme waren ihren Blicken näher gekommen.

Von den Ufern der Ill her, hatten sich hier, nach alter Sage, die Bewohner niedergelassen, angebaut und

„Genannt den Ort Baß Ill darauf,
„Weil sie ein besser Ill hier fanden,
„Wo sie der Ill vergessen konnten."

Und so soll aus Baß, der alte Ausdruck für besser, und Ill, der Sage nach, der Name Basel entstanden seyn.

„Von dieser alten Bekanntschaft wegen,
„Glaubt man, zeig' sich der Rhein so gelegen
„Eh er auf die Stadt Basel kommt,
„Weil sie den Ufern viel gefrommt.
„Und die Bekanntschaft haben genossen
„Zum Geleit die Züricher unverdrossen."

Noch war es nicht 10 Uhr vor Mittag,

„Und alle Schiffer sich erfreuten,
„Da sie den Stadtthurm sah'n von weiten,
„Und sprachen mit einander so:
„Ein gut Stück Wegs sind wir nun froh,
„Es sey uns Basel ein gut Zeichen,
„Daß wir nun Straßburg auch erreichen;
„Da wir den schlimmsten Weg überwunden,
„So wird der weitste auch gefunden.
„O Basel, du holdsel'ge Stadt,
„Die den Rhein in der Mitte hat,
„Allwo er nimmt einen neuen Gang,
„Von Mitternacht zum Niedergang,
„Du mußt gewiß sehr freundlich seyn,
„Weil durch dich freundlich rinnt der Rhein,
„Darum nach deiner Freundlichkeit
„Auch freundlich uns auf Straßburg leit'!"

Neue Ruderer wurden angestellt, und mit neuer Kraft das Schifflein dahin geführt. Zur Verwunderung aller wollte man mit doppelter Eile durch Basel hindurch schiffen, aber der Ruf von der kühnen, wagenden Schifffahrt, war schon bis Basel vorausgedrungen, und Jung und Alt hatte sich

auf der Rheinbrücke versammelt, die fremden Schiffer zu sehen und zu grüßen, und die große That,

„Und kühne Schifffahrt ihren Kinden,
„Wenn sie's nicht glaubten, zu verkünden,
„Besonders auch zu zeigen an,
„Wie kühne Arbeit alles kann."

Kanonendonner von der Brücke und Gewehrfeuer von den Thürmen, und der tausendfache Wunsch, der mächtige Gott möge den kühnen Schiffern beistehen, begrüßte die Helden, als sie durch die Rheinbrücke schiffen wollten, und bewegt über eine solche Theilnahme und Freundschaft der ihnen unbekannten Baseler, erwiederten sie den Gruß mit Pauken und Trompeten.

„Einen solchen Muth mög' Gott dem geben,
„Der will nach Ruhm und Ehre streben."

So hallte es aus dem Munde der Baseler den kühnen Schiffern nach, als das eilende Schifflein den Augen der Zuschauer entschwand.

Breisach war jetzt ihr Ziel, und bei Istein, von Eisstein so genannt, drohte ein neuer Strudel im Rhein, und die nahende Mittagssonne setzte die wackeren Ruderer in Schweiß, aber die Schiffer dachten:

„Kann unsern Muth keine Hitze spalten,
„Wird auch kein Eisstein ihn erkalten."

Und hinter ihnen lag der gefährliche Strudel, und vor ihnen Neuenburg, das also genannt,

„Weil hier der Rhein mit seinem Lauf,
„Dringt also stark und heftig drauf,
„Daß, ob man ihn umdammt beflissen,
„Er doch einen Stadttheil weggerissen."

Bewegt durch dieses Unglück, baten die Schiffer den Rhein, ihrer künftighin zu schonen, und als ob ein Pfeil vom Bogen flöge, waren sie vom Rheine schon auf Breisach fortgetrieben.

Dieses Städtchen lag einst mitten im Rhein, und war daher oft Grund des Streites zwischen den benachbarten Ländern.

Zwei Uhr Nachmittags war es, als sie in Breisach einfuhren, und doppelt wurde ihr Muth erhoben, als sie bedachten, daß hier der halbe Weg von Basel nach Straßburg zurückgelegt war; denn die Hitze der Mittagssonne hatte die wackeren Arbeiter tüchtig in Schweiß gesetzt.

Als die Trompeten die Ankunft der Schiffer verkündeten, strömte auch hier Alt und Jung herbei,

„Die zu beschauen,
„Die große Flüß' zu zwingen trauen."

Der freundliche Gruß der Breisacher wurde von den Schiffern freundlich erwiedert, und eilig, fast im Fluge, nahm das Schifflein, neue des Stromes kundige Breisacher Ruderer ein; man brachte von fremder Freundeshand den kühnen Schiffern Wein als Geschenk zur Labung, da die theilnehmenden Breisacher der Freude, die Helden in ihrer Mitte zu speißen, nicht theilhaftig werden konnten, und kaum behielt das eilende Schifflein so viel Zeit, den Freunden guten Dank zu sagen.

Noch 8 Stunde hatten die Schiffer auf Straßburg, sie wollten bei Tage noch dahin kommen, und nur die angestrengteste Arbeit vermochte das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Darum galt es jetzt, nicht Mühe, nicht Schweiß zu achten, sondern rüstiger und immer rüstiger Hand an die Ruder zu legen. Die Sonne entsendete ihre Strahlen glühend auf die Arbeiter, und ob ihr Schweiß fast von ihnen floß, ob sich die harte Hand manche drückende Schwiele erarbeitete, nichts konnte die Helden entmuthigen.

Sie waren voll des festesten Willens, voll der edelsten Gesinnung, daher fanden sie in den Hindernissen, welche die Natur ihnen entgegenstellte, nur ein Aufmunterungsmittel mehr zur Thätigkeit. Mochte die Sonne brennen, mochte sie stechen, es schien ihnen, als ob die Sonne mit ihnen im Laufe wetteifern und durch Sendung ihrer Strahlen auf die Arbeiter, das Schifflein zurückbringen wollte; es war, als ob

„Je mehr der Rhein das Schifflein stieß,
„Je mehr die Sonne Kraft bewies;
„Denn da mit ihren schnellen Gäulen
„Sie rüstig in die Höh' that eilen,
„Zu seyn in der Mitte zu Mittag,
„Allwo sie da ausspannen mag,
„Ward sie vom Eilen so erhitzt,
„Daß sie nur Strahlen von sich schwitzt,
„Die schoß sie hin und her gar weit,
„Besonders auf das Schifflein heut,
„Weil sie ihm gern vergönnet hätte,
„Daß es mit ihr lauf' um die Wette,
„Und nachthun wolle ihren Lauf,

„Mit ihr geh' nieder, wie auch auf.
„Denn mannlich achten die Gefährten
„Für nichts die Mühe, die Beschwerden,
„Ihre hitzige Ehr und Ruhmbegierd'
„Stritt mit der Sonne ungeirrt.
„Je mehr entzündet ward ihr Blut,
„Desto mehr entflammte nur ihr Muth,
„Denn Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost,
„Sind des Ruhmes und der Tugend Kost;
„Drum hielten sie der Sonne Stich,
„Für Anmannung, zu fördern sich."

So gelangte das Schifflein nach Rheinau, und als die Sonne sah, daß Muth und Emsigkeit der Schiffer gestärkt war,

„Besorgte sie, sich zu verweilen,
„So, daß das Schifflein vor ihr käme,
„Und ihr dann auch den Sieg wegnähme;
„Drum nahm sie, nur halb ausgeruht,
„Sich neue Pferde wohlgemuth,
„Ließ sich aus ihrem goldnen Saal,
„Und eilte schnell hinab zu Thal,
„Und sputet sich so emsiglich,
„Daß sie bei Rheinau vorüberstrich."

Obschon so den wackern Schiffern zuvorgekommen, wollte sie ihnen doch den Muth nicht nehmen, und, ihrem Untergange nahe, vergoldete sie noch die hohen Spitzen des Münsters in Straßburg, und zeigte den Schiffern, daß sie das Ziel ihrer Wünsche bald erreichen würden. Rüstiger gingen daher die Ruder, eilender haschte eine Welle die andere, beflügelter schienen sich die fernen, in den Rhein auslaufenden Ufer zu nahen, und immer näher und geräumiger zeigten sich dem Auge die Wohnungen Straßburgs.

Die Sonne, erwägend den Vorsprung, den sie vor dem Schiffe genommen,

„Ließ ihre Pferde langsam traben,
„Mehr Scherz noch mit dem Schiff zu haben."

Aber da sie zur Kühlung der Erde endlich hinabgehen mußte, blickte sie

„Zuletzt noch etlich mal herauf"

zu sehen, ob das Schifflein immer noch rüstig folge, und da sie die Arbeit bald vollendet sah, schaute sie noch einmal freundlich herüber, über die blauen Vogesen, grüßte die Schiffer zur guten Nacht, verschwand und befahl sie dem Rheine. —

Voll von Erwartungen vergaßen die Schiffer bald alle Beschwerden des Tages, und ruderten desto fertiger in den Rheingiesen, einem Arme des Rheins, der die Stadt Straßburg, gleichsam aus besonderer Freundschaft, umschlungen hält.

Die vaterländische Flagge wurde nun aufgesteckt und man rüstete sich zum Empfang. Es war gegen 8 Uhr Abends, die größte Strecke auf dem Rheingießen war zurückgelegt, und immer noch schwieg die Zürchische Trompete, um die Freunde in Straßburg desto leichter zu überraschen; aber vom Thurme herab erblickte man, um der Sitte gemäß die kommenden Schützen zu begrüßen, auch unser Schifflein, und verkündete durch die gellende Trompete die Ankunft.

Glücklicherweise aber hielt man die Zürcher Freunde nur für auswärtige Glieder der Schützengilde, und so ahnete man noch nicht, in welcher Absicht die wackern Schiffer sich auf den Weg begeben hatten.

Der Giesen führte immer näher und näher der Stadt zu, wo die Kränze des Ruhmes, der Lohn für ihre Ausdauer und Mühseligkeit, sie belohnen sollten.

Eine Menge des Volks, Männer und Frauen, Greise und Kinder, strömten ihnen entgegen, begrüßten das Schifflein schon vor den Mauern der Stadt und geleiteten es so seinem Ziele näher. Alles sollte dießmal der gastfreundlichen Fremdlinge froh werden; der alten Sitte gemäß, wurden den Kindern von dem Schiffe aus die mitgebrachten 300 Semmelringe zugeworfen, und unter diesen Belustigungen und tausend Begrüßungen und Glückwünschungen, gelangte man von dem Giesen in die Ill und so bis Mitten in die Stadt.

Kaum war das Schifflein gelandet, als schon zwei Herren des Raths mit aller Ehrerbietung die Gäste im Namen des Stadt- und Ammeisters bewillkommten und ihnen alle Gastfreundschaft verhießen. Dankbar und freundlich bewiesen sich die Zürcher für diese Ehrenbezeugungen.

Auf der Ammeisterstube war die Schützengesellschaft versammelt, und dahin wallte nun in feierlichem Zuge die ganze Gesellschaft. Voraus die Trompeter und Trommler in blauen Hosen, rothem Wamse, mit weißen Ueberkleidern und blauen

Waffenbändern. Dann folgten die Herren des Zürchischen Raths, in rothen Beinkleidern und kurzen Röcken, mit schwarzem, kurzem Mantelkragen umwallt, geführt von den beyden Rathsherren der Stadt Straßburg; nach diesen kamen die übrigen Fremdlinge in gleicher Kleidung, und in ihrer Mitte trugen sie, noch umhüllt, den die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehenden Breitopf.

Die schmetternden Trompeten und Trommeln lockten alle Bewohner an die Fenster, und alle wurden von Erwartungen erfüllt; denn so feyerlich, so prunkvoll, in so großer Anzahl, mit einem so abentheuerlichen Gefäße in der Mitte, aus dem Niemand recht wußte, was er machen sollte, war noch nie eine Schützengesellschaft gekommen, um an dem Feste Theil zu nehmen. Alles fragte, was mögen diese doch im Sinne haben, was mag das Gefäß bedeuten, und niemand konnte Red' und Antwort geben.

Schweigend — nur die Rathsherren Straßburgs wechselten Worte mit denen von Zürch — war der Zug in der Judengasse, wo die Zunft- oder Ammeisterstube belegen, damals der Maurerstube, angekommen; man trat in die Stube, wo alle Gäste des Schützenfestes, lustig schmausend, versammelt waren und durch die Ankunft der Zürcher seltsam überrascht wurden.

Bekannte, so wie Unbekannte grüßten sich; schweigend wurde die Tonne, in welcher der Hirsenbrey verschlossen war, geöffnet, und der Topf herausgenommen. Da trat der Beredtere aus der Gesellschaft der Zürcher hervor, wendete sich zu den Herren des Straßburgischen Raths und zu den verwunderten Gästen, und sprach: „Ehrwürdige liebe Herren, insondere guten Freunde! von Alters her schon bestand das Freundschaftsband der Städte Zürch und Straßburg, und durch die lange Zeit ward es ein heiliges Vermächtniß unserer Voreltern. Was ziemte uns mehr, ehrwürdige Herren, was bringt uns mehr Ehre, mehr Ruhm, als wenn wir die Tugend der Vorfahren in Ehren halten, wenn wir uns mühen, ihnen in allen guten Werken gleich zu kommen? Was, lieben Freunde, lag den Städten Zürch und Straßburg mehr ob, als das alte heilige Band der nachbarlichen Freundschaft zu bewachen und zu beschirmen, das die alten Alten so fest zwischen uns gewebt? Nun hat eine löbliche Stadt und Rath Straßburg schon lange der Zürcher Nachbarn vergessen, hat das Band, das noch vor wenig Jahren so herrlich blühte, verwelken lassen, hat nicht, wie es unsere Vorfahren gethan, uns freundlich besucht, sich mit uns erfreut und belustigt, und ist heimgezogen im freundlichen Gedenken der treuen Freunde und Nachbarn in Zürch, hat uns erwiedert, als wir sie aufforderten zur Erneuerung des Freundschaftsbündnisses, hat kalt geantwortet: die Stadt Zürch und Straßburg lägen zu fern, um schleunig im Nothfall sich Hülfe zu bringen. — Das, ehrwürdige liebe Herren und Freunde, hat uns dann recht tief geschmerzt, und darum sind wir gekommen, euch eines andern zu belehren. Sind wir nicht nahe Nachbarn, lieben Freunde, schöpfen wir nicht Wasser aus e i n e m Bache? Darum schauet her, insondere lieben Gönner und Freunde, und vernehmt, was wir euch verkünden, im Namen des hohen Rathes und der Gemeinde Zürich, ihr habt schwer geirrt! Schauet her, und vernehmt, daß wir so nahe Nachbarn sind, daß Zürch so nahe liegt an Straßburg, daß wir von Zürch den lieben Straßburger Freunden eher Hülfe bringen können und wollen, e h e e i n H i r s e n b r e y k a l t w i r d, d e n w i r i n Z ü r c h k o c h e n, u n d i n S t r a ß b u r g w a r m n o c h e s s e n k ö n n e n."

Jetzt hob er den Deckel des Topfes, und zur allgemeinen Freude wallte eine Dampfwolke empor aus dem köstlichen Brei. Alles war verwundert.

„Darum" fuhr er fort, „darum erkenne ein hoher Rath und Stadt Straßburg das Unrecht, was uns wiederfahren, darum nehmet den warmen Brey, den wir erst heute in Zürch gekocht, zum Geschenke und Denkmahl unserer Freundschaft, als den Beweiß, daß wir euch treue und nahe Nachbarn sind, und seyd von neuem unsere lieben guten Freunde, wie ihrs vor Alters und so lange gewesen, und nie komme eine Stunde über uns, die dieses neu geschlossene heilige Band zertrümmere! Das wolle Gott der Herr! Amen."

Gerührt von dem Edelmuthe der Gäste, umarmte man sie, dankte ihnen Brust an Brust für diese großmüthige That, und schloß von Neuem wieder, unter Freudenthränen das alte Band der Freundschaft.

Nachdem nun so das alte Freundschaftsbündniß wieder hergestellt war, sollte den müden Schiffern auch nichts zur Aufheiterung und Stärkung fehlen. Man lud sie zum Mahle, setzte die Gäste, um sie recht zu ehren, zwischen die Herren des Straßburgischen Rathes, und trug dann den geschenkten Brey auf den Tisch. Wie wunderten sich nun die Speisenden, als der in Zürch gekochte Brey noch die Lippen des Unvorsichtigen brannte! Man rühmte die Männer, die solchen Scherz ersonnen, und pries die kühnen, Müh' und Gefahr verachtenden Schiffer.

In den Gläsern perlte der Wein und wurde zur Ehre und zum Wohle der Schiffer getrunken; man gedachte der frühern Zeiten, der biedern Vorfahren, fühlte die Brust sich heben beim Lobe und Ruhme der Alten, und mit doppeltem Klange hallte die Musik den Gästen und gesellte sich zum Lebehoch, das den Schiffern ausgebracht ward.

Und als so beim Glase unter heitern Gesprächen der Abend vergangen war, begleitete man die Gesellschaft in den Hirsch, ein damaliges Wirthshaus, wo schon ein Nachtlager für sie bereitet war.

Am folgenden Morgen führte man sie hinaus auf den Schießplatz, und in das dazu erbaute Schießhaus. Es war vor dem Judenthor, an der Stelle, wo sich jetzt ein Spaziergang Straßburgs befindet. Dann besah man das Zeughaus, gegenüber die Speicher und Kellereien, und Abends gieng man nach der Schneiderzunft zu übernachten, weil hier die früher angekommenen Schützen der Eidgenossenschaft haußten. Am folgenden Tage, Freitags den 22. Juny, besah man Vormittags das Münster mit seinem herrlichen Uhrwerke, bestieg den Thurm, wo sie ein köstliches Morgenbrod von Salm und Hühnern mit dem besten Weine erwartete. Nachmittags wurden sie auf die Pfalz, das damalige Rathhaus, und auf die Kanzlei begleitet, auch zeigte man ihnen den Marstall, wo Straßburg in damaliger Zeit zu Römerzügen, oder zu Kaiserkrönungen, oder zu Befehdungskriegen stets Pferde in Bereitschaft haben mußte. Von hier gieng man ins Spital, wo ein Abendtrunk bereit war, mit Wein von hundert und vierzig Jahr. Der Tag darauf, Samstag der 23. Juni, war nun von den Schiffern, die nicht gekommen, um an den Freuden des Freischießens Theil zu nehmen, sondern bloß um den lieben Straßburgern ihre freundliche Gesinnung zu bezeugen, zur Heimkehr festgesetzt. Zum Andenken der Schifffahrt schenkten die Zürcher den Hirsebreytopf und das glückliche Schiff, auf welchem sie gekommen, der Stadt Straßburg, und zum ewigen Gedächtniß ward der Topf gleich auf das Zeughaus gestellt, wo er jetzt noch, nach beinahe 300 Jahren, aufbewahrt wird, und wovon Tafel LI., die an Ort und Stelle gefertigte, getreue Abbildung zeigt.

Alles dankte den Zürchern nun für den Freudenbesuch, und als Abgeordneter des Magistrats, erschien selbst der würdige Ammeister, Stephan Sturm, begleitet von mehreren Stadtmeistern, denen Staatsbediente mit Geschenken folgten, und hob an: „Ehrwürdige liebe Herren, insondere guten Freunde und Gönner! Rath und Gemeinde fühlen den Werth der Freundschaft und die Ehre eures Freudenbesuchs. Ihr habt die alte Nachbarschaft eurer Väter erneuert. Nicht nur uns bleibt eure kühne That unvergeßlich, sondern auch Kindern und Kindeskindern wollen wir sie zur ewigen Gedächtniß erzählen. Ihr habt so freundschaftlich an uns gehandelt, daß uns jede Gelegenheit fehlt, euch einen ähnlichen Beweiß unserer Erkenntniß zu geben. Nehmt daher dieß Wenige von uns als Geschenk zum Gedächtniß an; der Wille unserer Stadt mag den Werth dieser Geschenke erhöhen, und wenn einst in späteren Tagen, wo wir schon Staub und Asche sind, unsere Enkel sich entzweien, wenn je von unserer Seite die einstige Freundschaft wieder ausser Auge gesetzt wird, dann laßt eure Enkel, ehrwürdige Freunde, die unsern an Pflicht und Dankbarkeit mahnen durch diese Denkzeichen eurer Thaten, und der Herr unser aller, der die Handlungen leitet und der euch in unsere nachbarliche Freundesarme zurückführte, mag dann seinen Segen verleihen, daß auch zwischen den kommenden Geschlechtern, die alte Freundschaft wachsen und blühen möge, früh und spät! Amen."

Mit diesen Worten überreichte er jedem der glücklichen Schiffer eine Fahne, von weißer und rother Farbe, in der Mitte mit dem Straßburgischen Wappen geziert, und ausserdem einem jeden einen damastnen Beutel mit 5 Denkmünzen, zum Gedächtniß der Schifffahrt und zum Ruhme der Helden

geprägt. So geschmückt, wallte die Gesellschaft im feierlichen Zuge, geführt von den Hohen des Raths, auf die Ammeisterstube, um hier das letzte frohe Mahl mit den Gästen zu genießen.

Nichts hatte die Stadt Straßburg, während der Tage der Anwesenheit der Gäste, fehlen lassen, was irgend zur Erheiterung und Belustigung ihrer dienen, was irgend jene Freundschaft der Züricher erwiedern konnte; aber heute, beim letzten frohen Mahle, hatte man besonders alle Kräfte aufgeboten. Nie hatte die Musik so voll, so zum Herzen geklungen, als eben heute, nie war das Mahl so reich besetzt, nie hatte der Wein so köstlich gemundet, als jetzt. Es schien, als ob selbst Speise und Trank und Musik sich bemühten, den lieben Gästen den Abschied noch schwerer zu machen. Und als sich die Stunde des ehrenvollen Abschieds näherte, stunden schon sechs Wagen, mit Plänen gegen Sonne und Regen geschützt, zur Aufnahme der Gäste bereit. Das wenige Gepäck wurde hineingelegt, die Glücklichen stiegen auf, und die Fahnen wurden zu den Oeffnungen der Wagen auf beiden Seiten hinaus gestreckt. Stadt- und Ammeister und andere Glieder des Raths, auf 30 Pferden, begleiteten sie; die Musik tönte voraus und erheiterte die Gäste und Gastfreunde. Selbst zween Grafen, von Hanau und von Wittgenstein, beehren die Gesellschaft durch ihr Geleit. Man begleitete so die Freunde bis zur Marchbrugg; hier stieg man von Pferd und Wagen. Schon stand ein ländliches Abendbrod von Kuchen und Wein bereit. Trinkend und segnend, mit Glückwünschen und kräftigem Handschlag feyerte man den letzten Abschied, als wollte jeder, sagt die Geschichte, sich unvergeßlich machen. Boten wurden nun vorausgeschickt, um Wohnungen zu bestellen und alles für die Gäste zu bezahlen.

In Bennfelden übernachtete man den ersten Abend; zu Schlettstadt stellte man den andern Tag zu Mittag ein, und selbst diese Stadt blieb nicht ungerührt von der That der Züricher, denn den Wein wenigstens mußte die Gesellschaft zum Geschenke annehmen. Den Abend erreichte man Colmar Am folgenden Montag fuhr die Gesellschaft bis Mühlhausen und am Dienstag bis Basel. Auf der Hinreise war es den freundlichen Bewohnern dieser Stadt nicht gelungen, in ihrer Mitte die kühnen Schiffer zu erfreuen, darum bemühten sie sich heute, ihnen ihre Theilnahme zu beweisen, und bewirtheten sie, unter allen Ehrenbezeugungen, aufs freundschaftlichste.

Hier waren nun die Züricher wieder auf eidgenossischem Gebiete, daher schickte man die Wagen mit Dank den Straßburger Freunden zurück, und setzte den Weg zu Pferde der Heimath zu, über Altstetten fort. Beehrt zu Brugg mit dem gastfreundlichen Argauerwein, speisten sie zu Altstetten zu Mittag, und angelangt auf ihrem Schützenplatze zu Zürich, bereiteten sie sich zu einem feyerlichen Einzug in ihre Vaterstadt.

Es war am 28. Juny, 4 Uhr Nachmittags, als der Einzug begann. Was auf den Straßen nicht von Städtern besetzt war, füllten die Bewohner der Umgegend. Voraus gingen die drei Trompeter, den Feldmarsch blasend; darauf folgten die Söhne der Schiffer, welche vom Schießhause aus, die von Straßburg geschenkten und geschmückten Fahnen trugen, je zwey und zwey daherschreitend, hinter ihnen die Trommler und Pfeiffer, und dann kam der Zug der glücklichen Schiffer. Alle waren in ihrer gewohnten Festkleidung, und die Jünglinge, welche die Fahnen trugen, waren ganz in roth gekleidet und geschmückt mit schwarzen Hüthen, auf deren jedem eine Feder prangte. An allen Fenstern standen Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, Kinder und Greise, welche mit frohem Wohlbehagen auf die ruhmgekrönten Helden hinabsahen. Darum wogte der Zug auch fern durch alle Straßen der Stadt, um jeden an der Freude des Siegs Theil nehmen zu lassen. So gelangte man endlich bei dem Gasthofe zum Schneggen an, wo man sich, zum Beschlusse der fröhlichen und kühnen Fahrt, noch an einem bescheidenen Mahle letzte. Hier war es auch, wo in demselben Jahre, am 21. November, sämmtliche Glieder dieser Gesellschaft noch mit lebhafter Erinnerung 104jährigen Ellsäßer tranken, Brod von 110jähriger Frucht aßen und mit 197jährigem Salze die Speisen würzten, alles Ehrengeschenke von Straßburg. Alter Bülacherwein, vom Pfarrer, ihrem Reisegefährten, geschenkt, war ihr Tafelwein. Doch ehe sie sich trennten, ward beschlossen, den 20ten Tag im kommenden Jahre zum Gedächtniß der glücklichen Schifffahrt feyerlich zu begehen.

Lange noch blieb der Nachhall von diesem Freudenfeste der Väter; die Denkmünzen Straßburgs wurden zu einem kunstvollen Pokale geformt, und heut zu Tage noch nennt dieser aufbewahrte Pokal die Geschichte der glückhaften Schiffer in folgender auf demselben angebrachten Inschrift:

1576. den. 21. Juni.
Inn. disser. Zahl. der. Jaren.
Sind. wir. von. Zürich. gefaren.
gen. Strasburg. in. einem. Tag.
Drum. man. uns. diesse. 5. Pfenig. gab.
Zur. Dechtnifs. mit. eim. Sekel. und. Fanen.
In. disser. Gsellschaft. allen. samen.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerey.

